3 1761 07991560 9

150.

Die

Weltgeschichte

für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Achter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1807.

In der Frölichschen Buchhandlung.

Die

Weltgeschichte

für

die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Achter Theil.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin, 1807.

In der Frölichschen Buchhandlung.

D
20
B39
1804.
t. 8

Inhalt.

I. Die Deutschen.

		Seite
1.	Einleitung	3
2.	Ausbruch des dreißigjährigen Krieges .	9
3.	Ausbreitung des Krieges in Deutschland	22
4.	Dännemark mischt sich in den Krieg .	32
5.	Innere Bewegungen über Oestreichs Uebermacht	50
6.	Gustav Adolf	72
7.	Die Zerstörung Magdeburgs . .	95
8.	Die Schlacht bei Leipzig . . .	100
9.	Gustavs Zug an den Rhein . .	109
10.	Wallensteins Wiedererhebung . .	113
11.	Tilly's Tod	123
12.	Gustav Adolf in Baiern und Schwaben	127
13.	Gustav und Wallenstein bei Nürnberg	132

Seite

14. Gustav Adolfs Tod 139
15. Pappenheim 149
16. Oxenstierna 153
17. Wallensteins Verrätherei . . . 157
18. Der Prager Friede 180
19. Ferdinands II. Tod 185
20. Fortsetzung des Krieges unter Ferdinand III. 189
21. Torstenson 193
22. Ende des Krieges 201
23. Der westphälische Friede . . . 203
24. Deutschland nach dem Frieden . . 215
25. Deutschland unter Leopold I. . . 228

II. Die Franzosen.

1. Innere Unruhen in Frankreich . . 273
2. Richelieu's Staatsverwaltung . . 283
3. Der Kardinal Mazarin 328
4. Die Fronde 330
5. Condés Empörung 352
6. Ludwigs XIV. Lehrjahre . . . 364
7. Dessen Regierungsanfang . . . 374

Seite

8. Erster Raubkrieg Ludwigs XIV. . . 386
9. Zweiter — — — . . 389
10. Begebenheiten von 1678 — 1685. . 410
11. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 417
12. Die Frau von Maintenon . . . 423
13. Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV. . 430
14. Kulturstand Frankreichs unter Ludwig XIV. 440

III. Die Engländer.

1. Zustand des Reichs unter Jakob I. . 456
2. Karl I. 459
3. Die Republik 517
4. Karls II. Flucht 526
5. Schiffahrtsakte, Parlamentsreinigung, Bareboneparlament 530
6. Cromwels Protektorat 540
7. Richard Cromwel 551
8. George Monk 554
9. Karl II. 561
10. Jakob II. 569

Seite

11. Wilhelm III. 581
12. Englands Kultur im siebzehnten Jahrhundert 583

IV. Die übrigen Völker.

1. Portugiesen 592
2. Spanier 595
3. Holländer 602
4. Dänen und Norweger 615
5. Schweden 629
6. Russen 644
7. Polen und Preußen 659
8. Ungern und Türken 665
9. Italiäner und Schweizer . . . 668

Register 671

Neuere Geschichte.

Zweites Buch.

Von 1618 bis 1700.

I.

Die Deutschen.

1.

Einleitung.

Bisher hat uns die neuere Geschichte nur werdende Staaten gezeigt, und Regenten, die entweder mit ihren Vasallen um die Unabhängigkeit ihrer innern Macht, oder mit benachbarten Reichen um die Vergrößerung ihrer äußern stritten. Als die mächtigsten Staaten haben wir Frankreich und Spanien verlassen. In diesen beiden Reichen war nämlich der Kampf mit dem Adel schon völlig entschieden, die ganze Kraft der Regierung in ein einziges Haupt vereinigt, und durch die festgesetzte Erblichkeit der Krone jeder künftigen Empörung der Vasallen vorgebeugt.

In Polen herrschte von allem das Gegentheil, daher war dieses Reich das kraftloseste, unglücklichste und verwildertste von allen. Auch Schweden war damals noch ein Wahlreich, und nur unter kräftigen Königen blühend. In England war die königliche Macht durch das Parlament so beschränkt, daß auch dieses Land in ewigen Streitigkeiten mit sich selbst lag. Dännemark kam wegen seiner Armuth, und Rußland wegen seiner Wildheit und Entlegenheit noch in keine Betrachtung. Der deutsche Kaiser hatte zwar die weitläuftigsten Besitzungen, allein keine einzige derselben war beruhigt, und Ungarn, Böhmen und Deutschland waren damals noch Wahlreiche.

Soviel man nun auch meinen könnte, daß jeder Regent zu thun gehabt hätte, wenn er für den innern Wohlstand seiner Staaten hätte sorgen wollen, so richtete doch jeder vielmehr seine Augen auf seine Nachbarn, und bemühte sich, ihre Verlegenheiten zu seiner Vergrößerung zu benutzen. Dieser Trieb, sich auszubreiten, liegt so sehr in der menschlichen Natur, daß es sehr thöricht wäre, die Fürsten deshalb unbedingt zu tadeln. Die Sorge für das Innere ist ohnehin weit mehr eine Sache der Unterthanen selbst, deren Bedürftigkeit sie auf Vorschläge zur Verbesserung ihrer Lage führt, und der beste König kann nie mehr thun, als diesen ihm gemachten

Vorschägen Gehör geben. Von allen wohlthätigen Einrichtungen, die je ein weiser Monarch zur Verbesserung der Staatsverfassung gemacht hat, ist gewiß keine einzige in seinem Kopfe entsprungen, sondern sie sind höchstens von ihm auf den Vorschlag seiner Unterthanen geprüpft und genehmigt worden. Ist nun aber ein Volk noch so wenig aufgeklärt, daß es selbst nicht anzugeben weiß, was es verbessert wünscht, oder was ihm Verbesserung seyn würde, so kann auch der Regent wegen seiner Unthätigkeit nicht getadelt werden.

Erst die zunehmende Civilisation der Staaten, und besonders der immer mehr sich ausbreitende Handel trieb die Fürsten an, sich ihrer Unterthanen ernstlicher anzunehmen. Je mehr nützliche Fabrikate der deutsche, französische, niederländische und spanische Kunstfleiß hervorbrachte, desto mehr mußten die Kaufleute ihre Kundschaften zu erweitern suchen. Von daher schreiben sich die ersten Bemühungen der südlichern Mächte, die nördlichern und entferntern näher an sich zu ziehen; von daher die allgemeinere Rücksicht auf das Interesse der ganzen europäischen Staatengesellschaft. Die Herrscher der Erde lernen sich nun einander immer näher kennen, und dies dient nur dazu, ihre Eifersucht zu vergrößern. Man fängt jetzt an, von einem Gleichgewicht in Europa zu sprechen, und obgleich dies

im strengern Sinne des Worts nie Statt gefunden hat, so hat es doch immer der Eifersucht und der Mißgunst zum Vorwande dienen müssen, so oft selbst ein entfernterer Herrscher seine Macht zu erweitern versucht hat.

Diese Erhörung der verschiedenen Staatsinteressen und diese ausgebreitetern Verhältnisse machen die neuere Geschichte unendlich verwickelter als die alte, und für ungeübte Beobachter schwieriger und trockner. Die Kriege bestehen nun nicht mehr in kurzen, planlosen Prügeleien, sondern die Methode, sie zu führen, wird allmälig zur feinsten Kunst und Wissenschaft. Ein kluger Staatsmann regiert von seinem kleinen Kabinett aus die Bewegungen eines ganzen Welttheils, hält einen Gesandten in jeder auswärtigen Hauptstadt, und einen Consul in jedem fremden Handelsplatze; Couriere mit Depeschen gehen fast wöchentlich hin und her, aus einem Lande in das andere; der kleinste Vorfall in Wien und London wird nach Paris berichtet; Spione werden aufs theuerste besoldet; fremde Minister, Statthalter, Maitressen, werden bestochen; vor einer Kriegserklärung gehen tausenderley geheime Unterhandlungen mit andern Mächten vorher; man stiftet Bündnisse; entfernte Staaten schießen Geld (Subsidien) dazu her, oder geloben Neutralität, und die Tractaten und Klauseln gehn ins Unendliche. Dies letztere ist

es besonders was die neuere Geschichte in den Ruf der Trockenheit gebracht hat, allein dem Jugendschriftsteller wird es erlaubt seyn, die minder wichtigen Verhandlungen ganz zu übergehen, und auch von den entscheidendern nur die Resultate anzugeben. Dabey muß ich dann freilich die jungen Leser erinnern, sich das, was ich als kurz auf einander folgend erzähle, ja nicht in der Wirklichkeit auch als so rasch abgemacht vorzustellen, sondern sich vielmehr zwischen jeden zwey öffentlichen Begebenheiten eine Menge geheimer Unterhandlungen, vorwärts und rückwärts gethaner Schritte, gelungener und vereitelter Versuche, entworfener und wieder verworfener Plane hinzuzudenken.

Den gegenwärtigen Schauplatz eröfnet eine Begebenheit, von welcher das eben gesagte in einem ganz besondern Grade gilt, der weltberühmte dreißigjährige Krieg. Der Anfang desselben war, wie schon Thl. VI. erzählt ist, eine Empörung östreichischer Unterthanen gegen Oesterreich. Kraft des jedem Menschenherzen tief eingepflanzten Neides erregte diese Empörung in allen auswärtigen Staaten eine recht herzliche Freude, denn Frankreich, die Niederlande und die deutschen Protestanten hatten die harte Zuchtruthe noch nicht verschmerzt, die Karl V. über sie geschwungen hatte. Daß dies Haus noch immer im Besitz zweier Königreiche, einer Kaiserwürde

und weitläuftiger Ländereien in Deutschland seyn sollte, konnten ihm die übrigen europäischen Mächte gar nicht vergeben; daß es aber gar die alte Verwandschaft mit Spanien noch immer festhielt, ja durch neue Verschwägerungen noch enger knüpfte, erregte besonders in den herrschsüchtigen Franzosen die peinlichste Besorgnisse. Niemand indessen hatte mehr Ursach, den Böhmen einen guten Erfolg zu wünschen, als die protestantischen Fürsten Deutschland, die, weit entfernt, durch den Religionsfrieden im ungestörten Genusse ihrer Freiheit zu seyn, vielmehr aus tausend jesuitischen Neckereien und offenbaren kaiserlichen Beleidigungen sahen, daß es darauf angelegt sey, nur frische Kräfte zu sammeln, um in einem zweiten Schmalkaldischen Kriege das mit besserm Glücke zu versuchen, was Karl V. nicht hatte zu Stande bringen können. Man weiß aus Thl. VI. daß mehrere von ihnen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten ein Bündniß unter dem Namen der Union geschlossen hatten, aber auch, daß ihnen zum Trotze die wichtigsten katholischen Fürsten in einem weit festeren Gegenbunde standen, den man die Lige nannte, und dessen Haupt der kluge und tapfre Herzog Maximilian von Baiern war. Von dieser Lige hatte sich die Union wahrlich keines Guten zu versehen, wenn sie nicht einen Beistand erhielt, der stärker war, als ihre eignen Waffen. Die-

sen nun glaubten sie frohlockend in den insurgirenden Böhmen gefunden zu haben.

2.

Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

(1618 — 1622)

Bald nach dem Aufstande des böhmischen Volks erschien ein kaiserliches Heer, aber Graf Thurn stellte sich ihm mit einem nicht schlechteren gegenüber. Der Regierungsausschuß sandte schnell nach fremder Hülfe, und sogleich traten Schlesien und die Lausitz dem Bunde bey, und die protestantischen Fürsten des nördlichen Deutschlands erlaubten dem Grafen Ernst von Mansfeld, einem treflichen Kriegsmanne, der sich bey dieser Gelegenheit etwas versuchen wollte, Truppen in ihren Ländern zu werben. Gegen den Herbst hatte er ein Herr beisammen, und marschirte damit in Böhmen ein. Der Winter ging ziemlich unthätig vorüber, aber im Frühling nahm Thurn Mähren in Besitz, und drang in Oestreich selbst ein. Mitten unter diesen Unruhen starb Kaiser Matthias zu Wien, den 20sten März 1619 *)

*) Nach den neuen Kalender, wie alle folgende Zeitangaben.

Sein bestimmter Nachfolger Ferdinand II. verlor in dieser mißlichen Lage die Besonnenheit nicht. Auch hatte er in dem General Boucquoi einen Feldherrn, auf dessen Klugheit er sich verlassen konnte. Noch war er nicht zum Kaiser gewählt, auch selbst die Nachfolge im Erzherzogthume machten ihm die protestantischen Stände streitig. Die Kühnheit der letztern ging so weit, daß sie, während Thurn die Stadt Wien belagerte, eine Deputation von 16 Edelleuten an ihn erließen, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihre Bewaffnung und in ihren Beitritt zu dem böhmischen Bunde verlangten. Einer dieser Verwegenen, ein Herr von Evergassing, soll ihn sogar bey den Knöpfen seines Wamses gefaßt, und mit drohender Stimme gefragt haben, ob er bald unterschreiben werde. Nur ein höchst unerwarteter Zufall konnte diesen mißlichen Auftritt für Ferdinanden ehrenvoll endigen; es schmetterten nämlich in dem Augenblick Trompeten durch den Schloßhof, die die Ankunft eines frischen Kürassierregiments ankündigten, und den Abgesandten einen solchen Schreck einjagten, daß sie sich auf der Stelle beurlaubten. Diesem Glücksfalle folgten mehrere andere. Die Wiener Studenten und 1500 Bürger bewaffneten sich für Ferdinanden, Mansfeld ward in Böhmen geschlagen, und dies nöthigte den Grafen von Thurn, sich von Wien da seine Hofnung auf den

Beistand der wienerischen Protestanten nun vereitelt war, wieder zurückzuziehen.

Wie froh war Ferdinand, als er dieser Gäste für diesmal entledigt war. Da Deutschland jetzt noch ruhig war, so trat er geschwind seine Reise nach Frankfurt an, wohin er die Kurfürsten zur Kaiserwahl beschieden hatte. Zwar hatten die Unirten diese Wahl unter der Hand zu hintertreiben gesucht, allein da niemand gern der Erste seyn wollte, Oestreich feindlich anzugreifen, so schmiegte sich zuletzt alles nach Ferdinands Willen. Die böhmischen Gesandten, die geradezu protestiren wollten, wurden gar nicht vorgelassen. So geschah die Wahl den 28. Aug. und die Krönung den 9. Sept. 1619.

Die Rachsucht trieb jetzt die Böhmen zu dem äußersten Schritte. Noch eilf Tage vor dem Abschluß der Kaiserwahl (denn die Gesandten waren rasch zurückgekehrt) entsetzten sie durch eine feierliche Acte Ferdinanden des böhmischen Throns, und wählten sich eigenmächtig einen neuen König. Unter mehreren dazu in Vorschlag gebrachten Häuptern erhielt die meisten Stimmen Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, ein Schwiegersohn Jakobs I. von England; theils weil man sich von dieser seiner hohen Verbindung kräftigen Schutz versprach, theils weil er selbst für einen edlen und freigebigen Fürsten galt, und bey verschiede-

nen Gelegenheiten schon einen gewissen emporstrebenden Sinn gezeigt hatte, der den zur Behauptung einer Krone erforderlichen Muth erwarten ließ, auch war er als Besitzer der Oberpfalz den Böhmen nahe. Aber in den beiden ersten Rücksichten hatte man sich verrechnet. König Jakob war ein ängstlicher, wunderlicher Mann. der sogar aus theologischen Gründen die Erhebung seines Schwiegersohns mißbilligte, und das rebellische Benehmen der Böhmen als ein gefährliches Beispiel für andere Unterthanen verabscheute. Und Friedrichs Liberalität war mehr Leichtsinn, und sein Stolz nur flüchtige Eitelkeit. Selbst sein Calvinismus schadete ihm bey den lutherischen Böhmen. Daß er aber ein so mißliches Spiel übernahm, ohne alle Kenntniß des Gegners, ohne die Klugheit, die verschiedenen Häupter der Insurgenten zu vereinigen und sämmtlich für sich zu gewinnen, ja ohne selbst Soldat zu seyn — das mußte ihm schon in den Gemüthern aller Verständigen ein böses Schicksal prophezeihen.

So dachte indessen sein Hofprediger Scultetus nicht. Dieser bewies ihm aus der Bibel, daß es seine Pflicht und Gottes Wille sey, die ihm angebotene Krone anzunehmen, damit sie nur einem katholischen Haupte entrissen werde. Auch seine Gemahlinn warf ihm Feigheit vor, vermöge welcher er wohl Herz gehabt habe, um

eine Königstochter zu freien, nicht aber selbst sich eine Krone zu erstreiten. Eine Nachricht, daß der tapfre Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, sich mit ihm vereinigen, und den Kaiser in Ungern angreifen wolle, erhöhte Friedrichs Muth noch mehr, und so nahm er wirklich das Scepter an. Am 25. October 1619 ward er zu Prag gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Der neue Kaiser sprach dagegen auf seinem Rückwege von Frankfurt bey seinem Jugendfreunde, dem klugen Herzoge Maximilian von Baiern in München ein. Die Freundschaft dieses Mannes, der nicht nur das Haupt der Lige, sondern auch für sich selbst einer der bedeutendsten Reichsfürsten war, mußte ihm billig vor allen Dingen wichtig seyn. Maximilian machte es wie jeder vorsichtige Mann: er weigerte sich lange, sich vorwitzig in meitläuftige Händel zu mischen, die ihn nicht nahe angingen; aber als er endlich, von Ferdinand überstimmt, das Wort von sich gegeben hatte, handelte er auch mit unermüdbarem Eifer demselben getreu, und ihm verdankte der Kaiser den größten Theil der mancherley guten Wendungen, die das Glück in dem nachfolgenden Kriege für ihn nahm.

Ein kaiserlicher Botschafter mußte hierauf in Madrid bey Philipp III. seine Beredsamkeit versuchen. Auch dieser wollte lange nichts von ei-

nem Kriege in Deutschland wissen; nur die gräßliche Vorstellung von dem Ueberhandnehmen des Lutherthums in diesem gottlosen Lande machte zuletzt einen solchen Eindruck auf ihn, daß er drein willigte, dem Kaiser Hülfe aus den Niederlanden zu senden. Der Befehl dazu ward auf der Stelle an den General Spinola ausgefertigt.

Aber auch die Gegenparthey war nicht müßig. Der neue Böhmenkönig Friedrich zog von Prag nach Nürnberg, wo eine Versammlung der Unirten ausgeschrieben war, und lud sie zu seinem Beistand ein. Allein da jeder gern so lange als möglich aus dem Spiele zu bleiben wünschte, so fehlte es den guten Leuten an Ausflüchten nicht. Ja anstatt ihm neue Geldbeiträge zu bewilligen, legten sie ihm vielmehr eine Menge alter Rechnungen vor, die sie erst bezahlt wissen wollten; so daß von diesen kleinmüthigen, in ihren Interessen so sehr getheilten Fürsten wenig Hülfe zu erwarten war. Nichts desto weniger hörten sie nicht auf, sich unter einander zu besprechen, um auf allen Fall auf einen Angriff des Kaisers oder der Lige gefaßt zu seyn, welche letztere Maximilian von Baiern immer kräftiger verstärkte, indeß noch ein anderer Bund von dem thätigen Kurfürsten von Mainz ausging, welcher letztere aus eigener Bewegung Kölln, Trier und Hessen, ja selbst den Kurfürsten Johann Georg II. von Sach-

sen, zu Mühlhausen zu dem Versprechen bewog, im Fall der Noth dem Kaiser beizustehen.

Kein Fürst hat in diesen Händeln eine so elende Rolle gespielt, als dieser Johann George. Anstatt an die Spitze seiner Bundesgenossen zu treten, wie es dem Stärkeren geziemt hätte, zog er sich theils aus Furcht, theils aus Neid, theils aus Eigennutz von ihnen zurück, und erwartete es, daß ihm der Kaiser seinen Beistand abkaufen sollte. Es verdroß ihn, daß die Böhmen nicht ihn statt des Pfälzers gewählt hatten, und sein Hofprediger ärgerte sich über die kalvinistischen Brandfüchse, wie er sie nannte, noch mehr als zuvor, seitdem sie so glücklich geworden waren. „O wie Schad, o wie großer Schad, schrieb er in einem Briefe, um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen, und den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!“ Dem Lutheranismus, meint er, hätten sie eher gebührt, denn das war seine Partey. Wirklich überwog dieser frische Neid den alten Haß gegen die Katholischen, und von des Kaisers Verheißungen gekrönt, schloß Sachsen, die Wiege des Protestantismus, einen geheimen Bund mit Oesterreich zur Bekämpfung seiner eigenen Brüder.

Ueber alle diese Unterhandlungen war fast

ein Jahr verstrichen. Ferdinand, nun seiner Ueberlegenheit gewiß, that jetzt den ersten öffentlichen Schritt, indem er Schreiben an Friedrich und an die deutschen Fürsten ergehen ließ, jenem befehlend, der böhmischen Krone zu entsagen, diesen, keine Werbungen in ihren Ländern zu gestatten. Keins von beiden Geboten ward befolgt; vielmehr eilten die Unirten, die aus den in allen Weltgegenden sich zusammenziehenden Wolken einen nahen Sturm besorgten, sich, so gut sie konnten, zu schützen. Ein Markgraf Johann Ernst von Anspach warf sich zu ihrem Feldherrn auf, warb in der Geschwindigkeit ein mäßiges Heer. und zog sich damit in die Nähe von Ulm, um den gefürchteten Herzog von Baiern besser beobachten zu können. Dieser sah ihre Bewaffnung als eine Ausforderung an, und rückte mit seinen längst gesammelten ligistischen Truppen ins offene Feld. (im Jun. 1600.)

Aller Augen waren jetzt auf den schwäbischen Kreis voll banger Erwartung gerichtet. Hier, glaubte man, würde sich die schwere Gewitterwolke zuerst entladen. Eben drohte auch von den Niederlanden herab der spanische Feldherr Spinola mit 24000 Mann in die Rheinpfalz zu ziehen, um an dem Frevler Friedrich die Execution zu vollstrecken. Aber zu allgemeiner Verwunderung blieb alles still, Maximilian unterhandelte mit den Häuptern der Union in Ulm,

ein

ein französischer Gesandter, der wegen der eignen Unruhen in Frankreich ihnen keine Hülfe versprechen konnte, rieth ihnen zum Vergleich mit dem Kaiser; sie selbst, arm an Hülfsmitteln, den Krieg zu führen, uneins unter einander, geschreckt vom Spinola, von Sachsen, von Baiern und vom Kaiser, wenig vertrauend auf Böhmen und Siebenbürgen, und in gerechter Furcht, von dem Löwen, den sie reizen wollten, verschlungen zu werden — versprachen sie, sich ruhig zu verhalten, die Waffen niederzulegen, und Friedrichen seinem Schicksal zu überlassen. (3. Jul. 1620.)

Das war eine große Erquickung für den Kaiser. Sein treuer Bundesbruder Maximilian wollte nun sein Heer nicht umsonst versammelt haben; er eilte damit sogleich nach Oberöstreich, wo der protestantische Adel noch immer in einer revolutionären Gährung war, und seinem Landesherrn trotzte. Wie ein Orcan überfiel er sie, und durch seine bloße Erscheinung brachte er sie zum Gehorsam. Sie mußten ihrem rechtmäßigen Herrn huldigen, und mehreren alten Privilegien zur Strafe entsagen. Um dieselbe Zeit kam Boucquoi aus Ungarn, wo er den Bethlen Gabor gezüchtigt hatte. Maximilian vereinigte sich mit ihm, und nun ging es rasch auf Böhmen los. Während sich die Böhmen gegen Süden wandten, um diesem Sturme zu begegnen, brach der Kurfürst von Sachsen als kaiserlicher

Commissarius in Norden ein, und besetzte nach kurzem Kampfe die ganze Lausitz. Der geängstete Friedrich ruft den Adel des Landes auf, allein dieser war längst nicht mehr mit ihm zufrieden. Sein Hang zum Wohlleben, seine Sorglosigkeit, seine Zurücksetzung inländischer Feldherren und Rathgeber, sein unklug vertheidigter Calvinismus, hatte ihm alle Gemüther abwendig gemacht; Mansfelds und Christians Heere, die nicht besoldet wurden, hatten schon seit einem Jahre das Volk gedrückt und ausgesogen, und die Verwirrung der gemeinen Meinung war so groß, daß man nicht wußte, ob man sich Friedrichs oder des Kaisers Herrschaft lieber wünschen sollte. Wo aber der Volksgeist so unentschieden ist, da hat ein entschlossener Gegner leichtes Spiel, und so flohen denn auch die Böhmen vor Maximilians und Boucquois Angriffen wie gescheuchte Rehe nach Prag zurück. Hier verschanzten sie sich vor der Stadt auf dem sogenannten weißen Berge. Fürst Christian von Anhalt und der Graf von Hohenlohe befehligten sie. Sie waren noch nicht mit ihrer Verschanzung fertig, als das vereinigte kaiserliche und baierische Heer schon erschien. Boucquoi zauderte noch, aber der heftige Maximilian rieth zum Angriff, und begeisterte alle seine Krieger dazu. So erfolgte jene berühmte Schlacht (8. Nov. 1620.), die in weniger als einer Stunde das

Schicksal Böhmens und Friedrichs entschied, indem nicht nur 4000 Böhmen auf dem Platze blieben, sondern auch das ganze Geschütz (in allem nur 10 Stücke) nebst hundert Fahnen in die Hände der Sieger fiel. Es war gerade an einem Sonntage, und zwar an dem, an welchem in den Kirchen über die Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, gepredigt wird. Man kann denken, welchen Stoff zu Betrachtungen dieser zufällige Umstand der in solchen Dingen besonders sinnreichen Menge gegeben haben werde.

König Friedrich, der sich nicht bey dem Heere aufhielt, hatte eben an der Tafel gesessen, als die Nachricht von dem Anrücken der Feinde gekommen war. Er war sogleich zur Stadt hinaus geeilt, hatte den Wall erstiegen, und das schreckliche Gewirr und die Flucht der Seinen von ferne gesehen. Jetzt, da sie näher kamen, eilte er mit ihnen in die Stadt zurück, deren Thore sogleich vom Feinde besetzt wurden. Maximilian forderte ihn auf, sich binnen 8 Stunden zu erklären, ob er auf seine angemaßte Würde Verzicht thun wolle. Statt der Antwort entfloh er am andern Morgen mit dem Fürsten von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe und Thurn nach Breslau. Seine Begleiter beschworen ihn, noch nicht alle Hofnung aufzugeben sondern sich in Glaz zu werfen, von wo aus er

dem Feinde noch lange trotzen könne: vergebens; dieser erste Schlag hatte ihm so sehr alle Besonnenheit und Selbstständigkeit geraubt, daß er sich lieber dem allerunsichersten und schimpflichsten Schicksal Preis geben, als noch etwas Männliches wagen wollte. Von Breslau floh er nach Berlin, und von da nach Holland, wo er auf seines Schwiegervaters Kosten lebte. Der Kaiser schleuderte ihm eine Achtserklärung nach (22. Jan. 1622.), in welche auch Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, und ein Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf mit inbegriffen waren, welcher letzterer Schlesien noch eine Weile gegen den eindringenden Kurfürsten von Sachsen vertheidigt hatte.

Die ganze katholische Christenheit vernahm die Nachricht von diesem Siege mit lautem Jubel. Für den Kaiser war der Vortheil desselben unbeschreiblich. Ganz Böhmen, Mähren und Schlesien unterwarf sich ihm wieder, die revolutionäre Regierung ward vernichtet, die Jesuiten kehrten triumphirend wieder zurück. Nur der tapfere Mansfeld hielt sich noch in Pilsen, und man konnte jetzt nichts gegen ihn unternehmen, weil Boucquoi in Ungarn gegen den unruhigen Bethlen gar zu nöthig gebraucht ward. Der Union entsank nun vollends aller Muth, zumal da nun auch Spinola aus den Niederlanden eingetroffen war. Sie unterhandelte mit diesem zu

Mainz, und trennte sich endlich völlig. (12. Apr. 1621.) Die schöne Pfalz war nun in spanischen Händen.

In Prag war länger denn 3 Monaten nach der Schlacht alles so still geblieben, daß die Böhmen schon hofften, sie würden ungestraft wegkommen. Aber auf einmal wurden 48 der vornehmsten Häupter der Empörung in ihren Häusern festgenommen, man machte ihnen den Prozeß, und 27 derselben wurden öffentlich auf eine barbarische Weise hingerichtet. Unter diesen war auch der Rector der Universität, Johann Jessenius. Das eingezogene Vermögen sämmtlicher Hingerichteten betrug an 40 Millionen Gulden. In allen drey Reichen ward der protestantische Gottesdienst aufs strengste untersagt, und alle Prediger der neuen Lehre mußten innerhalb dreier Tage das Land räumen. Den Bürgern, welche nicht gutwillig katholisch werden wollten, wurden 20 bis 30 spanische Soldaten ins Haus gelegt. Ueber 30,000 Familien verließen damals Böhmen. In Königsgrätz trieben die Kroaten mit bloßen Säbeln die Protestanten zur Prozession. Ferdinand ließ sich die Privilegien der Böhmen bringen, riß eigenhändig das große Siegel vom Majestätsbriefe ab, und zerschnitt die Unterschriften.

3.

Ausbreitung des Krieges in Deutschland.

(1621 — 1624.)

Böhmen war durch diese gewaltsame Weise zur Ruhe gebracht, aber Deutschland war es nicht. Spinola und die spanischen Truppen hatten nicht allein die Pfalz in Besitz genommen sondern hauseten auch in den übrigen deutschen benachbarten Staaten auf eine grausame Weise. Auch wurde des Pfalzgrafen Sache noch verfechtet von dem schon erwähnten Graf Ernst von Mansfeld, (Thurn und Jägerndorf waren zum Bethlen übergegangen), einem vollkommenen Seitenstück zu jenem Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, den wir aus Thl. VI. S. 540. kennen gelernt haben. Ohne eine Spanne Landes zu besitzen warf er sich aus eignem Triebe zur Geißel des Kaisers und der Lige, und zum Rächer der bedroheten Protestanten auf. Seine kräftige Natur, sein angebornes Herrschertalent, und der Ruf von seiner Freigebigkeit gegen die Soldaten, denen er sich in Nothfällen in allen Arbeiten und Entbehrungen gleich setzte, erwarben ihm überall Anhänger; denn jeder rüstige und arme Kerl, der in jenen schweren Zeiten vom Raube zu leben suchte, hoffte sein Handwerk unter dem Schutz einer solchen Menge und eines so tap-

fern und großherzigen Hauptes am sichersten und recht im Großen treiben zu können. Denn an Sold war bey einem solchen Heere nicht zu denken; Räuber wie sie waren, lebten sie bloß von der Beute. Doch gilt dies nicht von Mansfelds Heer allein, sondern die kaiserlichen und ligistischen Generale machten es in Feindes Landen nicht besser.

Als Böhmens Schicksal entschieden war, zog sich Mansfeld aus Pilsen nach der Oberpfalz, und schlug hier neue Werbeplätze auf, indem er erklärte, daß er von dem Pfalzgrafen Friedrich bevollmächtigt sey, dessen Sache gegen den Kaiser zu führen. Auch theilte er Handgelder (vermuthlich geheime Subsidien aus England oder Dännemark) unter die sich meldenden Rekruten aus. Nicht stark genug, um dem Herzog von Baiern, der auf ihn losging, und ihm Amberg entriß, die Spitze zu bieten, ging er nach Franken, und drückte die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schrecklichen Contributionen. Um Zeit zu gewinnen unterhandelte er zum Schein mit der Lige, aber wenn man bald mit ihm fertig zu seyn glaubte, so zeigte sichs, daß er sie und den Kaiser nur geäfft hatte. Als darauf ein ligistisches Heer unter der Anführung des Grafen von Tilly, eines treflichen Generals, ihn auch aus Franken verjagte, schlug er sein Quartier in Mainz, Speier und den Bis-

thümern am Rhein auf, die er mit unbarmherziger Härte drückte. Doch auch hierher verfolgte ihn Tilly bald, und nun setzte er über den Rhein, und warf sich in das schöne blühende Elsaß, das seinem Feinde, dem Erzherzog Leopold, Bischof von Strasburg und Bruder des Kaisers, gehörte. Man kann denken, wie wohl er sichs hier habe seyn lassen! Der Stadt Hagenau allein preßte er 100,000 Gulden ab. Doch das platte Land und die Klöster kamen am schlimmsten weg. Tilly wollte seine schönen Winterquartiere in der Pfalz nicht im Stiche lassen, um ihn in den seinigen zu stören, und der Erzherzog allein war einem solchen Feinde nicht gewachsen. So sind die Gebiete der kleinen Fürsten in Deutschland von jeher ein Rettungsloser Raub jedes einbrechenden Räuberschwarms gewesen, und werden es seyn, so lange sie nicht in ein großes Ganzes verschmolzen von gleichem Interesse für ein gemeinsames Oberhaupt seyn werden.

Da Mansfeld noch immer des Pfalzgrafen Panier vor sich her trug, so wuchs diesem allmälig selbst wieder der Muth, so daß er Holland verließ, und sich verkleidet in des Grafen Lager schlich. Und wie außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Regungen in den Gemüthern der Zeitgenossen hervorbringen, und Talente wecken, die sonst wohl ewig geschlummert hätten, so that sich auch jetzt eine seltsame Er-

scheinung nach der andern kund. Zuerst erwachte in einem Markgrafen George Friedrich von Baden-Durlach eine Begierde, es Mansfelden an kriegerischem Ruhme gleich zu thun, und unter den freiwilligen Verfechtern der guten Sache Friedrichs mit genannt zu werden. Lange schon hatte er im Stillen eine Summe Geldes zu solcher Unternehmung gesammelt, schönes Geschütz gießen lassen, und Kriegsvorräthe aller Art aufgekauft. Nun warb er auch rasch ein Herr dazu, berief seine Stände zusammen, trat sein Land feierlich seinem Sohne ab, und brach dann nach der Pfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Tilly erschrak über diese Coalition nicht wenig; er zog sich furchtsam nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal seine Thore öfnete, und wollte ihre weitern Schritte erwarten. Allein er schöpfte bald wieder Athem, als er die beiden Heere sich wieder trennen sah. Entweder nämlich hatten die beiden Feldherren nicht in einem Kriegesrathe, oder die beiden Räuberschaaren nicht auf einem Boden Raume. Der Markgraf wandte sich gegen Wimpfen, und hier erreichte ihn Tilly, der lange auf diese Trennung gelauert hatte, und schlug ihn völlig aufs Haupt. (6. May, 1622.) Einige Pulverkarren im badenschen Train, welche Feuer fingen, vermehrten die Verwirrung. Das Heer des Markgrafen ward fast gänzlich vernichtet.

Aber kaum hatte er den Schauplatz verlassen, so trat schon wieder ein anderer Held für Friedrichs Sache auf, den das Glück besser begünstigte. Dies war der Herzog Christian, Administrator des Bisthums Halberstadt, des regierenden Herzogs von Braunschweig Bruder, ein junger Mann von Mansfelds Kraft und Feuer, und dem nämlichen entschiedenen Feldherrntalent. Er hatte vorher als Rittmeister in holländischen Diensten gestanden, und dort den flüchtigen Pfalzgrafen kennen gelernt. Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlinn habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenbaren Feind des Kaisers aufzuwerfen. Auch er hatte keinen andern Zweck, als die geistlichen Stifter und die Länder der Lige so rein als möglich auszuplündern, und den Katholischen, die er von Grund der Seele haßte, allen ersinnlichen Schaden zu thun. Was also kein einziger Landesfürst für seine Religion und seine Freiheit gewagt hatte, das wagten drey länderlose Herren, die als solche eigentlich gar kein Interesse bey der Sache hatten. Aber freilich, sie hatten im schlimmsten Falle auch nichts zu verlieren.

Herzog Christian schlug seine Werbeplätze im Braunschweigischen auf. In kurzem hatte auch er über 20,000 Mann unter seinen Fahnen, die schon in Freundeslande so hauseten, daß sein ei-

gener Bruder in Verbindung mit einigen Nachbarfürsten sie aus dem Lande jagen mußte. Er wollte mit ihnen nach der Pfalz, und kam auch bis zu dem mainzischen Städtchen Amöneburg, das er rein ausplünderte; aber nun drängten ihn die Spanier von unten, und nöthigten ihn, einen Erholungszug in die westphälischen Bisthümer zu machen. In diesen blühenden, lange nicht vom Kriege heimgesuchten Gegenden gab es unermeßliche Beute. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter andern die Bildsäulen der 12 Apostel von gediegenem Silber, die er mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sey, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen, in die Münze schickte. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

So gestärkt versuchte er zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz, allein bey Höchst griff ihn Tilly (19. Jun.) so vortheilhaft an, daß er sein ganzes Fußvolk einbüßte. Nur mit der Reiterey entschlüpfte er, und kam glücklich beim Mansfeld an. Da beide sich aber gegen Tilly nicht länger diesseits des Rheins halten zu können glaubten, so zogen sie wieder hinüber, und bearbeiteten das arme Elsaß zum zweiten Male so barbarisch, daß man bey ihrem Abzuge die ehemals so blühenden Gegenden gar nicht wieder erkannte. Noch war der Pfalzgraf bey ihnen;

da aber England, Dännemark und Sachsen noch immer seinetwegen mit dem Kaiser unterhandelten, und dieser zur ersten Bedingung seiner Wiederaufnahme die Abdankung jener beiden Landverwüster machte, so publicirte er öffentlich, (1. Aug. 1622) daß er sich von ihnen lossage, und ging nach Holland zurück. Es versteht sich, daß Mansfeld und Christian sich daran gar nicht kehrten; sie schalteten am Rheine nach wie vor, wandten sich dann nach Lothringen und an die französischen Gränzen, und machten Paris nicht minder bange als den Kaiser. Bald unterhandelten sie mit Tilly, bald stellten sie sich, als wollten sie den Hugenotten in Frankreich zu Hülfe ziehen; doch alles war Betrug, durch den sie jenen Feldherrn nur hinzuhalten und irre zu machen suchten. Zuletzt riefen die Holländer sie in die spanischen Niederlande, und so hatte Deutschland etwa ein halbes Jahr vor ihnen Ruhe. Tilly und die Spanier setzten sich darauf völlig in der Pfalz fest, bey welcher Gelegenheit sich der Pabst Gregor XV. vom Herzog von Baiern die vortrefliche heidelbergische Bibliothek ausbat, die der großen vatikanischen einverleibt wurde; eine Art von Industrie, die in unsern Tagen trefliche Nachahmer gefunden hat.

Ferdinand II. wagte jetzt einen Schritt, der die Freunde Friedrichs aufs äußerste reizen mußte, wenn sie noch nicht gereizt waren. Es war

mit Maximilian von Baiern längst insgeheim abgemacht, daß dieser für seine treuen Dienste Friedrichs Kurwürde haben sollte. Das Versprechen zurückzunehmen wäre sehr gefährlich obgleich klug gewesen; aber auch schon aus Wohlwollen gegen des Herzogs noch lebenden Vater, unter dessen Augen Ferdinand als Jüngling aufgewachsen war, und dem er gern eine Vaterfreude machen wollte, eilte er, es zu erfüllen. Zu dem Ende lud er zu Anfang des Jahres 1623 die Kur- und andern Fürsten zu einem Fürstentage nach Regensburg ein, und begab sich selbst dahin. Nachdem er lange vergebens auf die persönliche Ankunft der Hauptglieder gewartet hatte, eröfnete er seinen Vortrag so schlau als möglich, fand aber nirgends Eingang, als bey den Katholischen; besonders legten Brandenburg, Sachsen und Hessen ernstliche Protestationen ein. Da aber diese nicht selbst zugegen waren, so wagte er's keck, Trotz allen Gegenvorstellungen, durchzugreifen, und aus eigener Machtvollkommenheit die förmliche Belehnung mit der Kur an Maximilian zu vollziehen (13. Febr. 1623). Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser wurde dadurch noch größer, daß er ganz gegen sein, Sachsen gegebenes Wort nicht nur in seinen Erblanden die lutherische Religion mit Gewalt ausrottete, sondern auch Tilly's schreckliches Reformiren und dessen Erpressungen im Reiche ungeahndet geschehen ließ; besonders

aber dadurch, daß er auf eine schändliche Art mit Hülfe sachverständiger Juden den Gehalt der Münze so arg verringerte, daß dadurch eine gänzliche Stockung alles Kaufs und Gewerbes entstand. Sogar aus Kanonen wurde Geld geschlagen. Man nannte dies Unwesen das Kippen und Wippen. Die dadurch verursachte Noth wurde so groß, daß demselben schon 1625 wieder gesteuert werden mußte; aber dagegen verbreitete sich durch die Heere die Pest allgemein, welche den ganzen Krieg hindurch gewüthet zu haben scheint.

Um doch wenigstens Sachsen zu besänftigen, bewilligte Ferdinand dem Kurfürsten vorläufig den unterpfändlichen Besitz der Lausitz, zur Entschädigung für die gehabten Kriegskosten, und machte ihn dadurch so geschmeidig, daß er nun auch willig die baierische Kurwürde anerkannte.

Die Eigenmächtigkeit des Kaisers und seiner Verbundenen setzte aber die Mitglieder des niedersächsischen Kreises in Furcht vor ähnlichen Bedrückungen, und sie besorgten den Verlust vieler geistlicher Länder, deren sie sich angemaßt. Sie riefen daher den Herzog Christian zu ihrem Anführer. Sie dankten ihn aber wieder ab des Kaisers Versprechungen trauend. Mansfeld hauste indessen in dem fetten Ostfriesland und Christian versuchte nun seine eignen Plane durchzusetzen. Man sagt nämlich, er habe den Win-

ter zuvor im Haag der jungen Pfalzgräfin sein Wort gegeben, ihrem Gemahl die böhmische Krone wieder zu verschaffen; auch führte er in ächt ritterlichem Geiste ein Unterpfand ihrer Freundschaft bey sich, einen Handschuh, den er auf seinen Hut geheftet trug, und seine Fahnen führten die Devise: Tout pour Dieu et pour Elle. Sein Plan war diesmal, mit seinen 20,000 Mann geraden Weges in Böhmen einzudringen, sich vor den Thoren Prags mit Bethlen Gabor zu vereinigen, und den Pfalzgrafen Friedrich wieder auf den Thron zu setzen. Zugleich bot Graf Thurn alles auf, um die Türken zum Beitritt zu bewegen, wiewohl vergeblich. Bethlen hingegen drang von seiner Seite mit einem furchtbaren Haufen glücklich bis an die mährische Grenze vor, allein da er von Christian nichts vernahm hielt er hier inne. Dieser hatte nämlich von Sachsen den freien Durchmarsch nicht erlangen können, dazu war Tilly, der seine Truppen im Hessischen überwintert hatte, ihm so dicht auf den Leib gerückt, daß er's für das rathsamste hielt, nach Westphalen zu entwischen, und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit; Tilly erreichte ihn am 6. Aug. 1623 bey Stadtloo, zwang ihn zum Stehen, und zerstreute nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht sein Heer völlig. Mansfeld, der nur schwach war, und auf Christians

Hülfe sehr gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger, sich gegen den immer weiter vorrückenden Tilly zu halten, er entließ also seine Soldaten, beschied einige mit Laufpässen an andere Sammelplätze, und rieth andern, in den Niederlanden Dienste zu suchen. Er selbst begab sich hierauf an den Hof zu London, und Christian ging nach Paris, um dort kräftigern Beistand zu suchen.

Hier ist also abermals ein Ruhepunkt in der Geschichte dieses sonderbaren Krieges. Die Katholischen triumphirten, wie immer, und zur noch größern Freude des Kaisers ging auch der unruhige Bethlen Gabor 1624 aufs neue einen Frieden ein.

4.

Dännemark mischt sich in den Krieg.

(1624 — 1627)

Weil es nun von Seiten des Kayfers und der ihn leitenden Jesuiten auf die völlige Unterdrückung des Protestantismus und der Wiederherstellung der katholischen Religion und des vorigen Besitzstandes abgesehen war; so konnte also an keinem Frieden, den jedermann wünschte, zu denken sein. Der Kaiser rief daher auch den Tilly nicht zurück, der vielmehr mit seinen räu-

berischen

berischen Schaaren die Länder am Rhein, Main und an der Fulda mit unerhörter Härte drückte, überall den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder herstellte, und den Protestanten ihren Ungehorsam gegen den Pabst grausam entgelten ließ. Daß Ferdinand ihn nicht zurückrief, mußte wohl mit Recht den protestantischen Fürsten des nördlichen Deutschlands die Augen öffnen über des Kaisers Plane. Man wußte ohnehin, daß Ferdinand vor einem Marienbilde das Gelübde gethan hatte, so weit sein Arm reiche, die Ketzer in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen, und daß die Jesuiten ihm unaufhörlich ins Ohr raunten, es sey kein besseres Mittel, die kaiserliche Macht unumschränkt zu machen, als wenn man die Protestanten unterjoche, und ihren Glauben ausrotte.

Da nun alle in Wien eingelegte Bitten, das Reich von jenen Vampyren zu befreien, unter leeren Ausflüchten verweigert wurden, so entschlossen sich nun die Stände des niedersächsischen Kreises, sich ernsthaft zu rüsten, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Mansfeld hatte den König Jakob I. von England glücklich dahin gebracht, daß er sich endlich zu einer kräftigern Unterstützung seines Schwiegersohns entschlossen; auch die Holländer sagten ihre Hülfe zu, und der tapfere Schwedenkönig Gustav Adolf that besonders so annehm-

liche Vorschläge, daß man sich keinen bessern Helfer wünschen konnte. Aber dadurch entzündete er nur den Neid seines Nachbars, des ehrsüchtigen Königs Christian IV. von Dännemark, der als Herzog von Holstein das nächste Recht zu der Ehre zu haben glaubte, das Haupt der verbündeten Fürsten zu werden. Seine Aeußerungen über Gustavs Einmischung in die deutschen Händel waren so beleidigend, daß der letztere sich dadurch bewegen ließ, seine Hand wieder abzuziehen, und die deutschen Protestanten ihrem Schicksal zu überlassen.

Anfangs zwar schienen diese darunter nicht viel zu leiden. Der König von Dännemark stellte ein ansehnliches Heer ins Feld, Mansfeld und Christian von Braunschweig fingen nach ihrer Rückkehr gleichfalls, jeder für sich, zu werben an, theilten englisches Geld aus, und nannten sich englische Generale. Auf einem Kreistage zu Lauemburg verbunden sich sämmtliche niedersächsische Stände mit ihnen, und wählten Christian IV. zu ihrem Kreisobersten. Noch vor Anfang des Sommers 1625 standen die Heere schon im Felde. Allein noch ehe ein Streich geschehen war, spielte der heillose Geist der Eifersucht, der bey Verbündungen dieser Art niemals ruht, schon seine geheimen Spiele. Mancher bereute schon, daß er sich in diese Gemeinschaft ohne Noth eingelassen; Christian IV. hatte nicht das Schrecken und

Vertrauen zugleich erregende Etwas, das dem Herrscher nöthig ist; die Unterthanen murrten über die Einquartierung, und ein unglücklicher Sturz des Königs mit dem Pferde von dem Walle um Hameln herab, den er besehen wollte, (21. Jul. 1625) diente dem Aberglauben zu einer niederschlagenden Vorbedeutung, zumal da die daraus erfolgte Beschädigung den Rückzug des Königs nach Verden nöthig machte, den Tilly sogleich benutzte, um in Hameln einzurücken.

Dieser Feldherr hatte den Rüstungen der Niedersachsen lange zugesehen, und ihnen dieselben mehrmals auf das nachdrücklichste — wiewohl vergeblich — untersagt. Jetzt glaubte er die Gestalt des Rachedämons um so ernstlicher annehmen zu müssen, und so überzog er denn die Ufer der Weser mit der fürchterlichsten Verheerung. Aber so arg er auch brannte, plünderte und mordete, so war er doch für diese Länder nur eine gelinde Zuchtruthe gegen eine andere weit zerfleischendere Geißel, die jetzt sich diesen Gegenden näherte. Ich muß hier, um deutlicher zu werden, den Lauf der angefangenen Erzählung auf kurze Zeit unterbrechen.

Eigentlich sah der Kaiser selber Tilly's reißende Fortschritte nicht gern, denn für wen machte der Feldherr sie? Für die Lige, in deren Solde er stand, nicht für ihn. Was halfen also ihm alle jene Siege? Wie herrlich dagegen hätte er sie

benutzen können, wenn sie zu seinem Besten und von seinen Heeren erfochten worden wären. Allein bey der großen Leere seiner Kassen und der Erschöpftheit seiner Staaten — woher aus eigner Kraft ein Heer aufbringen? Aller Räthe Rath traf hier kein Mittel, und so mußte der hülflose Ferdinand es leiden, daß man ihn Kaiser hieß, während Maximilian von Baiern den Kaiser spielte. Da plötzlich erstand ihm ein Freund, wie er ihn nimmer hätte erwarten können; ein Freund, der nicht nur versprach, wenn man ihn schalten lasse, ganz Deutschland mit Zittern vor dem kaiserlichen Namen zu erfüllen, sondern der auch Wort hielt. Dies war der berühmte Albrecht von Wallenstein, *) eine von jenen außerordentlichen Naturen, die von einer solchen Fülle der feurigsten Lebenskraft durchströmt werden, daß auch die ungeheuersten Anstrengungen sie nicht erschöpfen, und die, wenn ihnen der Spielraum vergönnt ist, eine Welt mit sich fortreißen können.

Früh hatte sich schon in dem Knaben dieser Feuergeist durch eine unbändige Wildheit ange-

*) Eigentlich Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein. Geb. zu Prag am 14. Sept. 1583 aus freiherrlichem Geschlechte und von lutherischen Eltern. Noch jetzt lebt in Böhmen eine gräfliche Familie von Waldstein, Nachkommen seines Vetters Mar, die sich auch bekannt gemacht hat, dadurch nämlich, daß sie, laut öffentlichen Blättern, die vielleicht wichtigen Pa-

kündigt. Weder sein Vater, noch ein lutherischer Prediger, dem seine erste Erziehung anvertraut gewesen, noch die Lehrer der Stadtschule zu Goldberg in Schlesien, die er bis in sein siebzehntes Jahr besucht, hatten seinen unbeugsamen Starrsinn und seine Ausgelassenheit mildern, noch ihm Geschmack an den Studien beibringen können. Auf der Universität Altdorf, die er 1599 bezogen, hatte er sich nur durch Raufereien und Ausschweifungen ausgezeichnet, und der betrübte Vater, der ihn so gern als Doctor der Rechte hätte zurückkehren sehen, war genöthigt gewesen, ihn als Pagen am Hofe des Grafen von Tyrol zu Inspruck unterzubringen. Dieser hatte sein freies, kühnes Wesen lieb gewonnen, und ihn, seinen Wünschen gemäß, nach einigen Jahren mit guter Gelegenheit auf Reisen geschickt. Hier hatte der junge Mann mit offenen Augen die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreich, Spaniens, Hollands und Italiens gemustert, und einen Schatz von treflichen Erfahrungen gesammelt. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hatte er in Padua das Studiren noch einmal versuchen

viere ihres großen Ahnen verschiedenen Geschlichtsfreunden standhaft verweigert, und die Aufführung der schillerschen Tragödie auf dem Prager Theater mit Hülfe des Magistrats eifrigst verhindert hat, beides um — die Ehre ihrer Familie nicht verunglimpfen zu lassen.

wollen, aber auch hier sträubte sich die zum Handeln erschaffene Kraft, die er nun, da er ihr keine edlere Beschäftigung geben konnte, in Ausschweifungen vergeudete.

Eine Wissenschaft nur hatte ihn gereizt, und ihr gab er sich desto eifriger hin, die damals so beliebte Astrologie. Schon in Inspruck hatte er sie kennen gelernt, und ein dort erlebtes wunderbares Geschick hatte ihn früh auf den Gedanken gebracht, er müsse wohl zu großen Dingen bestimmt seyn. Eingeschlafen nämlich am offenen Fenster des gräflichen Schlosses während einer Predigt, war er drey Stock hoch herabgestürzt, ohne sich zu beschädigen. Listige Pfaffen hatten ihn damals in jenem Glauben bestärkt, seine Rettung der Mutter Gottes zugeschrieben, und dadurch seinen Uebertritt zur katholischen Religion bewirkt. Hier in Padua war es ihm dann aus den Demonstrationen des Astrologen Argoli vollends gewiß geworden, daß er unter ganz ungewöhnlichen Sternen geboren sey, die ihm nichts geringeres als eine Krone weissagten. Erhitzt von solchen Hofnungen schlug er die Laufbahn ein die ihm zum schnellen Ruhme die sicherste dünkte. Er nahm Kriegsdienste unter den Feldherren des Kaisers Rudolf, focht tapfer gegen die Türken, und eine abermalige wunderbare Lebensrettung, die er einem Herzoge von Nevers verdankte, bestätigte ihm aufs neue die Wahrheit der Gestirne.

Aergerlich auf den bald erfolgenden Frieden, der ihm die Bahn des Ruhms so bald verschloß, dachte er jetzt auf ein anderes Mittel, sich emporzuheben. Er erwarb sich durch seinen vollkräftigen Wuchs die Gunst einer alten, sehr reichen, mährischen Dame, heyrathete sie, und sah sich in kurzem durch ihren Tod im Besitz eines fürstlichen Vermögens.

Als nun der Krieg in Ungarn aufs neue ausbrach (1617), spielte der tapfere Kavalier schon eine glänzende Rolle. Er stellte auf eigene Kosten 200 Reiter ins Feld, und besoldete sie 6 Monate lang aus seiner Tasche. Seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit, und besonders sein gefälliges Benehmen gegen seine Kameraden erwarben ihm allgemeines Vertrauen. Er lobte die letztern bey jeder Gelegenheit, sprach wenig von sich, lebte prächtig und hielt täglich eine Menge Officiere an seiner Tafel frey. Für die Seinigen sorgte er mehr als für sich selbst, und wenn die ganze Armee Mangel litt, so hatten seine Reiter Ueberfluß. Ein solches Betragen konnte nicht verfehlen, ihn dem Hofe bekannt zu machen. Als Ferdinand das Ruder übernahm, ward Wallenstein sogleich zum Obersten bey der märischen Miliz ernannt.

Bey seinem Aufenthalt in Wien machte er ein glänzendes Haus, und verband sich durch Liberalität die vornehmsten Familien. Um sich noch

näher an den neuen Kaiser zu drängen, heyrathete er die Tochter von dessen Liebling, einem Grafen von Harrach. Jetzt brachen die Unruhen in Böhmen aus. Wallenstein ergriff des Kaisers Partey, eilte mit seinem Regimente dem tapfern Mansfeld entgegen, und es war recht eigentlich sein Werk, daß dieser geschlagen ward, mithin auch, daß der Kaiser von der Gefahr befreiet wurde, von dem nun abziehenden Thurn in seiner eigenen Residenz gefangen zu werden. Als darauf die Böhmen den Pfalzgrafen zu ihrem Könige wählten, und alle kaiserlich Gesinnte verbannten, sah er seine schönen Güter ruhig mit dem Rücken an, in der Hofnung, auf diese Aufopferung dereinst beim Kaiser desto stärkere Forderungen gründen zu können. Auch kehrte er wirklich bald zurück, an der Spitze kaiserlicher Truppen nämlich, mit denen er als Hüter des Markgrafthums Mähren in Olmütz einen fürstlichen Einzug hielt (1619). Ja nach Böhmens Wiedereroberung (er sowohl als Tilly hatten bey Prag mitgefochten) bekam er nicht nur alle seine Güter wieder, sondern auch als eine Entschädigung für die Verwüstung derselben noch die eben erledigte Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel, worauf 1623 auch noch seine Erhebung zu einem Fürsten von Friedland folgte. Er vergalt diese Ehrenbezeugungen zunächst dadurch, daß er unter Boucquoi tapfer

gegen Bethlen Gabor in Ungarn focht, aber mit dem Ende dieses Krieges war ihm die Aussicht zum Ruhme aufs neue verschlossen.

Unwillig und über neuen Planen brütend saß er nun wieder einige Jahre auf seinen Gütern in Mähren bis zu dem Zeitpunkte, in welchem wir den Faden der Kriegsbegebenheiten niedergelegt haben. Entzückt über des Kaisers Hülflosigkeit beschloß er auf dieselbe sein künftiges Glück zu gründen. Er erbot sich, auf Mansfeldischem Fuße ein Heer aufzubringen, das dem Kaiser nichts oder wenig kosten solle, wenn man ihm nur den unumschränkten Oberbefehl und die Erlaubniß geben wolle, in den kaiserlichen Erblanden zu werben. Seine Freunde am Hofe sprachen aufs wärmste für ihn; und nach vielerley Bedenklichkeiten und Zweifeln beschließt man endlich zu Wien, es mit dem kühnen Abentheurer zu wagen. Der bisherige Fürst von Friedland wird zum Herzog und zum Befehlshaber der zu schaffenden Armee ernannt, mit der Vollmacht, alle Officierstellen bey derselben allein vergeben zu dürfen. Man sprach von 20,000 Mann, allein das verwarf er standhaft. „Eine Armee wie diese, sagte er, muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit 50,000 kann ich fordern was ich will".

Sogleich schlägt er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein allen Kriegsmännern wohl bekannter Name versammelt Rekruten aus allen Gegenden unter seine Fahnen, und wie reich an unbeschäftigten, hungrigen Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten seyn. Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und er sah solche Officiere vorzüglich gern, weil der Glanz der hohen Geburt ungemein viel zur Befeurung des gemeinen Haufens wirkte. Der Kennerblick, mit dem er gerade die tüchtigsten zu Officierstellen auswählte, und die Strenge, mit der er jedem auf die Finger sah, brachten eine bewundernswürdige Einheit in dem großen Ganzen hervor. Sein Heer machte einen völlig geschlossenen militairischen Staat aus, in welchem Glied an Glied hing, und von welchem er die Seele war. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Officieren versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse des Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bey dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichts galt: „Laßt die Bestie hängen!“ Schon sein bloßer Anblick hatte etwas Wildes und Schaudererregendes; sein Anzug und Schmuck war seltsam bunt zusammen-

gesetzt *), sein schwarzes Haar kurz abgeschnitten, seine Miene finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein wunderliches Grauen kam alle Krieger an, wenn seine lange Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

Im Herbste 1625 setzte sich das neue Heer in Bewegung, und eilte dem Schauplatze des Krieges zu. Beim Eintritt in den niedersächsischen Kreis widersetzte sich ein Haufe patriotischer Bauern in der Gegend von Göttingen, aber die Schwachen düngten nur mit ihrem Blute die Felder. Darauf wandte sich Wallenstein rechts, machte sich Meister von der Elbe, und legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterquartiere. Er selber nahm das seinige in Halberstadt. Tilly verlangte von ihm ein Hülfscorps von 8000 Mann, allein auf diesem Fuße begehrte der Generalissimus des Kaisers mit einem baierischen General nicht zu stehen. Er forderte Subordination von ihm, und da jener zu stolz war, sich dazu zu bequemen, so blieben sie beide auf immer getrennt. Nur 3 Stunden lang waren beide Heere bey Goslar

*) Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder, der Halskragen war nach spanischer Art gekräuselt, auch seine Leibbinde war roth, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab.

vereinigt gewesen, während die Feldherrn eine fruchtlose Unterredung gehalten hatten.

Das Jahr 1626 begann den Niedersachsen unter traurigen Aussichten. Alle gehoffte Hülfe von England, Frankreich und Holland blieb aus, (Jakob I. war bereits am 26. März 1625 gestorben) und die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im dänischen Heere wuchs mit jedem Tage. Mansfeld, der mit seinem neugeworbenen Heere das Bisthum Lübek so hart gedrückt hatte, daß die erbitterten Bauern ihm viele seiner Leute mit Knitteln todtschlugen, wagte sich zuerst an den furchtbaren Wallenstein, und marschirte im Anfang des Frühlings auf die Dessauer Brücke los, an welcher der Oberst Altringer sich treflich verschanzt hatte. Das Glück begünstigte ihn nicht; er wurde überlistet, und gänzlich geschlagen (24. April), und büßte 3000 Mann, 7 Kanonen und 30 Fahnen ein. Doch solche Unfälle konnten seinen Muth nicht beugen. Ein Heer war zu jenen Zeiten bald wieder geworben, für seinen übrigen Verlust erholte er sich einige Monate im Brandenburgischen, und als er sich wieder stark genug fühlte, wandte er sich plötzlich nach Schlesien, um sich mit Bethlen zu vereinigen, und den Krieg in das Herz der östreichischen Staaten zu spielen. Mit ihm hatte sich zu diesem treflichen Plane der sächsische Herzog Johann Ernst von Weimar vereinigt, ein junger Feldherr,

der bereits die herrlichsten Proben kriegerischen Talents gegeben hatte. Wallenstein erfuhr nicht so bald ihre Absicht, als er hastig mit dem ganzen Heere aufbrach, und ihnen auf dem Fuße nachfolgte. Die Niedersachsen waren hoch erfreut über seinen Abzug, aber sie waren dadurch nicht viel gebessert, indem ein Unglück auf das andere folgte. Der Herzog Georg von Lüneburg, unwillig über das fehlerhafte Betragen des Königs von Dännemark, verließ den Bund, und trat zum Kaiser über; Herzog Cristian von Braunschweig, der treffliche General, starb am 6. May 1626 *) vielleicht an Gift; der König selber endlich ward aus Osnabrück und von der Weser verjagt, und bey Lutter am Barenberge im Hannöverischen vom Tilly mit dem Verlust seiner ganzen Artillerie, die aus 22 großen Kanonen bestand, völlig aufs Haupt geschlagen. (24. Aug.)

Nicht glücklicher erging es um dieselbe Zeit dem wackern Mansfeld. Er war nach einem beschwerlichen Zuge durch Schlesien glücklich in Ungarn beim Bethlen angekommen, sah sich aber sehr in seinen Erwartungen von diesem Bundesgenossen getäuscht. Da nämlich Bethlen hörte, er bringe kein Geld mit, und wisse auch von den versprochenen englischen und holländischen Sub-

*) Im 29sten Jahre seines Alters.

sidien nichts, wollte er sich mit dieser Horde ausgehungerter Harpyien nicht weiter befassen, sondern rieth dem Grafen, statt aller andern Versuche nach Venedig zu gehen, und sich daselbst nach England einzuschiffen, um sich dort erst des nöthigen Beistandes zu versichern. Mansfeld, zu schwach, um sich in einem fremden Lande zu erhalten, mußte diesem Rathe folgen; er entließ den Rest seines Heeres mit schwerem Herzen, verkaufte sein Geschütz und Heergeräth, und trat mit einem kleinen Gefolge die Reise nach Venedig an. Leider erlag schon in Bosnien sein sonst so starker Körper den übermenschlichen Strapazen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowitz unweit Sarajo mußte er liegen bleiben, und hier rafte ihn auch das böse Fieber hin (20. Nov. 1626 im 46sten Lebensjahre). Als er den Tod sich nähern sah, ließ er sich seine Uniform anziehen und den Degen angürten, und erwartete stehend, auf zwey Officiere gestützt, das Ende. So verließ sein Heldensinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge. — Zu Spalatro liegt er begraben.

Sein Freund Johann Ernst von Weimar war in Schlesien zurück geblieben, und hatte daselbst dem Wallenstein viel zu schaffen gemacht. Nach Mansfelds Abgang war er nach Ungarn gezogen, um dessen Truppen zurückzuführen, als auch ihn die nasse Witterung und das fremde

Klima zu Boden streckte. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, starb er selbst (4. Dec. 1626) zu St. Martin in der Gespannschaft Thuroz. So hatte also dies unglückliche Jahr den Protestanten ihre drey größten Feldherren zugleich entrissen.

Auch Wallenstein war in Ungarn nicht glücklich. Dem Mansfeld hatte er nicht beikommen können, weil dieser sich gar zu gut im Gebirge verschanzt gehabt hatte; auch Bethlen war ihm schlau ausgewichen, und entwischte ihm zuletzt gänzlich, die Nacht vorher, da er ihn sicher zu schlagen hoffte. Die Ungarn reichten ihm nicht die mindeste Unterstützung, es fehlte an den gemeinsten Lebensmitteln. Die Soldaten desertirten haufenweise; die meisten raffte die regnichte Witterung und die ungesunde Nahrung hin. 25,000 Mann mußte Wallenstein begraben lassen, und wie ein Besiegter kehrte er aus Ungarn zurück, selber krank, und erbittert auf sein böses Schicksal. Er brachte den Winter in Wien zu, um seine Gesundheit herzustellen, und die gehässigen Beschuldigungen seiner Feinde und Neider am Hofe zu wiederlegen.

Im Frühling 1627 legte er mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit Hand ans Werk. Bald hatte er wieder ein Heer von 20,000 Mann beisammen; mit diesem vertrieb er die vom verstorbenen Herzog von Weimar dort zurückgelassenen

Völker aus Oberschlesien. Im Anfange des Jul. brach er von Neisse auf. Eine Stadt nach der andern ergab sich; die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun wie eine Lavine im Fortrollen wuchs. Ohne sich aufzuhalten drang er durch die Mark gerade in Mecklenburg ein, und brandschatzte fürchterlich, wo er hinkam. Die beiden Städte Rostock und Wismar mußten ihm allein monatlich 15,000 Thaler zahlen. Vor ihm hatte Tilly bereits in der Altmark aufgeräumt, und die Dänen von der Elbe vertrieben. Zu Lauenburg besprachen sich beide Feldherren persönlich über die gänzliche Verjagung des Feindes vom deutschen Boden, denn so groß war jetzt Wallensteins Begierde, die Scharte vom vorigen Jahre auszuwetzen, daß er um dieses Zweckes willen selbst seinen Haß gegen jenen Nebenbuhler überwand. Und schrecklich war von dem Tage an das Schicksal des armen Königs. Beide Generale drangen im September zugleich in Holstein ein. Christian IV. bat um Frieden, aber Wallenstein machte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Reich aufs Spiel setzen wollte. Auf seiner Flucht brennt er selber seine eigenen Dörfer und Flecken ab, um sie den Feinden nicht einräumen zu dürfen. Das Commando über seine Truppen übergiebt er dem alten Grafen von Thurn, und dem uns gleichfalls schon bekannten Markgrafen

von

von Baden-Durlach, welche beyde ihr Glück noch einmal mit fremden Völkern hatten versuchen wollen. Aber der letztere wird eben so total als das erste Mal geschlagen; auch Kiel geht über; zuletzt ist ganz Holstein, bis auf zwey Festungen in Feindes Händen.

Doch damit genügte dem erzürnten Wallenstein nicht. Er wollte ganz Dännemark erobern und zwar allein, ohne diesen Ruhm mit Tilly zu theilen. Glücklicher Weise ging ein Gerücht, die Holländer wollten den Dänen in Deutschland zu Hülfe eilen; dies benutzte er, um seinen Nebenbuhler nach Ostfriesland zu entfernen. Jetzt hauſete er allein in Holstein, und wie man vom Löwen erzählt, daß der Anblick des Bluts ihn noch wilder mache, so legte auch er die letzten Reste der Menschlichkeit ab, und erlaubte seinen Soldaten den unerhörtesten Frevel. Wie man gebrannt und gemordet habe, wie man mit Weibern und Säuglingen umgegangen sey, wie man Menschen zu Tode gemartert, um ihnen Geständnisse wegen vergrabener Gelder abzulokken, mag ich nicht erzählen. Der flüchtige König ward bis in seine dänischen Staaten verfolgt, Schleswig und Jütland wurden in wenig Tagen erobert und mit friedländischen Völkern überschwemmt; ja man sagt, der wüthende Feldherr habe zum Zeichen seiner Erbitterung, daß er den

König nicht auch auf die Inseln verfolgen könne, glühende Kugeln ins Meer feuern lassen.

5.

Innere Bewegungen über Oestreichs Uebermacht.

(1627 — 1630)

Jetzt war abermals ein Zeitpunkt, wo kein Feind mehr im Reiche war, und die Friedensunterhandlungen mithin gleich hätten beginnen können, wenn der Kaiser gewollt hätte. Aber daran war nicht zu denken. Er hatte jetzt durch die ungeheure Wallensteinische Armee, die zuletzt auf 100,000 Mann angewachsen war, das ganze Reich in seiner Gewalt; wie hätte er es eher loslassen sollen, als bis er demselben eine Verfassung nach seinen Wünschen aufgedrungen hätte? Das war ja immer der Schmerz der deutschen Kaiser gewesen, daß sie die reichen Vasallen des Landes nicht so tief hatten herab drükken können, als die Könige von Frankreich und Spanien die ihrigen; und jetzt, da die Gelegenheit so nahe lag, hätte Ferdinand den Versuch nicht so weit als möglich treiben sollen? Wallenstein selbst war übermüthig genug, es laut zu sagen, daß er seinem Herrn zu einer solchen Su-

veränetät verhelfen, und die Kur- und Reichsfürsten zu dem Range der spanischen Granden herabsetzen wolle. Mit dem Brandenburgischen schien er den Anfang machen zu wollen, obgleich derselbe bisher dem Kaiser treu geblieben war. Damals regierte in Pommern der letzte Herzog dieses Landes, Bogislav, nach dessen kinderlosem Absterben das ganze Land (das heutige schwedische Pommern mitgerechnet) als ein gerechtes Erbe an das Haus Brandenburg fallen sollte. Das gedachte indessen Wallenstein nicht zuzugeben. Er hatte ein anderes Project im Sinne, das er selbst dem Kaiser vor der Hand noch weislich verschwieg. Er selber wollte in die Reihe der Reichsfürsten treten, und hatte sich dazu den schönen Küstenstrich an der Ostsee, die beiden Herzogthümer Mecklenburg und Pommern ausersehen. Dem Kaiser spiegelte er vor, wie herrlich es seyn werde, wenn Oestreich selbst diese pommersche Erbschaft an sich brächte, indem es sich dadurch zu einer Seemacht erheben, sich des Ostseehandels bemächtigen, und die Holländer des ihrigen gänzlich berauben könnte. Diese Idee war zuerst eigentlich in Spanien zum Vorschein gekommen, welches noch immer mit den Niederländern im Kampfe lag, und man kann denken, daß Ferdinand ihr nicht widersprach. Wallenstein ließ sich zum Admiral der Nord- und Ostsee machen. Ferner verlangte er von dem Herzog

Bogislav als eine Freundes- und Bundesgenossenpflicht, daß er kaiserliche Besatzung in seine Städte einnehmen sollte, unter dem Vorwande, daß man sich vor einer Landung der Dänen oder Schweden sichern müßte. Was konnte der Schwache thun? Er mußte sein bisher so friedliches Land den wallensteinischen Regimentern Preis geben. Die einzige Stadt Stralsund, reich und mächtig als Hansestadt, und in hohem Grade fest durch ihre Lage an der See und durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einquartierung, und berief sich auf ihre Privilegien. Vergebens. Wallenstein verlangte Einnahme, einer Besatzung, oder 150,000 Thaler Contribution. Da beides abgeschlagen ward, sandte er den durch seine Grausamkeit berühmten Obersten Torquato Conti mit einigen Regimentern Wallonen und Kroaten hin, die die umliegende Gegend aufs fürchterlichste verwüsteten.

Um auch den schwachen Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg zu lähmen, fehlte es am Vorwande nicht. Er hatte die baierische Kurwürde noch nicht anerkennen wollen: Grundes genug, ihn als einen geheimen Feind des Kaisers zu behandeln. Ohne viel zu fragen, marschirten die wallensteinischen Schwadronen in die Mark ein, und baten sich Winterquartiere aus. Sogar Frankfurt und Berlin mußten Besatzung einnehmen und sie beköstigen. George

Wilhelm war so erschrocken, daß er sogleich die baierische Kur anerkannte, und alle seine Unterthanen abmahnte, ja nicht gegen kaiserliche Majestät zu dienen; ja er wäre beinahe vor Angst katholisch geworden, wenn man stärker in ihn gedrungen hätte.

So ward also Freund wie Feind mit einerley zügelloser Willkühr behandelt. Vergebens flehten die deutschen Fürsten den Kaiser um Milderung des entsetzlichen Joches an, unter welchem das ganze Reich seufze; vergebens rieth selbst der Kaiser seinem Generale Mäßigung: dieser General war ihm selber längst über den Kopf gewachsen. Ganz Norddeutschland mußte seinen Winken gehorchen, und selbst der Wille seiner Soldaten war den Bürgern und Bauern ein Gesetz. Diese mußten sich das Hemde vom Leibe ziehen, wenn der Soldat es verlangte. Die beste von den Landleuten den gemeinen Reitern aufgetischte Kost war diesen viel zu schlecht. Sie setzten sich nicht, und rührten keine Speisen an, wenn nicht jedesmal ein Thaler oder Gulden unter dem Teller lag. Ja was sie nicht verzehren konnten, verderbten sie aus Muthwillen. Kühe über den Haufen stechen, Saaten abbrennen oder die Pferde hinein jagen; Thüren, Fenster und Oefen im Trunke einschlagen, war eine Hauptlust. Die wallensteinischen Officiere lebten wie die Fürsten, und ihre neronische Verschwendung

schien dem Elende der ausgesogenen Bürger Hohn zu sprechen, von denen viele sich selbst entleibten, um nicht den Schmerz und die Verzweiflung des Hungertodes zu dulden. Die Pracht des Feldherrn selber überstieg die kaiserliche bey weitem, und außer dem Gelde, welches er für sich eintrieb, wanderten noch von Zeit zu Zeit ungeheure Summen nach Wien, zur Erhaltung guter Freunde im kaiserlichen Kabinette.

Was aber den staunenden und besorgten Fürsten am auffallendsten war, das waren die immer fortgesetzten Werbungen Wallensteins, ungeachtet jetzt eigentlich kein Krieg mehr geführt ward, und sein Heer bereits so groß war, wie Deutschland seit der Römer Zeiten keins gesehen hatte. Noch war man ungewiß, ob er dadurch sich oder seinem Herrn den Weg zur unbegränzten Herrschaft zu bahnen gedenke. Dem Letztern selber wurde vor dem Ende bange, denn obgleich Wallenstein das ganze Heer nur durch Brandschatzung erhielt, so rechnete er doch dem Kaiser ungeheure Summen für die Unterhaltung desselben an, als ob er das Seinige dabey zusetze; und als die Rechnung schon in die Millionen gestiegen war, verlangte er die beiden mecklenburgischen Herzogthümer zur Entschädigung für seine angeblichen Auslagen. Der Kayser, unfähig zu zahlen, und zu furchtsam, seinem übermächtigen General etwas zu verweigern, bewilligte ihm zuerst den

Besitz der eroberten Länder pfandweise, bald darauf aber (im Winter 1627) als Wallenstein eine Reise nach Prag machte, wo damals auch Ferdinand sich aufhielt, geschah die feierliche Belehnung des erstern mit dem Herzogthum Mecklenburg für ihn und seine Erben; ja der Kaiser schenkte ihm noch das eben erledigte Herzogthum Sagan obenein. Wallenstein bediente ihn darauf an der Tafel, und übte zum ersten Male sein neuerworbenes Recht als Reichsfürst, mit bedecktem Haupte vor ihm zu erscheinen. Am 30. April 1628 erschienen darauf die Gesandten des neuen Herzogs in Güstrow, um von den mecklenburgischen Ständen die Huldigung einzunehmen. Vergebens sandten diese flehende Briefe an Ferdinand, ihren guten rechtmäßigen Landesfürsten, die nichts schwereres verbrochen hätten, als alle übrigen Glieder des niedersächsischen Bundes, und deren Vorfahren fast ein Jahrtausend im Besitz des Landes gewesen wären, doch nicht so hart zu strafen: die wallensteinischen Reiter erstickten durch ihre gezogenen Säbel jeden Seufzer der treuen Unterthanen, und so wurden die Beamten ohne Widerrede in Pflicht genommen.

Mit eben der Ungerechtigkeit, mit welcher man hier zwey unschuldige Reichsfürsten absetzte, wurden auch die Länder des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz für dem Kaiser anheim gefallen erklärt, und dieser schenkte einen Theil

derselben, nämlich die Oberpfalz und die Grafschaft Cham dem Herzog von Baiern zur Entschädigung für seine vorgestreckten Kriegskosten (22. Febr. 1628.). Die Unterpfalz (am Rhein) blieb für jetzt noch in einem unentschiedenen Zustande.

Wallenstein richtete nunmehr sein Augenmerk auf Pommern. Ungeachtet der Herzog dieses Landes schon 13 kaiserliche Regimenter in dasselbe hatte aufnehmen müssen, und die Stadt Stralsund alle verlangte Contributionen richtig bezahlt hatte, so forderte er jetzt doch noch, daß sie eine Besatzung einnehmen sollte. Da sie es abermals verweigerte, so sandte er den General Arnim*) mit einem starken Corps hin, um sie förmlich zu belagern. Die Tapferkeit der Bürger, die Stärke ihrer Festungswerke, und die immer offene Zufuhr von der Meerseite machten sie unbezwinglich, und da sowohl der König von Dännemark als auch Gustav Adolf von Schweden die Stadt mit Kriegsvorräthen aller Art unterstützte, so waren die Bürger bey dem Bombardement der Kaiserlichen ziemlich ruhig. Doch sandten sie einen Abgeordneten nach Prag, (wo Wallenstein sich damals noch aufhielt) um Gnade für die Stadt zu erbitten. Nachdem der Gesandte 10 Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein

*) Er war ein Brandenburger und ein eifriger Lutheraner.

ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich, und drohte bald selbst hinzuziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so schloß er, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren.“

Niedergeschlagen von diesen Schreckensworten verließ der Abgeordnete den friedländischen Pallast. Ein Feind Wallensteins verschaffte ihm Audienz beim Kaiser selber. Dieser, gerührt von so gerechten Klagen, gab ihm einen schriftlichen Befehl an den Feldherrn mit, die Belagerung aufzuheben. Schon war Wallenstein dahin aufgebrochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Senator (10. Jun.), aber vergebens hielt er ihm den kaiserlichen Brief vor. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, donnerte der Feldherr, so müßte es herunter!“

Am 27. Junius kam er selbst vor der Stadt an. Man sagte ihm, der König von Schweden habe den Bürgern abermals eine ansehnliche Verstärkung gesandt, und sey der Sage nach entschlossen, selbst nach Deutschland herüber zu kommen. „Ich werde ihn mit Ruthen nach Hause peitschen!“ antwortete er. Sogleich ließ er einen Sturm ansagen. Drey Regimenter mußten zugleich anrennen. Die ganze Nacht währte das Stürmen, allein die Bürger feuerten uner-

schrocken von ihren Wällen herab, und am Morgen lagen 500 Todte auf dem Schlachtfelde. Wüthend fordert der Feldherr neue Regimenter auf. Er schwört, des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber wiederum werden ihm 1500 Mann umsonst erschossen, und die übrigen wollen nicht mehr stürmen. Vierzehn Tage harrte er in dem Lager aus. Endlich, da fast 12,000 Soldaten vor Stralsund ihr Grab gefunden hatten, schloß er zum Schein einen Vergleich mit dem Herzoge Bogislav, und verließ das Lager (15. Jul.), um nur nach Mecklenburg zu kommen, wohin sein heißes Verlangen stand. Acht Tage später zog auch das Heer ab. Im September kam es noch einmal wieder, bemühte sich aber diesmal eben so vergeblich.

Wallenstein schwelgte darauf in Güstrow vor den Augen seiner neuen Unterthanen in einer nie gesehenen Pracht. Seine Truppen, jetzt 160,000 Mann stark, sogen ganz Ober- und Niedersachsen sammt der dänischen Halbinsel aus. Aus seinen Unterhandlungen mit den Seestädten hatte man vermuthet, er werde auch noch die dänischen Inseln erobern wollen, und jedermann war gespannt auf dieses Riesen nächsten Schritt, als er plötzlich — dem Kaiser alles Ernstes zum Frieden rieth. Ein Zeitgenosse versichert, Wallenstein habe nachher einmal zu Zeiten selbst gesagt, im Anfange sey sein Sinn gewesen, den

Kaiser unumschränkt zu machen, aber seitdem er selber ein Reichsfürst geworden sey, habe er sich eines andern besonnen. Auch sagt man, der König von Dännemark habe heimlich zu ihm geschickt, und ihm fest versprochen, nie wieder für die Einsetzung der vertriebenen Herzoge die Waffen zu ergreifen, wenn er seiner jetzt schonen wolle. Da handelte er denn allerdings wohl weise, indem er sich das schon Erworbene zu sichern suchte. Dem Kaiser war die Nothwendigkeit eines Friedens leicht begreiflich zu machen; auch die Lige wünschte ihn, und Wallenstein wußte es durch seine Freunde in Wien so zu machen, daß ihm und Tyll'n unumschränkte Vollmacht, ihn abzuschließen, ertheilt wurde. Lübeck ward zum Congreßorte bestimmt. Dahin verfügten sich die dänischen und Wallensteinischen Subdelegirten, denn er selber war zu vornehm, selber hinzugehen; er dirigirte das Werk von Güstrow aus. Auch schwedische Gesandten stellten sich ein, aber Wallenstein ließ sie abweisen, als Leute, die hier nichts zu suchen hätten; offenbar um aller Erwähnung der mecklenburgischen Herzoge auszuweichen. Dagegen verwendete er sich jetzt sehr laut und eifrig zu Wien für seinen sonst so gehaßten Nebenbuhler Tilly, und trug darauf an, ihm zur Entschädigung das Herzogthum Kalenberg zu schenken. So kann auch der Eigennutz wohlwollend machen! Tilly bewies sich gefällig,

und so fand sich nirgends eine Schwierigkeit. Dem König von Dännemark wurde ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemüthigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine eroberten Länder wieder, durfte keine Kosten bezahlen, und nichts weiter geloben, als sich mit niemanden künftig gegen den Kaiser zu verbünden. So entrann er diesmal noch aus einer kritischen Lage dadurch, daß er zwey Freunde aufopferte, die er vorher doch eigentlich erst zur Theilnahme an dem Kriege gezwungen hatte. (12. May 1629).

Das ganze Kurfürstenkollegium war empört über diese Vernichtung zweier uralten deutschen Fürstenhäuser, und legte dringende Fürbitten für ihre Wiedereinsetzung ein, aber umsonst, Wallenstein ließ schon Münzen mit seinem Bilde schlagen, und Kraft eines kaiserlichen Edicts ward jedem eine Strafe von tausend Goldgülden aufgelegt, der ihn als Erbherzog von Mecklenburg nicht anerkennen würde. Doch das war nicht der Fürsten einzige Beschwerde. Der Kaiser ließ sich vom Papste im nördlichen Deutschland für seinen zweiten Sohn verschiedene reiche Bisthümer schenken, die bisher von Protestanten besessen worden waren, und publicirte am 6. März 1629 ein sogenanntes Restitutionsedict, welches ein Donnerschlag für alle Nichtkatholiken war. Kraft desselben sollten nämlich die Refor-

mirten im Reiche gar nicht mehr geduldet, die Lutherischen aber gehalten seyn, alle seit dem Passauischen Vertrage eingezogene Kirchengüter an die Katholischen herauszugeben. Die Liste von diesen Gütern war längst gemacht; es kamen unter andern zwey Erzbisthümer und zwölf Bisthümer darin vor. Zur Vollstreckung wurden kaiserliche Kommissarien in alle Kreise versandt, und Wallenstein und Tilly angewiesen, sie nöthigenfalls mit ihren Heeren zu unterstützen. Recht wie den Protestanten zum Trotze wurde mit Augsburg den Anfang gemacht, der Stadt, in welcher der Religionsfriede geschlossen worden war, den dieses Restitutionsedict vernichtete.

So war also wieder ein neuer Vorwand da, die beiden gewaltigen Heere, welche den deutschen Boden drückten, Trotz dem Frieden nicht abzudanken. Wallenstein hatte der Soldaten so viele, daß er einen Theil davon nach Polen schicken konnte, wo der König Sigismund von den Schweden bedrängt ward. Die Polen bekamen durch sie einen kleinen Begriff von dem Elende des deutschen Reiches, in welchem mehr als hunderttausend solcher Soldaten nun schon seit Jahren hauseten, und freueten sich über den Frieden mit dem Feinde nicht inniger, als über den Abzug dieser Freunde. Der König wollte das, was er ihnen vom Solde noch schuldig war, gegen den Schaden abrechnen, den sie seinen Unterthanen zu-

gefügt hätten, aber das ging ihm nicht durch. Wallenstein schrieb ihm: „Der Krone Polen ward in ihrer größten Noth das kaiserliche Kriegsvolk zugeschickt. Diesen Umstand werden Ew. Maj. bedenken. Das Corps hat ersprießliche Dienste gethan. Gustav hatte die polnische Armee in die Flucht geschlagen und zerstreut; Polen hätte den Schweden dienen müssen, wäre die kaiserliche Armee zur Vertheidigung der polnischen Nation nicht eben zur rechten Zeit angekommen. Jene errettete diese vom Untergange. Jede Provinz, in welcher das Kriegstheater aufgeschlagen wird, ist dem Verderben ausgesetzt. Den kaiserlichen Truppen ward der gebührende Sold nicht ausgezahlt: das undisciplinirte polnische Volk hatte Preußen schon verheert vor der Ankunft der Kaiserlichen. Die Verheerung kann also diesem nicht aufgebürdet werden. Ueberdies haben die Kaiserliche Beleidigungen von den Polen erlitten; die polnischen Officiere haben ungebührliche Reden gegen sie ausgestoßen. Sollten Ew. Maj. in Zukunft Hülfe von dem deutschen Volk vonnöthen haben, so werden Sie sie so leicht nicht erhalten. Man wird die Neigung gegen Sie verlieren, Ihr Kredit wird gänzlich fallen. Mein Begehren ist, daß Ew. Maj. alles dieses überlegen. Die Verminderung der stipulirten Summe hat nicht Statt; es muß Satisfaction geschehen dem Kontrakt gemäß."

Brandenburg und Pommern baten den Kaiser aufs dringendste, sie von der Landplage der wallensteinischen Truppen zu befreien, allein der Feldherr stellte vor, daß man diese Länder am wenigsten von Vertheidigern entblößen könne, da man nicht wisse was die schwedischen Rüstungen zu bedeuten hätten. Magdeburg, damals als Hansestadt weit reicher und blühender als jetzt, hatte ihm bey seinem ersten Durchzuge ein freiwilliges Geschenk von 130,000 Gulden verehrt. Weit entfernt, ihn dadurch zu gewinnen, hatte sie ihn nur mehr nach ihren Schätzen lüstern gemacht, von deren Größe für jene Zeiten dies Geschenk ein Beweis war. Jetzt (im Febr. 1629) forderte er von ihr 200,000 Thaler, oder Einnahme und Unterhaltung eines Regiments. Sie stützte sich, wie Stralsund, auf ihre Privilegien. Da schrieb er selbst von Güstrow aus: „Uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen sie erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, sie möchte es sonst sehr bereuen."

Nach wiederholter Weigerung erschien ein Corps Kroaten vor der Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer umher, hieb oder

brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit dem Säbeln zum Schanzengraben. Die Magdeburger brachten ihre Kanonen auf die Wälle, und feuerten herzhaft auf die Schanzgräber los. Eine Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten, denn wer floh, ward von den Kroaten in Stücke gehauen. Alle Abende wurden große Wagen voller Todten weggeführt. Im Julius kam Wallenstein selbst nach Wollmirstädt. Die Magdeburger ließen ihm hier durch Abgeordnete die Unmöglichkeit seiner Forderung vorstellen. „Der Hunger wird Euch schon dazu bekehren!" war seine Antwort.

Indeß entging die Stadt für diesmal doch noch dem Untergange, und zwar deswegen, weil gerade der Kaiser ihre Bezwingung wünschte. Denn diesem hatte der Papst das reiche Erzstift für seinen zweiten Prinzen zugedacht. Solchen Kollegen wünschte sich Wallenstein in Niedersachsen nicht, daher bezeigte er auch keine Lust, für ihn die Stadt zu erobern. Er zog die Truppen zurück (29. Sept. 2629) nachdem er etwa 2000 Mann bey der Belagerung eingebüßt hatte, und schrieb dem Kaiser, es sey unmöglich, eine solche Festung zu bezwingen.

Von Wollmirstädt zog er nun ins Halberstädtsche, um hier das Restitutionsedict mit aller Härte zu vollstrecken. Dabey fuhr er noch immer

fort

fort zu werben, als ob er die ganze Welt bezwingen wollte. Die fürchterlichsten Erpressungen geschahen noch immer in des Kaisers Namen. Wenn die Fürsten nicht im Stande waren, das geforderte Geld aufzubringen, so mußten sie den friedländischen Officieren ihre Aemter verschreiben, oder auch wohl gleich einräumen. Die Unterthanen wurden oft bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert, daß viele Hungers starben, manche Eicheln aßen, oder sich Brodt aus Wurzeln und Erde buken. Ja einige stillten ihre Hungersquaal an Leichnamen oder an ihren eigenen Kindern, die sie ermordeten, weil sie doch kein Brodt für sie hatten. Die schreiendsten Klagen über diese Tyranney erhoben sich von allen Seiten, denn Wallenstein schonte weder Protestanten noch Katholische. Der Herzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, schrieb an Ferdinand: „Ew. kaiserliche Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel, wie itzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken; diese Ausschweifungen können die Officiere gar wohl verhindern. Ich weiß wohl, man

will Ew. Maj. solche Sachen auszureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Maj. getreustem Bruder, können Sie soviel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen sind, jetzt aber drey oder viermal hunderttausen Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie erpreßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dies Ew. Maj. zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. kaiserl. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen, und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollten; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich sehe, daß es mich nunmehr am meisten im Markgrafthum Burgau und in den altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrift."

Schon oft hatten die protestantischen Fürsten sich auf gemeinschaftlichen Zusammenkünften über die Mittel, diesem Elend ein Ende zu machen, besprachen. Jetzt hielten auch die katholi-

schen solche Zusammenkünfte, der Kardinal Richelieu, damals Regent von Frankreich, welcher die wachsende Uebermacht des Hauses Oestreich mit neidischen Blicken ansah, rief die Fürsten aus allen Kräften zur Gegenwehr auf, und versprach ihnen seine kräftigste Unterstützung. Die Lige hatte zu dem Restitutionsedict nur darum die Hand geboten, weil sie gehoft hatte, mit den Protestanten weggenommenen Stiftern entschädigt zu werden, allein sie sahen zu ihrer Verwunderung, daß der Kaiser diese für sich behielt. Sie bemerkten, daß Wallenstein nichts angelegener betrieb, als die Lige gänzlich zu zerstören und aufzuheben, damit er nichts mehr zu fürchten hatte. Alle waren daher einverstanden, daß ein gemeinschaftlicher Fürstentag ausgeschrieben werden müsse, auf dem man den Kaiser persönlich zur Rede stellen könne. Viele zweifelten jedoch, ob dieser sich dazu verstehen werde. Indessen, der Versuch gelang, da Ferdinand selber ein großes Interesse hatte, sich die Fürsten zu verbinden. Er wünschte nämlich seinen ältesten Sohn zum römischen König erwählt zu sehen, und es geschah ganz vorzüglich in dieser Absicht, daß er (im Febr. 1630) den allgemein ersehnten Fürstentag auf den Junius nach Regensburg ausschrieb. Alle Kurfürsten wurden persönlich eingeladen, allein Kursachsen und Brandenburg waren durch nichts zu bewegen, sich selber einzufinden.

Der Kaiser selbst war einer der ersten, welche erschienen. Was mußte er hier hören! In Deutschland, hieß es, sey kein Feind, und doch sey das ganze Reich voller Truppen. Man verkaufte in Regensburg Pamphlete, worin unverhohlen gesagt ward, der Kaiser brauche die Reichsgefahr nur zum Vorwande, seine herrschsüchtigen Plane mit deutschem Blute auszuführen; er sey das Spiel zweier Jesuiten, die ihn am Leitzaume der Religion führen könnten, wohin sie wollten. Im Fürstensaale selber hörte er keine erfreulichere Sprache. Schrecklich war der Bericht der pommerschen Abgeordneten. „Bogislav, sagten sie, nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin wurden die Contributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom Leibe weggenommen, andere übergaben den Officieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Executoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwey Thaler, und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt, alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genothzüchtigt werden: auch noch an den todten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, und

dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislavs ganze Einkünfte aus seinem großen Herzogthume reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben pommersche Städte sind seit der kaiserlichen Ankunft durch den Muthwillen der letztern in Asche gelegt, ganze Districte von sechs und mehreren Meilen sind verödet. Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Contributionen beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquati Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: „damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde alles, was noch zu zahlen ist, auszahlen lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemde ausziehen müssen.“ Als die pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31,500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern.

Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen, Hessen-Kassel gab sieben Millionen an. Die einzige Stadt Nürnberg hatte 20,000, Würtemberg 120,000 Thlr. zahlen müssen.

Ferdinand war kein so harter Mann, daß solche Dinge ihn nicht außerordentlich hätten rühren sollen. So mochten es ihm seine Räthe und Jesuiten in Wien freilich nicht vorgestellt haben.

Wallenstein hatte sich um diese Zeit bei dem kaiserlichen Corps in Schwaben eingefunden, um, falls die Kurfürsten wegen der Königswahl Schwierigkeiten machen sollten, Knall und Fall die Stadt mit kaiserlichen Truppen zu besetzen, und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Allein der Kaiser sah jetzt, da er in Regensburg war, die Sachen anders, und zu einer so gewaltsamen Antastung der deutschen Constitution entsank ihm aller Muth. Er brachte die Bitte um die Wahl seines ältesten Prinzen äußerst bescheiden vor, und nahm sie ganz zurück, als die Fürsten darauf drangen, erst die Angelegenheiten des Reichs vorzunehmen. Männlich und kühn redete hier besonders Maximilian von Baiern. Er trug darauf an, daß Wallenstein des Commando's entsetzt würde. Alle Fürsten stimmten laut und eifrig bey. Ferdinand sträubte sich lange. Endlich ward er durch die Kraft der furchtbarsten Gründe besiegt. Mit schwerem Herzen unterzeichnete er den Absetzungsbrief. Wie aber dieser dem so fürchterlich gereizten Löwen zu übermachen sey, war eine Frage, die alle zittern machte. Zwey alte Freunde des Generals, der Hofcanzler von Wartenberg und der Kriegsrath von Questenberg übernahmen zuletzt das gefährliche Geschäft. Sie trafen ihn in Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt. Er empfing und bewirthete sie prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen

gesprochen, und eben wollten sie es wagen ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als Wallenstein, von allen auf dem Collegientage vorgefallenen Dingen durch seinen Vetter unterrichtet, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität *). Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursach gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten. Anbey könnt ihr dem Kaiser sagen, mit dem Abdanken meiner Truppen werfe er den edelsten Stein aus seine Krone weg." Er dankte hierauf selbst dem Kaiser für das bisher ihm geschenkte Vertrauen, und bat nur, ihn in seinen Herzogthümern zu schützen. Man glaubt, sein insgeheim von Baiern bestochener Astrolog, der Genueser Seni, sey der Urheber dieser Fassung gewesen, indem er ihn überredet habe, dies alles müsse geschehen, damit er einst zu desto größeren Ehren erhoben würde.

*) So nennt man den bey der Geburt eines Menschen obwaltenden Stand der Planeten und der Sonne gegen die Zeichen des Thierkreises, aus welchem die Astrologie die künftigen Schicksale dieses Menschen vorherzusehen sich getraute.

Als die Kurfürsten zu Regensburg seine Antwort erfahren, wurden sie muthiger, und verlangten nun auch die Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzoge. Seit ihm die Macht genommen war, achtete ihn keiner von denen mehr, die ihn noch vor wenig Wochen mehr als den Kaiser gefürchtet hatten. Von seinem Herzogthum war gar nicht mehr die Rede; er hieß nur noch der Friedländer. Der Kaiser schrieb ihm, die mecklenburgische Angelegenheit sollte noch einmal vorgenommen werden, er möchte sich daher bis nach beendigter Untersuchung auf seine Güter in Böhmen begeben. Dahin ging er dann, voll bitterer Rache im Herzen, aber nicht ohne die Zuversicht, daß eine Zeit kommen werde, wo er ihr zum Schrecken seiner Feinde werde vollen Lauf lassen können.

6.

Gustav Adolf.

(1630 — 1632.)

Was war jetzt aus dem Funken geworden, der sich vor zwölf Jahren auf dem Rathhause zu Prag zuerst entzündete! Dort war das Feuer längst gelöscht, aber dafür stand nun das ganze deutsche Reich in hellen Flammen. Von der Freiheit der Böhmen war nun nicht mehr die Rede; an

den vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz dachte man nicht mehr: eine wichtigere Frage war jetzt aufgeworfen, die: ob die protestantische Religion ganz aus dem Reiche vertilgt, die Freiheit der deutschen Fürsten vernichtet, und die kaiserliche Gewalt im Hause Oestreich erblich gemacht werden solle.

Und was stand wohl nach allem, was oben erzählt ist, dem siegreichen Ferdinand zu diesem großen Ziele noch im Wege? die Macht der größten Fürsten, Baiern und Sachsen ausgenommen, war gebrochen, das ganze Reich entkräftet, verschüchtert, ausgesogen, und mit kaiserlichen Truppen besetzt; das kühne Restitutionsedict war ausgesprochen und an vielen Orten bereits vollstreckt; die Uneinigkeit und Eifersucht der Fürsten unter einander machte der Einheit des Siegers vollends leichtes Spiel, und die Furcht, auch das letzte noch durch Widersetzlichkeit zu verlieren, lehrte selbst diejenigen Unterwürfigkeit, die eigentlich nichts als Rache hätten denken sollen.

Nur ein Weg war übrig, die Freiheit Aller zu retten. Eine fremde Gewalt, mächtiger als jeder einzelne von ihnen, mußte die Getrennten kraft einer überwiegenden Autorität vereinigen, sich an die Spitze aller Protestanten stellen, und sie selber so beherrschen, daß jede Regung der Eifersucht und des Privatinteresses erstickt, und jeder Treulosigkeit durch die Furcht der Weg ver-

sperrt wurde. Aber diese Maaßregel war schon versucht, und schrecklich vereitelt worden. Wie theuer hatte nicht Christian der IV. seine Einmischung in diese Händel gebüßt! Wer hätte ihm nachfolgen mögen!

Aber wie außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Kräfte wecken, so lebte auch in dieser kritischen Periode ein Mann von seltner Geistesgröße, den der Anblick dieser ungeheuren Verwirrung mit einer geheimen Freude und mit einem unbezwinglichen Verlangen erfüllte, sich in diesen Strudel zu stürzen, und durch die Klarheit seines Geistes Ordnung und Ruhe in dies empörte Chaos zu bringen. Das war Gustav Adolf, König von Schweden *), ganz unstreitig der größte Mann seines Jahrhunderts. Man könnte vielleicht vieles von seinem Ehrgeize sagen, auch wohl zweifeln, ob er ganz ohne Eigennutz gehandelt habe, und was der Betrachtungen mehr wären: ich sage nur dies Eine: er sah die Größe der Gefahr, er empfand geheime Lust, sie zu theilen, und hatte die feste Zuversicht, er sey der Mann, der sie vernichten könne, und das macht ihn zum großen Manne.

*) Geb. 1594, den 19. Dec. früh um 7 Uhr und 28 Min. des Morgens, nach der Nativität, die ihm damals von einem Astrologen gestellt wurde, der ihm einen gewaltsamen Tod, den Untergang seiner Feinde, und die Erlöschung seines Hauses vorher verkündigte.

Als er in seinem 18ten Jahre den Thron bestiegen, war sein erstes Geschäft gewesen, seinen Oheim Sigismund von Polen zu züchtigen, der ihm den Königstitel streitig machen wollen. Dieser ohnmächtige Fürst, ein Sohn Gustav Wasa's, hatte als Kronprinz von Schweden die polnische Krone angenommen, ihr zu Gefallen die evangelische Religion abgeschworen, und dadurch die Thronfolge in Schweden verscherzt, deren sich nun sein Bruder, Karl IX., angemaßt hatte. Gustav Adolf war der Sohn dieses Karl. Ihn liebten die Schweden, und unterstützten ihn gern, als er die Schmach zu rächen wünschte, sich von diesem Siegismund überall nur den Thronräuber nennen zu hören. Mit kurzen Unterbrechungen führte er fast 18 Jahre Krieg mit Polen, und vergrößerte in diesem Kriege sein Reich nicht nur mit dem größten Theile von Liefland, welches bis dahin zu Polen gehört hatte, sondern erweiterte auch den schwedischen Handel durch die Besetzung vieler treflichen, besonders preußischen, Hafenplätze an der Ostsee. Wohl unterrichtet in der Geschichte der großen Thaten römischer und griechischer Helden nahm er einen Cäsar und Scipio zu seinen Vorbildern, und, wie jener, benutzte er die langen Kriege mit einem wilden, undisciplinirten Volke dazu, seine Krieger abzuhärten, und eine Menge Versuche mit einer allmählig selbst erfundenen Kriegskunst im Klei-

nen zu machen, die er einst zu höhern Zwecken im Großen anzuwenden gedachte. Und herrlich gelang ihm dieser Plan. In jenen polnischen Kriegen bildete sich ein Heer, das in der Folge die geübtesten deutschen Truppen über den Haufen warf, und ein Feldherr, von dem alle seine Gegner zu lernen suchten.

Es versteht sich, daß die Natur einen so gewaltigen Geist auch mit einem kräftigen und höchst gesunden Körper umschlossen hatte. Er war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Corpulenz ihm fast beschwerlich fiel, und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz der Vernunft zu seyn; seine Adlernase, die großen grauen Augen und der sonore, männliche Ton seiner Stimme flößten Achtung und Vertrauen ein, aber so furchtbar sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren wußte er nichts von Furcht; bey aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich, und seine Rede strömte fast immer von Salz und Laune über. In der Schlacht war er immer da, wo die Gefahr am größten war, denn, sagte er, wenn der Feldherr nicht Muth zeige, so hätten auch die Soldaten keinen; die den Tod flöhen, fänden ihn eher, als die ihn suchten, und weder Alexander noch Cäsar seyen im Felde geblieben. Als im Jahr 1627

sein treflicher Kanzler Oxenstierna ihm einen schon beschlossenen, sehr gefährlichen Angriff auf die Stadt Danzig auszureden suchte, rief Gustav aus: „Ihr seyd doch in allen Dingen gar zu kalt, und hemmt mich immer in meinem Laufe.“ Worauf jener erwiederte: „Es ist wahr, Ew. Majestät, aber wenn ich nicht so viel Wasser in Ihr Feuer gösse, so wären sie längst verbrannt.“ Als in demselben Feldzuge ein Wundarzt, der ihm eine Wunde am Schlüsselbeine verbinden mußte, sichs bey dieser Gelegenheit herausnahm, ihn wegen der zu geringen Sorgfalt für sein Leben zu tadeln, sagte ihm Gustav nichts als diese Worte: ne sutor ultra crepidam! In einer am 27. Jun. 1629 unweit Marienburg in Preußen vorgefallenen Schlacht lernte er die Wallensteinischen Truppen, von denen, wie oben erzählt ist, ein Hülfscorps dahin gesandt war, zuerst kennen. In dem Schreiben, welches der kaiserliche General von Arnim am Tage nach der Schlacht an Wallenstein erließ, heißt es unter andern: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen Ew. fürstl. Gnaden ich überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getödteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, daß der König gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß

er die Kaiserlichen hätte kennen lernen. — Der König hat sich mit so viel Muth unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen."

Außer dieser Heldentugend besaß Gustav Adolf auch jene ungemeine Klarheit des Verstandes, vermöge welcher er zu seinen großen Zwecken auf das schnellste die richtigsten Mittel zu finden und die tauglichsten Menschen auszuwählen wußte. Alle seine Generale machten eine Schule der treflichen Feldherren aus, und für jeden hatte er eine eigene Behandlungsart, die ihm alle Herzen gewann. Um zu seinen unaufhörlichen Kriegen immer das nöthige Geld zusammen zu bringen, hatte er sich von jeher einer steten Verbesserung der Finanzeinrichtung beflissen, und den Erwerbfleiß und den Handel in seinen Staaten auf alle Weise unterstützt. Auch den Wissenschaften, deren eifrigster Verehrer er war, öfnete er den Weg nach Schweden. Als ein Todfeind der Jesuiten nahm er denen zu Frauenburg in Preußen 1626 ihre Bibliothek weg, und schickte sie nach Upsal. Er redete vier Sprachen mit seltener Fertigkeit, und hatte nach dem Geiste der damaligen Zeit in theologischen Disputationen viel gethan. Aber es war ihm nicht um Schulgezänke allein zu thun; der religiöse Sinn seines Zeital-

ters hatte seinen ganzen Charakter so wunderbar durchdrungen, daß er uns als das liebenswürdigste Muster eines ächt christlichen, frommen Regenten erscheint, dessen Ehrgeiz durch den beständigen Gedanken an Gott gemildert wird. Die folgende Geschichte wird uns dazu manchen rührenden Belag geben.

Man kann wohl sagen, daß eben die unterdrückte Religionsfreiheit der deutschen Protestanten es war, zu deren Rettung sich Gustav Adolf vorzüglich berufen fühlte. Schon 1620 hatte er eine Reise nach der Pfalz gemacht, und späterhin, wie wir wissen, hatte er sich an Christians IV. Stelle an die Spitze der Niedersachsen stellen wollen, war aber durch Englands Zaudern und Dännemarks Eifersucht daran verhindert worden. Auch hatte der polnische Krieg ihn noch zu sehr beschäftigt. Jetzt aber, da Dännemark entkräftet war, Frankreich aus Eifersucht gegen Oestreich Unterstützung versprach, und Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand einging (26. Sept. 1629), stand dem Helden nichts mehr im Wege, ja die Abdankung Wallensteins und die Verminderung der kaiserlichen Truppen in Pommern begünstigten sein Unternehmen noch auf besondere Art. Auch an Stoff zu genugthuenden Manifesten fehlte es nicht. Der Kaiser hatte Gustavs Gesandte beleidigt, seinen Feinden Hülfe geschickt, er versagte ihm den Königstitel, er verfolgte

seine Religion: Grund genug, die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

Man sollte meinen, eine allgemeine Freude müsse sich der Protestanten in Deutschland bemächtigt haben bey der Nachricht, daß ein so tapfrer König ihre Sache mit dem Kaiser ausfechten wolle. Aber nichts weniger. Als Gustav vorläufig die Fürsten zu einem Bündnisse einlud, sträubten sie sich alle, und keiner wollte den Schein haben, als habe er einen Antheil an Gustavs Entschließung; ja so groß war die Furcht vor dem Kaiser, daß sie in ihren Antwortschreiben nicht einmal wagten, Gustaven den Königstitel zu geben. Er mußte also zu Anfange ganz auf sich allein vertrauen, und von dem Eindruck seiner ersten Thaten den Erfolg der ferneren größern erwarten.

Nachdem er zu Hause alles bestellt hatte, schiffte er sich mit 15,000 Schweden in den Scheeren bey Elfsnaben ein (23. Jun. 1630), und landete am 4. Jul. bey der kleinen Insel Rüden am Ausflusse der Peene. Kaum aus dem Boote ans Land gestiegen, kniete er im Angesicht seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt, und bat ihn um seinen ferneren Schutz.

Seine gerührten Officiere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voller

Thrä-

Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Fleißig gebetet ist halb gefochten.“ Er nahm darauf in größter Geschwindigkeit Usedom und Wollin weg, vertrieb auch aus Rügen die Kaiserlichen, und rückte auf Stettin, die Hauptstadt und Residenz des Herzogs von Pommern, los. Dieser, ein alter, schwacher Mann, kam ihm ängstlich entgegen, und verrieth nur zu deutlich seine Unruhe über einen so gefährlichen Besuch. Gustav versicherte ihm auf das liebreichste, er habe keine Absichten weder auf Pommern noch auf irgend einen andern Theil des deutschen Reichs, aber zu seiner Sicherheit sey ihm der einstweilige Besitz von Pommern durchaus nöthig, und vor allen Dingen habe er sich Stettin zu einem Hauptwaffenplatze ausersehen, er bitte daher, die Stadt sogleich zu übergeben. Der Herzog zauderte. Darauf wandte sich Gustav an die Deputirten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht, und schloß seine Rede mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet, und nöthiget mich nicht, zu wirksamern Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können.“ — Der Herzog bat um Got-

teswillen, ihn doch nur wenigstens neutral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen; aber der König beruhigte ihn darüber, und so rief er denn in einer Art von Verzweiflung aus: „Nun in Gottes Namen!“ Und damit rückten die Schweden in die Stadt (20. Jul.). Bald darauf ward ein förmliches Bündniß zwischen Gustav und Bogislav geschlossen, worin der erstere den letztern auf alle Weise gegen des Kaisers Angriffe zu schützen versprach. Der noch immer zitternde Herzog ermangelte nicht, dem Kaiser von allem diesem Nachricht zu geben, und sich mit der unabtreiblichen Noth demüthigst bittend zu entschuldigen.

Während dies in Pommern vorfiel, saß Ferdinand II. noch zu Regensburg im Fürstenrathe. Dorthin hatte sich auch Tilly begeben, um das Diplom eines Generalissimus über die Truppen der Lige und des Kaisers zugleich, an Wallensteins Stelle, zu empfangen, denn so hatte es der auf Oestreich beständig eifersüchtige Maximilian von Baiern ausdrücklich verlangt. „Wir haben wieder ein kleines Feindel bekommen,“ soll Ferdinand bey dieser Gelegenheit zum Tilly gesagt haben. Aber dieser General hatte bessere Begriffe von dem schwedischen Monarchen, um ein so verächtliches Wort in gleichem Tone zu erwiedern. Uebrigens ward auf diesem Reichs-

tage zugleich ein Schreiben an Gustav abgefaßt, worin sich der Kaiser über den Einfall des Königs in Pommern beschwerte, und ihm wohlmeinend rieth, bald wieder umzukehren, da die Streitigkeiten in Deutschland ihn gar nichts angingen, und ohne ihn geschlichtet werden würden.

Die kaiserlichen Besatzungen in Pommern thaten in manchen Städten noch lange herzhaft Widerstand; in andern bewiesen sie sich feiger, oder wichen auch der offenbaren Uebermacht. Der tapfere, aber barbarische Feldmarschall Torquato Conti, ein würdiger Schüler Wallensteins, sammelte die zerstreuten Haufen, und verschanzte sich mit ihnen in einem festen Lager bey Garz an der Oder. Mit ihnen vereinigten sich die Besatzungen der kleineren Städte, die die Ankunft der Schweden nicht abzuwarten wagten. Schrecklich ließen diese Unmenschen ihre Wuth gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu seyn. Sävelli, Conti's Untergeneral, nahm den Landleuten, die kein Geld mehr hatten, ihre Pferde weg, schickte sie auf den Markt, und wenn sich keine Käufer dazu fanden, so ließ er sie todt stechen, und verkaufte die Häute dem Schinder. Ein Kroatenkorps, welches durch Penkun zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, prügelte die Leute, bis sie ihre verbor-

gene Habe entdeckten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen, und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Ueberall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Gräuelscenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war in ganz Penkun kein Bissen Brodts zu finden.

Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von einem durchziehenden Obersten den Befehl, noch 18,000 Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte die Ordre zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten sogleich die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brodts mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden tyrannisch geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe, wer muchsete ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt, und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Ein Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen nach Garz geführt, und hier mußten sie hungernd drey Tage und drey Nächte in regnichtem Winterwetter auf kalter Erde unter

freiem Himmel liegen, und außer der Angst der Banden und des Hungers noch den Hohn der Soldaten ertragen, die rings um sie her ihre Nothdurft verrichteten. Beim Abzug aus Pasewalk endlich zündeten die Barbaren zum Beschlusse die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen herumirrenden Kinder auf ihre Piken, und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Das kann der Mensch!

Dem edlen Gustav ging das Herz vor Wehmuth über, als er wenige Tage nachher die Spuren dieser Verheerung fand. Auf den Dörfern sah es nicht besser aus. Ueberall Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in den Flüssen schwimmend. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Viele der übriggebliebenen, fast verhungerten Menschengestalten wurden von den Schweden liebreich erquickt, die gern von ihrem Brodte mittheilten, und alles, was sie von den Bürgern verlangten, baar bezahlten. Die Mannszucht im schwedischen Heere war so streng, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten, und die Frömmigkeit des Königs bestätigte den rührenden Aberglauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hülfreicher Engel gesendet sey. Jedes schwedische Regiment hatte einen Feldprediger der mit demselben täglich zweimal Betstunde

hielt, und Gustav selber fing keine bedeutende Unternehmung ohne ein lautes und herzliches Gebet an.

Die Eroberung der einzelnen pommerschen Städte nahm indessen doch viele Zeit weg. Der Winter brach ein, und schon der December des Jahres 1630 begann mit ungewöhnlicher Kälte. Torquato der noch immer bey Garz stand, hoffte, die Schweden würden sich nun in die Winterquartiere legen, und bis zum Frühling rasten, wo er selbst dann Unterstützung vom Tilly erwarten konnte. Aber Gustav ließ ihm sagen, seine Schweden wären gewohnt, auch im Winter zu fechten, und an Rast sey bey ihm nicht zu denken. Unter solchen Umständen legte der kaiserliche General seine Befehlshaberstelle nieder, und sein Nachfolger, der Feldmarschall von Schaumburg vertheidigte sein festes Lager bey Garz noch bis gegen Weihnachten, und zündete es dann bey seinem Abzuge mitsammt der Stadt an. Am ersten Christtage rückten die Schweden in das verödete Garz ein.

Ich kann nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit den Schluß eines Briefes mitzutheilen, welchen Gustav am 14. Dec. 1630 von Golnow aus an seinen wackern Kanzler Oxenstierna schrieb. Nachdem er ihm den Zustand seiner Angelegenheiten gemeldet, und ihn gebeten hat, der Unzufriedenheit der Unterthanen mit seinem Zuge auf

alle Weise zuvorzukommen, fährt er fort: „Auch beschwöre ich Euch, daß Ihr Euch mein Andenken und das Beste meines Hauses empfohlen seyn lasset, und dasjenige an mir und den Meinigen thut, was Ihr wolltet, daß Gott an Euch und den Eurigen thäte, und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich Euch überlebte, und die Eurigen meiner nöthig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits zwanzig Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch Gott sey Dank! auch mit vieler Ehre regiert hat, indem ich das Vaterland und meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit, mein Vermögen und mein Leben aufgeopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden lassen."

„Sollte mir etwas menschliches begegnen, so werden die Meinigen in vieler Betrachtung Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauenzimmer, eine Mutter ohne Rath, und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von andern regiert werden. Die natürliche Liebe und Zärtlichkeit flößet mir diese Zeilen in die Feder, mit welcher ich an Euch schreibe, an Euch, der Ihr ein Werkzeug seyd, das mir Gott nicht al-

lein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistand in allem dem, so mir in dieser Welt am meisten anliegt, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich, und alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hofnung auf die Ruhe, Freude, und ewige Seligkeit nach diesem Leben ꝛc." Welch ein kindliches Gemüth in einem Alexanderskopfe!

Gleich gefühlvoll war er für die Ehre. Ein Italiäner, Quinti del Ponte, dem er einmal eine Officierstelle in seinem Heere gegeben, hatte ihn schändlich verrathen wollen; nur durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart hatte sich der König aus der schon ganz nahen Gefahr gerettet, und der Verräther war darauf schnell zu den Kaiserlichen übergegangen. Als nun im Febr. 1631 die östreichische Besatzung im Demmin zu kapituliren gezwungen ward, und die Erlaubniß erhielt, mitsammt der Bagage frey abzuziehen, fanden sich unter der letztern auch die Sachen jenes Italiäners. Man rieth dem Könige, sich derselben zu bemächtigen, aber Gustav erwiederte: „Nein, ich habe mein Wort gegeben, und man soll mir nicht vorwerfen, es nicht gehalten zu haben."

Einen Monat früher schon war endlich eine bestimmte Vereinigung Frankreichs mit Schweden zu Stande gekommen. Sollte man es glau-

ben, die größten Hindernisse dieser Vereinigung hatte der Stolz des französischen Hofes erzeugt, welcher sich nicht entschließen konnte, Gustaven den Titel Majestät zu bewilligen. Im gerechten Gefühl seiner Würde hatte Gustav deshalb schon unterm 17. Sept. 1630 nach Paris geschrieben: „Obgleich dies eine sehr unbedeutende Sache ist, die weder zur Verminderung der einen, noch zur Vergrößerung der andern Majestät etwas beiträgt, so haben wir doch geglaubt, daß es die Pflicht eines Königs erfordere, nichts zu vernachlässigen, was seine königliche Würde betrifft. Eher wollten wir daher die Tractaten aufgehoben wissen, als daß wir zum Nachtheil dieser Würde, die wir von Gott und unsern Vorfahren erhalten haben, etwas geschehen lassen sollten." Der französische Gesandte hatte sich darauf bemüht, Gustaven begreiflich zu machen, welche Verschiedenheit zwischen einem König von Frankreich und einem König von Schweden Statt finde, aber Gustav antwortete mit Festigkeit: „Alle Könige sind einander gleich." Das französische Ministerium gab endlich nach, und die Tractaten wurden geschlossen, zu Bärwalde in der Neumark den 23. Jan. 1631. Der Hauptpunkt darin war der, daß Frankreich sich verpflichtete, dem König jährlich 400,000 Thlr. Subsidien zu zahlen.

Während Gustav in Pommern nur Schritt

vor Schritt ging, um erst in Deutschland recht festen Fuß zu fassen, und sich den Rücken zu dekken, traten die schon so oft unirten Protestanten noch einmal zusammen auf dem sogenannte Leipziger Convent, der vom 18. Febr. bis zum 12. April 1631 währte. Auf diesem beschlossen Sachsen, Brandenburg, Hessenkassel, Wirtemberg, und viele andere Fürsten und Herren, auch die Deputirten vieler Reichsstädte, sich mit den Schweden nicht zu vereinigen, um dem Kaiser keinen gerechten Anlaß zum Zorne zu geben, dagegen aber auch ein Heer auf gemeinen Kosten anzuwerben, um sich damit gegen alle Eingriffe kaiserlicher Kommissarien, und besonders gegen die Vollziehung des despotischen Restitutionsedicts zu schützen. Dem Kaiser sagten sie in einem sehr demüthigen Schreiben, es geschehe dies alles nur zur höchstnöthigen Beschirmung ihrer armen Unterthanen vor unverhofften Gewaltthätigkeiten; allein sie erhielten zur Antwort, sie zu beschirmen sey des Kaisers Sache, und wenn sie die Werbungen nicht einstellten, würden sie als Feinde des Kaisers betrachtet werden. Im Oberlande rückten auch sogleich die kaiserlichen Truppen an, und alle dortige Conventsmitglieder wurden genöthigt, ihre schon geworbenen Regimenter wieder auseinander gehen zu lassen.

Der Rest des Winters ging dem Könige noch mit der Vertreibung der Kaiserlichen aus

den pommerschen Festen hin. In der letzten Woche des März marschirt er von Schwedt nach Frankfurt. Da kam ihm zu Ohren, wie Tilly eine tapfere schwedische Besatzung in Neubrandenburg, die sich auf gute Bedingungen ergeben hatte, dennoch hernach meuchlerisch überfallen, und gegen sein Wort bis auf den letzten Mann habe niederhauen lassen. Diese Treulosigkeit empörte ihn; er befahl, auch den Kaiserlichen keinen Pardon mehr zu geben, und als er durch Zehdenik kam, wo ihm ein Corps Kroaten in die Hände fiel, ließ er diese Kannibalen nach Schweden in die Kupferbergwerke transportiren. Auch in Frankfurt, welches er am 13. April mit stürmender Hand einnahm, riefen die wüthenden Schweden denen, welche um Quartier (Pardon) baten, die Antwort entgegen: „Neubrandenburgisch Quartier!“ und hieben sie in Stücke. Dies war Gustavs erster entscheidender Sieg in Deutschland. Die Kaiserlichen räumten nun fast ganz Pommern und die Mark, und flüchteten in die Lausitz.

Gustav benachrichtigte selbst den Leipziger Convent von seinem Siege bey Frankfurt, und lud ihn ein, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, allein umsonst. Von Frankfurt ging er nach Landsberg an der Warte, und hier erfuhr er die Noth der Stadt Magdeburg, die schon seit einem Monat von Tilly und Pappenheim be-

lagert war, und sich ängstlich nach einem Entsatze sehnte. Gustav ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drey Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hülfe bringen zu können. Er hatte dem Administrator dieser Stadt, dem brandenburgischen Prinzen Christian Wilhelm, schon vorher einen erfahrnen General, Dietrich von Falkenberg, zugesandt, den die Bürger auch sogleich zu ihrem Commandanten ernannt hatten, und der alle Vertheidigungsanstalten treflich leitete. Gleich jetzt nach Magdeburg zu eilen, erlaubte dem Könige die Vorsicht nicht, denn er war doch immer noch schwach, zumal da er soviel Städte besetzt halten mußte. Ehe er weiter vorschritt, mußte er wegen des Rückzugs in Sicherheit seyn, und zu diesem Ende mußte er den Kurfürsten von Brandenburg mit eben dem unerbittlichen Zwange zu seinem Bundesgenossen machen, den er den Herzog von Pommern hatte empfinden lassen. In seinem Lande stand er bereits, ohne um Erlaubniß gefragt zu haben; jetzt verlangte er auch noch von ihm die Auslieferung der Festungen Spandau und Küstrin, zur Sicherung seines Rückzugs. Die Angst des schwachen George Wilhelm überstieg noch die des alten Bogislav. Indessen rückte Gustav bis Köpenik vor Er verlangte eine Unterredung mit dem Kurfürsten. Sie wurde in der Heide zwischen Berlin und Köpe-

nik gehalten (13. May 1631). Der Kurfürst konnte sich zu nichts entschließen. Der König ward zornig und wollte nach Köpenik zurück. Die Kurfürstin und die verwittwete Pfalzgräfin, Friedrichs V. Mutter, welche mit heraus gekommen waren, besänftigten ihn, und baten ihn, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Er willigte ein, und schlief die Nacht in dem Schlosse, von tausend schwedischen Reitern bewacht. Am folgenden Tage (Mittwochs, 14. May) fingen die Unterhandlungen wieder an, indeß die schwedische Armee näher an die Stadt rückte. George-Wilhelm, mißtrauisch gegen Gustavs Ehrlichkeit, und zitternd vor des Kaisers Rache, weinte fast vor Angst, und bat flehentlich, ihn neutral zu lassen. Nichts. „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen frey, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen solchen Vergleich eingehen, wie ich begehre, aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so

sehet zu, wie es euch gehen wird." — Nach langem Zaudern willigt endlich der Kurfürst ein, daß Gustav Spandau so lange behalten solle, bis Magdeburg entsetzt sey; der Vertrag darüber wird am 15. May unterschrieben, und noch an demselben Tage gehen die Schweden dahin ab.

Um ganz sicher zu gehen (denn Tilly und Pappenheim, mit denen ers jetzt aufnehmen wollte, waren zwey gefährliche Gegner) wollte der König lieber bey Wittenberg, als bey Havelberg im Angesicht des Feindes über die Elbe setzen, und bat sich zu diesem Ende von den Kurfürsten von Sachsen den Durchmarsch durch Wittenberg aus. Mit Recht aber mußte man wohl gegen einen Gast mißtrauisch werden, der alle Festungen derer, denen er helfen wollte, zuerst in Beschlag nahm, und der schon in Pommern und Brandenburg so kurzen Prozeß gemacht hatte. Johann George schlug daher die Bitte ab. Gustav ließ nicht nach; Couriere über Couriere ritten hin und her; auf einmal kam die Nachricht, Magdeburg sey erobert. Ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, das Zaudern der beiden Kurfürsten als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

7.

Die Zerstörung Magdeburgs.

(1631, 20. May *).)

Diese reiche, blühende und stark befestigte Hanseſtadt, schon einmal der Wuth Wallensteins entronnen, war seit dem Ende des März Tilly's Hauptaugenmerk geworden. Aber vergeblich hatte er sechs Wochen lang seine ganze Kriegskunst aufgeboten, sie in seine Gewalt zu bekommen. Zwar ging ihr zuletzt die Munition aus, allein der schwedische Commandant Falkenberg wußte durch weise Vertheilung des kleinen Restes und durch glückliche Ausfälle den Kaiserlichen noch immer vielen Schaden zu thun. Die größte Hofnung der Bürger ruhte aber auf Gustavs Ankunft, und das Vertrauen auf die Nähe dieses Schutzgeistes machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie Tilly selbst, als er am 19. May mit Kanoniren inne halten, und am Nachmittage sogar die bisher so tapfer gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sey, was doch vielmehr ein Vorbote des Sturms war, den der General, nach vielen vergeblichen

*) Nach dem alten Kalender den 10.

Aufforderungen, auf den Rath seiner besten Officiere beschlossen hatte. In größter Stille wurden dazu die Nacht vorher die Leitern in Bereitschaft gelegt, und den Soldaten ward befohlen, sich zu morgen früh um 5 Uhr fertig zu halten.

Die Wächter auf der Mauer blieben bis nach Mitternacht auf ihren Posten, da aber alles still blieb, gingen sie beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Ach, sie wußten nicht, welch ein Erwachen ihnen bereitet war.

Endlich schlug die bestimmte Stunde. Die Soldaten standen bereit. Aber das Zeichen erfolgte noch nicht. Tilly, noch immer ungewiß, was er thun solle, hatte seinen Kriegesrath noch einmal zusammenberufen. Die meisten Stimmen vereinigten sich abermals für das Sturmlaufen, und so ward dann um sieben Uhr den harrenden Kriegern das Zeichen gegeben. Sogleich ward die Mauer von allen Seiten berennt, man setzt die Leitern an, die größten Stücke werden herangezogen, um irgendwo eine Bresche zu schießen. Ein wildes Geschrey von vielen tausend Stimmen dringt durch die Luft. Die erschrockenen Bürger überfällt eine Todesangst. Falkenberg, der eben mit einem seit gestern aufgehaltenen kaiserlichen Trompeter auf dem Rathhause in Gegenwart des Magistrats unterhandelt, eilt schnell auf seinen Posten, und findet

hier

hier in dem fürchterlichen Kugelregen seinen Tod. Die Besatzung, nun ohne Anführer, denkt bald nicht mehr an die Vertheidigung, jeder eilt nach Hause, bringt seine Baarschaf über die Seite, und verbirgt sich, wo er kann. Am Krökenthor und an der hohen Pforte ward die Mauer zuerst erstiegen. Um neun Uhr war der Feind in der Stadt. Die Thore werden erbrochen, die Infanterie marschirt ein, und besetzt die Straßen. Hie und da wagts ein Bürger noch, aus dem Fenster zu schießen, selbst Weiber werfen Ziegel von den Dächern herab. Aber nun beginnt das eigentliche Trauerspiel. Die Erlaubniß zum Plündern wird gegeben. Die lange verhaltene Thierheit bricht plötzlich aus. Aus Menschen werden gereizte Tiger. Blutdurst, Wollust und Raubsucht, diese drey so verschiedenartigen und doch so nahe verschwisterten Begierden, bemächtigen sich der ungebundenen Willkühr, und alle Gräuel der Unmenschlichkeit werden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die erstern mit dem Schwerdte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man 53 Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, und kein Haus war ohne Blut. Um 10 Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um

sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurück zu ziehen. Viele, die sich auf die Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Kroaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Einige menschenfreundliche Officiere brachten Tilly'n draußen im Lager von diesen Gräueln Nachricht, und fragten ihn, ob er nicht dem Plündern Einhalt thun wolle. Er aber antwortete: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, und dann kommt wieder. Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahren auch was haben."

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, das Liebenfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa 400 der reichsten Bürger waren von den Officieren, die sich ansehnliche Lösegelder von ihnen versprachen, in das Lager gerettet worden. Zwey Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöfnet, und hier fand man gegen tausend Unglückliche, die von Angst,

Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Man gab dem Tilly davon Nachricht, und er schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brodt unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die übrigen wurden in den Bischofshof geführt. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, unterhielt sich der Sieger sehr gnädig. Jetzt schien sein Zorn befriedigt zu seyn. Auch war ja sein Hauptzweck erreicht.

Man brauchte viele Tage dazu, um die Straßen in so weit aufzuräumen, daß der General seinen Einzug halten konnte. Man versichert, daß bis zum 31. May 6400 und einige vierzig todte Körper in die Elbe geworfen worden. Und wer rechnet die Verbrannten, und die, welche auf den Kirchhöfen begraben worden sind! Im Ganzen wird die Summe aller Umgekommenen auf 30,000 angesetzt.

Am 25sten geschah endlich Tilly's feierlicher Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gehalten, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geschossen worden war, ritt der Sieger mit seinem Gefolge durch die Hauptstraßen, und weidete sich an den furchtbaren Denkmälern seiner Macht. Nicht ohne Selbstzufriedenheit schrieb er darauf in dem nach Wien zu sendenden Bericht: „er

glaube, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung solch ein Sieg nicht sey gesehen worden."

8.

Die Schlacht bey Leipzig.

(1631, 17. Sept.)

Trotz der reichen Beute aus dem zerstörten Magdeburg, und den unerhörten Contributionen, welche der Kaiser von den fränkischen und schwäbischen Mitgliedern des Leipziger Convents eintrieb, litt doch Tilly's Heer bald an dem Nothwendigsten Mangel. Um sich zu erholen, hatte man dem Landgrafen Wilhelm von Hessenkassel einen Besuch zugedacht, der bekanntlich auch dem Convente beigetreten war, und noch ein beträchtliches Heer auf den Beinen hatte. Zuerst ließ Tilly ihn auffordern, sich als Freund oder Feind zu erklären, kaiserliche Besatzung in seine Festungen einzunehmen, seine Truppen abzudanken, und Contributionen zu zahlen. Muthig erwiederte der Landgraf den Abgeordneten, er sey weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sey er nicht gesonnen; seine Soldaten brauche er selbst; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertei-

digen wissen; und damit es dem Grafen von Tilly nicht an Unterhalt und Contributionen mangeln möchte, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als daß er nach München marschirte, wo er alles im Ueberfluß finden würde, was er in Hessen vergebens suchte.

Auf diese Sprache würde gewiß eine schreckliche Antwort erfolgt seyn, wenn nicht der Eroberer von Magdeburg gerade jetzt zu sehr mit dem Könige von Schweden beschäftigt gewesen wäre, der nun langsam die Elbe herunter zog, und sich bey Werben in die Altmark fest verschanzte. Tilly's mißliche Lage erforderte eine Schlacht, aber Gustav war noch nicht stark genug, um sich im offenen Felde mit ihm messen zu können. Vergebens also suchte Tilly ihn herauszulocken; er blieb hinter seinen unbezwinglichen Verschanzungen, und Tilly mußte sich nach Wolmirstädt zurückziehn. Hier bekam Gustav die Nachricht, daß die Kaiserlichen den 20. Jun auch Greifswalde geräumt hätten, den letzten Ort, den sie bisher in Pommern noch besessen hatten. Auch Mecklenburg war bis auf Rostock, Wismar und Dömitz in schwedischen Händen, und da zur Beobachtung dieser Festungen ein hinlängliches Corps im Lande stand, so glaubte Gustav nun schon die feierliche Einsetzung der beiden vertriebenen Herzoge vornehmen zu können. Er begab sich zu dem Ende im Julius selbst von Werben

aus nach Güstrow, und der schöne Act der Gerechtigkeit ward auf die rührendste Weise vollzogen. Unter dem Geläute aller Glocken zog Gustav mit den Herzogen in einem prunkvollen Zuge wie im Triumphe ein; den Unterthanen ward aufs neue der Eid von ihrem rechtmäßigen Landesherren abgenommen, und Schmäuse und fröhliche Volksfeste beschlossen die schöne Feierlichkeit.

Bey seiner Zurückkunft ins Lager bey Werben hatte Gustav die Freude, den ersten freiwilligen deutschen Bundesgenossen zu umarmen. Dies war der Landgraf Wilhelm von Hessen, der seine ganze Existenz der Großmuth des Königs anheim stellte, und Versprechungen erhielt, die seines Vertrauens würdig waren. Den 22. Aug. ward der Allianztractat unterzeichnet.

Tilly, immer mehr bedrängt, konnte sich in dem ausgesogenen Niedersachsen unmöglich länger halten. Nebenan lag das schöne Sachsen, das einzige Land, welches bisher von dem alles verzehrenden Kriege noch verschont geblieben war. Er sah vorher, daß es sich über kurz oder lang doch den Schweden in die Arme werfen würde, und beschloß daher, den Bruch nicht erst abzuwarten, sondern sich des Rechts der Vorhand zu bedienen. Am 24. Aug. (1631) ließ er durch Deputirte dem Kurfürsten sagen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er solle das einstellen, sonst habe

er die übeln Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nöthigen Contributionen, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen." Der Kurfürst berief sich auf die Reichskonstitution, die Gesandten auf die dringende Noth. Tilly will vorläufig die Gewalt zeigen, und rückt in Halle ein. Von hier aus wiederholt er am 12. Sept. seine Forderungen. Der Kurfürst sträubt sich noch. Tilly rückt weiter vor, nimmt Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeiz ꝛc. in Besitz, und schreibt in allen diesen Städten fürchterliche Contributionen aus.

Der Kurfürst verlor alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wenn sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. Welche Wonne für den König! Er konnte sich der kleinen Rache nicht enthalten, sich erst ein wenig kalt zu stellen, dem Kurfürsten sein erstes Betragen vorzuhalten, und ihn eine Weile bitten zu lassen. Selbst da er endlich die Hülfe zusagte, machte er zum Schein noch viele Bedingungen, z. E. Wittenberg auszuliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold zu bezahlen, den Kurprinzen als Geisel zu stellen, die Verräther im sächsischen Ministerium zu bestrafen ꝛc. Als Johann George dies hörte, rief er den Gesandten entgegen: „Nicht nur Wit-

tenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geiseln geben, und ist ihm dies noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Kehren Sie schleunigst zurück, und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern." — Den König rührte diese Ergebung so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe, sagte er, gegründete Ursachen gehabt, mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein bey der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Das Bündniß ward darauf sogleich geschlossen, Gustav ging über die Elbe, und vereinigte sich bey Düben mit dem sächsischen Heere (14. Sept.).

Tilly stand an diesem Tage vor Leipzig, und beschoß die Stadt, nachdem sie ihm den geforderten Proviant verweigert, und ihre eigenen Vorstädte abgebrannt hatte. Am 5. Sept. ergab sie sich, und nun machte Tilly seinen Plan, wie er Gustaven empfangen wollte. Dieser trug Beden-

ken, eine Schlacht zu wagen, weil gar zu viel auf dem Spiele stand, indem bey einer etwanigen Niederlage, nach seinem eigenen Ausdrücke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg wollte lieber sein Schicksal schnell entschieden sehen, als in langer Ungewißheit zittern. So marschirten dann die vereinigten Heere auf Leipzig zu. Fast im Angesichte der Kaiserlichen gingen sie über die Lober, und stellten sich bey den Dörfern Podelwitz und Seehausen in Schlachtordnung. Tilly zog seine Reihen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitsch hin. Ihn unterstützte der trefliche Feldmarschall Pappenheim. Gustav verlangte, daß die sächsische Armee, die vom Kurfürsten selbst und von dem zu ihm übergetretenen Feldmarschall von Arnim angeführt ward, auf der linken Seite ganz für sich agiren sollte, denn er fürchtete, daß sie nicht Stand halten, und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Um Mittag (17. Sept.) ließ Tilly durch drey Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff geben. Gleich der erste schwedische Kanonenschuß kostete einem kaiserlichen Obersten das Leben. Nach einer zweistündigen Kanonade wurde die Reiterey handgemein, und Tilly warf sich mit

solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich, und erst zu Eulenburg hielt er sein Pferd an, um sich durch einen Trunk Biers zu stärken *). Gustav blieb unterdessen in voller Arbeit, und ausserdem, daß er das ganze Treffen dirigirte, führte er besonders seinen rechten Flügel so herzhaft gegen den Feind, daß Pappenheims siebenmaliger Angriff fruchtlos blieb. Ueberall neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden, und als Gustav vollends zuletzt die Anhöhe gewann, auf welcher der größte Theil des kaiserlichen Geschützes postirt war, und nun dies Geschütz auf die Feinde selber richtete, da konnten sie sich nicht mehr halten. Als die Dunkelheit einbrach, lagen 7000 Kaiserliche auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly'n selber vor der Gefangen-

*) Er war ein so großer Liebhaber des merseburger Biers, daß er sich täglich darin betrank, weshalb er auch gewöhnlich von den Soldaten der Bierkönig genannt wurde. Seine zweite Passion war die Jagd, und hierin kam er mit dem Kaiser überein. Beide hielten sich eigene Tagebücher über das erlegte Wild, und sandten sich dieselben gegenseitig am Schlusse des Jahres zum Durchlesen zu.

schaft retten, wie es denn ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister vom Rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht selbst von einem herbeispringenden Reiter wäre erschossen worden. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen, mit einem unbedeutenden Häuflein, dem ganzen Rest der schönen Armee, die ganz Deutschland so lange in Schrecken gesetzt hatte.

Dieser herrliche, entscheidende Sieg, für den der fromme Gustav noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien dankte, wendete plötzlich die Lage der Dinge im ganzen Reiche, und entriß dem Kaiser mit einem Schlage alle Vortheile, die er durch den ganzen, nun schon zwölfjährigen, Krieg erlangt hatte. Gustav Adolf war nun der Abgott der Protestanten, und wohin er kam, wurde er wie ein Heiland empfangen. Tilly ging nach Halberstadt, Pappenheim suchte sich in Westphalen zu verstärken, aber beide kamen lange nicht wieder zum Vorschein. Auf Tilly's Gemüth machte die Schlacht bey Leipzig, die erste, die er verloren hatte, einen so fatalen Eindruck, daß er nie wieder froh wurde, und

wirklich hat er auch seitdem nichts Großes mehr verrichtet.

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bey dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich, unterdrückte allen Spott, und dankte ihm dafür, daß er auf die Schlacht gedrungen habe. Beide reiseten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den fernern Kriegsplan rathschlagten. Sie kamen darin überein, daß die Sachsen den Kaiser in seinen Erbstaaten angreifen, die Schweden hingegen die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man zuletzt das Schicksal des ganzen Reichs in die Hand bekommen, die ganze Lige zerschmettern, und dem Protestantismus durch die Wahl eines römischen Königs von dieser Partey ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Der höchst religiöse Kurfürst war sehr erbaut von diesem Gedanken, und versicherte in seiner Freude den König, er halte niemanden dieser Ehre würdiger, als ihn, und werde ihm, wenn es dahin kommen sollte, mit Freuden seine Stimme geben. Man glaubt allgemein, daß dies des Königs eigne geheime Gedanken seit der leipziger Schlacht gewesen seyen, und wirklich lassen sich auch viele seiner nachherigen Handlungen nur aus dieser Muthmaßung erklären. Und warum hätte sich der Held, der nichts geringeres als sein Leben an die gute Sache wagte, nicht dies erha-

bene Ziel seiner Thaten setzen sollen? Wer die Einsicht und die Kraft hat, ein Reich vom Verderben zu erretten, der verdient auch das Glück, es zu beherrschen.

9.

Gustav Adolfs Zug an den Rhein.

(1631.)

Unter der strengsten Mannszucht drang Gustav nunmehr in das Reich ein. Sein Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo sich das weimarische Haus mit ihm durch eine Allianz verband *); und von da durch den thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen, Schweinfurt und Würzburg. In allen diesen Oertern leisteten die kaiserlichen Besatzungen bald mehr bald weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. Aus Würzburg war der Bischof entflohen. Da setzte Gustav, zu großem Bedenken selbst seiner Freunde, eigenmächtig eine schwedische Landesregierung ein,

*) Bernhard, der jüngste von den neun Söhnen des letzten Herzogs Johann von Weimar, war schon früher in schwedische Dienste getreten, und ward in der Folge einer von Gustavs würdigsten Schülern.

und ließ die Unterthanen im ganzen Stifte ihm huldigen. Die schöne Bibliothek der dortigen Jesuiten ließ er einpacken, und schenkte sie der Universität zu Upsala. Von Würzburg ging die Reise auf Werthheim, Rothenburg ob der Tauber, Hanau und Frankfurt. Alle diese Städte wurden nicht ohne Schwierigkeit eingenommen; besonders machten die Frankfurter ein großes Geschrey, und stellten vor, wie sehr ihre Messen leiden würden. Doch Gustav bedeutete ihnen, daß es hier auf andere Dinge ankomme, als auf das Interesse einiger Kaufleute, und der Anblick der schwedischen Kanonen half ihnen die Wahrheit dieser Behauptung einsehen. Am 27. Nov. hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt, nahm aber noch an demselben Tage Höchst weg, und kehrte dann wieder zurück. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V. zu ihm, den er sehr freundlich und wohlwollend empfing, ohne ihm jedoch sogleich Hofnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten zu machen. Der Grund dieses Betragens war bittrer Unwille gegen England, das zunächst die Verbindlichkeit gehabt hatte, diesem Fürsten beizustehen, und es doch nie gethan hatte, weil das brittische Ministerium an Spanien verkauft war, und welches nun von Gustaven das sogar mit einer Art von Trotz verlangte, was es eigentlich längst selber hätte thun

sollen. Höchst aufgebracht hörte daher auch der König die Forderungen des englischen Bothschafters an, und nachdem er ihm ins Gesicht gesagt hatte, daß er ein verkleideter Spanier sey, schloß er mit dem Zusatze: „Will indessen der König von England ein Bündniß gegen Spanien mit mir schließen, und mir 12,000 Mann überlassen, die er aber auf seine Kosten unterhalten, und über die ich unumschränkt gebieten muß, so bin ich bereit dazu; und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder heraus geben sollen.“ — Es gereicht übrigens Gustaven sehr zur Ehre, daß er diesen Ton niemals dem Pfalzgrafen selbst zu hören gab, der daher immer bey ihm blieb, und das Vertrauen zu seiner Großmuth hatte, daß er seiner in der Folge nicht vergessen werde.

Am 11. Dec. brach der König von Frankfurt nach Darmstadt auf, am 17. ging er über den Rhein, am 18. eroberte er Oppenheim, und am 23. mußte Mainz kapituliren. Hier gönnte er seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe, und legte sie in die Winterquartiere. Unter vielen andern reichen Vorräthen, die er in dieser großen Stadt vorfand, eignete er sich auch die schöne kurfürstliche Bibliothek zu, in der Absicht, sie dem Gymnasium in Westerås zu schenken; aber

leider war das Schicksal diesmal noch ungerechter als er selbst, indem die ganze Sammlung mitsammt dem Schiffe auf der Ostsee unterging.

Im Anfange des Jahres 1632 fing er mit Oestreich und Brandenburg zu unterhandeln an. Dem Kaiser schlug er Frieden vor, unter mehreren Bedingungen, besonders diese, daß er römischer König werden müsse. Auch wünschte er Pommern zu behalten, und damit der Kurfürst von Brandenburg darunter nicht litte, so machte er diesem den glänzenden Vorschlag, daß dessen Kurprinz, der nachher so berühmt gewordene Friedrich Wilhelm, damals noch ein Knabe, Gustavs einzige Tochter Christine heyrathen, und zu dem Ende schon jetzt nach Schweden geschickt, und nach den dortigen Sitten, desgleichen auch in der lutherischen Religion erzogen werden sollte. Er wollte ihn dann zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken machen. Wäre diese Idee zur Ausführung gekommen, so ruhte vermuthlich die Kaiserwürde noch jetzt auf dem Hause Brandenburg. Allein der schwache George Wilhelm protestirte selbst am meisten dagegen; seine reformirten Hofprediger machten über den Vorschlag, daß der Prinz lutherisch werden sollte ein Zetergeschrey, und ein gewisser Graf von Schwarzenberg, der den Kurfürsten selbst regierte, und ganz in kaiserlichen Solde stand, wußte jenem die

Sache

Sache so gefährlich vorzustellen, daß er gar nichts mehr davon hören wollte.

Während Gustav Adolf im Reiche so glücklich war, brach die sächsische Armee unter dem Feldmarschall von Arnim verabredetermaßen in Böhmen ein, und eroberte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe. Der Kurfürst selber hielt in diese Stadt seinen feierlichen Einzug (11. Nov. 1631), doch stieg er bescheiden in einem Privathause ab, bezeigte die größte Achtung gegen alles kaiserliche Eigenthum, und ließ die sämmtlichen Zimmer im kaiserlichen Schlosse versiegeln, kehrte auch nach einem kurzen Aufenthalt wieder in seine Residenz zurück. Arnim brach darauf weiter nach Schlesien auf. Im oberrheinischen und westphälischen Kreise waren der Landgraf von Hessenkassel und Herzog Bernhard von Weimar, Gustavs würdiger Schüler, gegen einzelne tillysche Corps glücklich.

10.

Wallensteins Wiedererhebung.

(1631, 1632.)

Wallenstein lag unterdessen still in Böhmen, wie ein Vulkan, in dessen Tiefen ein neuer Stoff zu künftigen Ausbrüchen gährt. Schon seiner Art

zu leben lag eine geheime Rachbegier zum Grunde, denn er suchte seinen Stolz darin, zu einer Zeit, wo der Kaiser oft wegen der nothwendigsten Bedürfnisse in Verlegenheit war, mit der Pracht und ausgelassenen Verschwendung eines Moguls hauszuhalten. Die Einkünfte seiner Güter, und die unermeßlichen Zinsen, die er von den im Kriege erpreßten Millionen zog, setzen ihn in den Stand, alle Könige Europens an Aufwand zu überbieten. Er, der von Natur so mäßig im Essen war, ließ, bloß um seine Pracht zu zeigen, seine Tafel mit hundert Schüsseln besetzen; 60 Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden von den geschicktesten Lehrern in allen Künsten unterrichtet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherrn, von denen einige schon den kaiserlichen Schlüssel getragen hatten. Durch sie wurden die Gehörsuchenden bey ihm eingeführt. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof, denn er gab mehr als kaiserliche Gehalte, und wenn er schenkte, so warens nie unter tausend Gulden. Eine Leibwache von funfzig reichgekleideten Hellebardierern paradirte in seinem Schloßhofe, und 300 auserlesene Pferde standen in seinen Ställen, und fraßen aus marmornen Krippen. Aber alle die Hunderte von Menschen, die ihn umgaben, zitterten in unaufhörlicher Furcht, denn er war so empfindlich, daß

ihn oft schon das bloße Aufblicken zu ihm beleidigte. Dabey verlangte er eine Todesstille um sich her, und der Feldherr, dessen Freude sonst der Tumult der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rassein eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes Wort, in seinem Vorzimmer gesprochen, ertragen. Ganze Nächte brachte er mit Seni in seinem astrologischen Thurme zu, und seine einzigen Vertrauten waren sein Schwager Trczka und dessen alte Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders werth war.

Eine Menge Spione, die er mit schweren Kosten an allen Höfen und in allen Lagern unterhielt, unterrichteten ihn fortdauernd von allem, was geschah und geschehen sollte. Mit inniger Schadenfreude sah er die Angst des Kaisers, die mit den Vorschritten der Schweden wuchs, und jede Siegesnachricht von Gustav war ihm eine frohe Botschaft. Dieser Monarch hatte ihn nach seiner Absetzung seines Beileids versichern lassen; jetzt glaubte Wallenstein, sich ihm nähern zu müssen, und wenn dann Gustav gemeinschaftliche Sache mit ihm machen wolle, so meinte er, müßte es ein Leichtes seyn, den Kaiser zu zwingen, wozu man wolle.

Zum Unterhandler mit dem Könige ward nach vorsichtiger Prüfung ein gewandter Spion, Namens Jaroslav Sesyna Raschin von

Riesenburg, erwählt. Dieser bekam seine Aufträge zunächst von Trczka, und vor allen Dingen hütete sich Wallenstein, etwas schriftliches von sich zu geben. Raschin traf den alten Grafen Matthias von Thurn in Berlin an, gerade damals, als Gustav nach Spandau marschirt war, und Thurn, der sich schon längst bey dem schwedischen Heere befand, führte ihn selbst zum Könige hinüber. Gustavs Antwort war sehr einladend. Das zweite Mal schrieb er ihm sogar einen Brief. Nun war Wallenstein voller Freuden. Gustav versprach, ihm einen Theil seines Heeres abzutreten, wenn alles gut ginge. Bald darauf erfolgte die Schlacht bey Leipzig. Wallenstein jubilirte. „Den Kaiser will ich nach Welschland jagen, sagte er halblaut zum Raschin; Böhmen, Mähren, Oestreich will ich wegnehmen. Man wird mit Verwunderung sehen, was ich dem Könige für Dinge liefern will, und er wird mit mir vergnügt seyn. Jetzt ist es Zeit, und ich will, daß das Haus Oestreich und der König in Spanien von Grund aus verderbt werde. Ueber den Baiern habe ich auch gar guten Appetit. Ich weiß, daß er seinen Schatz beym Bischof von Salzburg in einer Festung hat; der Erzbischof hat seinen auch dabey: sie sollen mir nicht entgehen."

Da Gustav auf seinem Marsche ins Reich nicht mehr als drey Regimenter entbehren konnte,

so zog er den Kurfürsten von Sachsen ins Geheimniß, und ersuchte ihn, einen Theil seines Heeres dem Friedländer zu schicken. Allein Johann George wagte es noch immer nicht, den Kaiser so heftig zu erzürnen, und Wallenstein wartete vergebens. Dies machte ihn lau gegen des Königs Freundschaft, und da ihm um dieselbe Zeit ein anderer Vorschlag gemacht ward, so beschloß er, lieber seinen eigenen Weg zu gehen.

Des Kaisers Lage nach der Schlacht bey Leipzig war die verzweifeltste, in der er je gewesen war. Das Heer war vernichtet, Gustav stand im Herzen des Reichs, vier große Reichsfürsten und zwey auswärtige Mächte waren seine Bundesgenossen, und die Sachsen waren damals im Begriff, in Böhmen einzufallen. Keine Armee, kein Geld, kein Kredit war mehr übrig. In dieser Noth erzeugte die Verzweiflung einen Rath, vor dem der Kaiser selbst erbebte. Wallenstein, hieß es, ist der einzige Mensch in der Welt, der uns erretten kann. Er hat schon einmal ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen, und das Schrecken der Feinde seyn. Zwar bedachte man, wie tief dieser Mann gekränkt worden sey, allein eine so glänzende Genugthuung, glaubten die Minister, werde alles Geschehene vergessen machen. Wallenstein erfuhr durch seine Spione alle diese Unterhandlungen lange vorher,

ehe der Kaiser selber zu ihm schickte. Er that, was er konnte ihm noch heißer zu machen. Er ließ durch den alten Thurn dem sächsischen General Arnim sagen, er solle nur gerade auf Prag los marschiren, es herrsche dort die größte Furcht, und die Besatzung werde ihn nicht erwarten. „Sie wissen nicht, wo sie den Kopf hinstecken sollen, sagte er zum Raschin. Ich will mich an den Hundsföttern rächen. Ich will ihnen witzig genug seyn. Ich habe mehr Witz denn sie alle. Die Krone haben sie schon weggeführt; das thut aber nichts, ich kann mir eine andere machen lassen." In der That war sein Ziel kein geringeres, als sich zum König von Böhmen zu machen.

Die Besitznahme von Prag durch die sächsischen Truppen ging darauf im Nov. 1631 vor sich wie oben erzählt ist. Arnim, ihr Anführer, ein tapferer aber treuloser Parteigänger *), der schon einmal unter Wallenstein gedient, und namentlich dessen Truppen vor Stralsund und in Polen befehligt hatte, freute sich, mit seinem alten Generale wieder zusammen zu kommen. Wal-

*) Er war 1581 zu Boizenburg im Mecklenburgischem geboren. hatte mit Erfolg studirt, war dann auf Reisen gegangen, und diente hierauf in polnischen, schwedischen, kaiserlichen und sächsischen Diensten. Er starb zu Dresden 1640.

lenstein unterredete sich heimlich mit ihm zu Raudnitz unweit Prag, mehrere Stunden lang (9. Nov.), und erfuhr hier zunächst vom ihm des Königs Project, sich zum römischen König erwählen zu lassen. Diese Nachricht fuhr ihm heftig durch den Kopf, und entzündete wie ein Blitzstrahl die wildeste Flamme der Eifersucht. „Weil ich vom Könige kein Volk erhalten habe, sagte er zu seinem Schwager Trczka, so muß die Sache auf eine andere Art angefangen werden. Ich muß das Generalat auf mich nehmen. Ich habe sodann das Regiment in der Hand, und kann meine Absicht besser ausführen."

Der beschlossene Verrath des Kaisers ward also in so ferne zurückgenommen, als Wallenstein nunmehr dasjenige zur offenen Bedingung für seine Dienste machen wollte, was er vorher dem Kaiser als Feind hatte abjagen wollen. Nie ist wohl der Stolz eines gekränkten Dieners süßer gekitzelt worden, als Friedlands, da der Kaiser ihn reuig um Vergebung bitten ließ. Man hatte zuerst zu diesem Geschäfte seinen Vetter Max von Wallenstein gebraucht, der unter seinen Verwandten besonders viel bey ihm galt. Der Herzog verbarg sehr schlau seine geheime Freude, hörte die Rede des Vetters kalt an, und sprach weitläuftig und bitter von dem Undanke und der erprobten Treulosigkeit des Kaisers. Um jedoch den Abgesandten nicht ganz muthlos zu entlassen,

sagte er am Schlusse: „Alles was ich thun kann, ist, daß ich nach Znaim gehe, und die näheren Vorschläge des Kaisers erwarte.“ Er thats, und bald stellten sich hier zu einer zweiten Unterhandlung die beiden Freunde ein, die ihm vor anderthalb Jahren die kränkende Botschaft nach Memmingen gebracht hatten. Er blieb noch immer kalt und einsylbig, versicherte, er habe nun die Ruhe des Privatstandes und den Reiz des Landlebens liebgewonnen, und sey zu empfindlich gewitzigt worden, um je wieder versucht zu werden, den Großen zu dienen. Die Abgesandten entschuldigten den Kaiser mit seiner damaligen Beschränktheit, und versprachen ihm den vollkommensten Ehrenersatz. Er sollte einen monatlichen Gehalt von 50,000 Thalern haben. Alles umsonst. Sie sagten ihm ferner, des Kaisers Sohn, der junge König in Ungarn, solle ihn begleiten, und unter ihm die Kriegskunst lernen. Das vollends gehörte nicht in Friedlands Plan. Er schwur ihnen, er würde neben keinem andern, ja neben Gott selber nicht, ein Commando übernehmen. Nachdem er sich so mit innigem Entzücken an der Verlegenheit der kaiserlichen Räthe geweidet hatte, sagte er endlich: „Der Kaiser dauert mich, und ob ers gleich nicht an mir verdient hat, so will ich doch etwas für ihn thun. Drey Monate will ich ihm dienen. In dieser Zeit will ich ihm, wenn mir das Nöthige dazu gegeben wird,

ein Heer von 30,000 Mann aufbringen, das mag dann kommandiren, wer Lust hat."

Vergnügt, nur soviel von ihm erhalten zu haben, kehrten die Gesandten nach Wien zurück. Jetzt zeigte der Allgewaltige seine Schöpferkraft. In einem Huy versammelte er seine alten Freunde um sich her, theilte eine halbe Million aus seiner Tasche unter sie aus, und sandte sie in alle Weltgegenden, Völker zu werben. Kaum war es ruchtbar geworden, daß Wallenstein wieder ins Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger schaarenweise der altbekannten Hoffnungsfahne zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um hier auf sichern und bequemern Wegen des Lebens froh zu werden. Denn der wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden, ohne die tägliche Kost an Fleisch, Brodt, Bier und Wein. Wie wenige konnten soviel in jenen schweren Zeiten durch Arbeit verdienen! So lösete Friedland sein Wort, das einer Prahlerey geglichen hatte. Im März waren die 30,000 Mann beisammen.

Aber wer sollte sie kommandiren, wenn er es nicht sollte? Wem würden sie auch treu geblieben seyn, sie, die bloß um seinetwillen der lockenden Trommel gefolgt waren? Wallenstein hatte das wohl berechnet, und fing das Spiel der Verstellung nur um desto eifriger wieder an,

um den Kaiser aufs Aeußerste zu treiben. Jetzt wars der Fürst von Eggenberg, der seine Beredsamkeit an ihm versuchen mußte. Da dieser keine Versprechung mehr finden konnte, die dem Unerbittlichen genügte, so sagte er endlich: der Kaiser sey zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können. Er überlasse sich ganz der Discretion des Herzogs, dieser möge seine Dienste selber schätzen, und alles, was er fordern würde, solle ihm zugestanden seyn. Das wollte Wallenstein nur hören. „Wenn das ist, sprach er, so bitte ich mir 24 Stunden Bedenkzeit aus." Am folgenden Tage überreichte er dem Fürsten schriftlich folgende Bedingungen, mit der Versicherung, dies sey sein letztes Wort, und weiter wolle er nichts vom Kommando hören:

„Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt. Der Kaiser darf sich nie bey der Armee einfinden. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem H. v. Fr. ein östreichisches Erbland in bester Form zum Unterpfand verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er noch erobern wird. Die Confiscationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hangen ganz allein von ihm ab. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder

zugesichert werden. Das nöthige Geld zum Kriege wird ihm ausgezahlt, und im Nothfalle müssen ihm alle kaiserliche Erbländer offen stehen."

Eggenberg erblaßte. Solche Dinge fordern, hieß den Kaiser geradezu vom Thron stoßen. Er sandte indessen das Blatt nach Wien, und — es ward unterschrieben. Wallenstein vermehrte nun sein Heer auf 40,000 Mann, brach im April 1632 von Znaim nach Prag auf, eroberte die Stadt mit Gewalt, und jagte die Sachsen im Huy aus Böhmen hinaus.

II.

Tilly's Tod.

(20. Apr. 1632.)

Der Kurfürst Maximilian von Baiern, dem jetzt nicht mit Unrecht vor einem Besuch von den Schweden bange war, benutzte die Zeit, da sie in den Winterquartieren am Rheine ruhten, dazu, daß er den Tilly aus dem nördlichen Deutschlande herbeirief, sein Land zu decken. Gustav erfuhr dies nicht sobald, als er diesen Feldherrn einzuholen eilte. Er richtete seinen Marsch nach Franken, vereinigte sich am 11.

März mit seinem General Horn zu Kitzingen, und ging dann auf Nürnberg zu. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer der Evangelischen zu befreunden, und dadurch Magdeburgs Schicksal von sich abzuwenden. Freiwillig öfneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 21. März zog der König ein, von den freudigsten Zurufungen des Volks empfangen. Wohlbeschenkt verließ er die Stadt, und wandte sich geraden Weges nach Baiern. In wenig Tagen ergab sich Donauwerth (27. März). Jetzt saß der Baiernherzog selber auf, und ritt in Tilly's Lager bey Rain. Man eilte, die Brücke über den Lech abzuwerfen, als schon der Vortrab der Schweden sich näherte. Der König wollte durchaus über den Fluß, so heftig auch die feindlichen Batterien von jenseit herüber donnerten. Er selber half die Kanonen richten, und brannte an 60 Schüsse mit eigner Hand los. Ein fürchterliches Feuer raffte auf beiden Seiten viele Streiter weg, aber dennoch gelang es den Finnen, eine Schiffbrücke zu errichten. Ein Theil der Armee ging darauf über den Fluß, die Feinde zogen sich immer mehr zurück, und Tilly, der im Rekognosciren sich zu weit voraus wagte, ward von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank. (5. April.) Man brachte ihn ohnmächtig nach Ingolstadt, wohin sich auch

der Kurfürst mit dem Reste des geschlagenen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden müssen, starb er 15 Tage nachher *), fast in den Armen des Kurfürsten, der allerdings seine festeste Stütze in ihm verlor.

Es wird nicht unwillkommen seyn, bey dieser Gelegenheit einige Notizen von der Person dieses Feldherrn zu lesen. Sein ganzer Name war Johann Tzerklas Graf von Tilly. Er stammte von einem vornehmen Geschlecht im Lüttichschen ab. Schon von Jugend auf hatte er eine entschiedene Neigung zum Soldatenstande gezeigt. In den Niederlanden, der damaligen Kriegsschule, lernte er die Kriegskunst zuerst. Dann versuchte er sich in Ungarn, wo er bis zum Range eines kaiserlichen Artilleriegenerals stieg. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Deutschland machte ihn der Herzog Maximilian von Baiern zum Feldmarschall, und späterhin zum Obergeneral der ligistischen Truppen. Er füllte die Zeughäuser mit allen Arten von Geschütz und kleinern Waffen, befestigte die baierschen Gränzplätze treflich, und richtete die Truppen so meisterlich ab, daß sie damals für die besten in Europa galten. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Korporal zu nennen, vielleicht

*) 73 Jahre alt.

um die Pünctlichkeit, Rohheit und Strenge anzudeuten, die die Grundzüge seines Charakters ausmachten. Vor dem Treffen bey Leipzig rühmte er sich dreier Dinge, sich nie betrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren zu haben. Aufwand und äußere Ehrenbezeugungen haßte er. Er nahm nie baares Geld vom Kaiser an, sondern nur Landgüter, und als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisekretär 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertigte. Eine kostbare goldene mit Diamanten besetzte Kette, die ihm die Infantin Isabella Clara verehrte, schenkte er sogleich wieder weg, an das Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. Er hinterließ ein sehr mäßiges Vermögen, das, seinem letzten Willen gemäß, größtentheils unter die Officiere seiner Armee vertheilt ward. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhangendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Ein Schriftsteller jener Zeiten, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen,

aber hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Straußfeder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken hinabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach spanischem Schnitt, nebst großen weiten Beinkleidern von demselben Zeuge. Man erinnere sich bey dieser Gelegenheit, daß die Uniformen erst am Ende dieses Jahrhunderts, und zwar in Frankreich, aufgekommen sind.

12.

Gustav Adolf in Baiern und Schwaben.

(1632. Apr. — Jun.)

Der König wollte, ehe er in Baiern weiter vordränge, sich gern erst der reichen Stadt Augsburg versichern. Er brach daher am 17ten April dahin auf, und da die Bürger ihm als dem Beschützer ihrer Religion allen Vorschub thaten, so wagte die baiersche Besatzung nicht lange Widerstand zu leisten. Nach ihrem Abmarsche hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt, (24. Apr.) hörte eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annenkirche, und begab sich dann in die Fuggerschen Häuser, die zu seinem Empfange bereitet

waren. Dann ließ er sich, wie er schon anderswo gethan, von der Bürgerschaft förmlich huldigen *), hielt Mittagstafel, besah das Rathhaus bis in die Thurmspitze, und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bey Lechhausen zurück. Die folgenden Tage legte er mehrere solcher Besuche in der Stadt ab, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein, stellte den lutherischen Gottesdienst wieder her, änderte noch manches andere, und legte den Bürgern als künftigen Bundesgenossen mehrere Verbindlichkeiten auf.

Hierauf wandte er sich wieder nach Baiern, und belagerte den Kurfürsten in Ingolstadt. Allein der Ort war so fest, daß alle Versuche, ihn zu erobern, vergeblich waren, und Tilly's Truppen thaten alles, um ihren Feldherrn zu rächen. Gustav verlor einige trefliche Officiere, und ihm selbst ward von einer 24pfündigen Kugel ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Das baierische Volk, vom Fanatismus begeistert, ermordete einzelne Schweden, die es in seine Hände bekam, auf die barbarischste Weise, und verstümmelte ihre Leichname noch. Endlich entwischte der Kurfürst aus der Festung, und warf sich in Regensburg.

*) Das erregte aber selbst bey den Evangelischen viel Unzufriedenheit, weil Augsburg eine freie Reichsstadt war. Es beweise ja ganz deutlich, sagte man, daß er nicht als Beschützer sondern als ein Unterdrücker der Freiheit komme.

gensburg. Dies bewegte den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben, und gerade nach München zu gehen. An Landshut wollte er seine ermordeten Schweden rächen. Den Abgeordneten dieser Stadt sagte er in einem ihm sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Und wie soll ich jetzt mit euch umgehen?“ — Und doch wurde der Stadt kein Leid zugefügt, sondern sie durfte sich mit 100,000 Thalern von der Plünderung loskaufen.

München zitterte vor der Ankunft des Königs. Der Hof flüchtete nach Salzburg, einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Stadt entgegen. Gustav empfing sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes, und sagte beim Abschiede: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts, und seyd eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt. Geht in Frieden; mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt.“

Am 17. May hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwey Herzoge von Weimar, und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab, und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern, und fragte den Kastellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sey. „Kein andrer, als der Kurfürst selbst," antwortete jener: „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben, fuhr der König fort, ich wollte ihn nach Stockholm schicken." — „Dafür, versetzte der Zimmerwärter mit einer anständigen Dreistigkeit, die dem König ungemein gefiel, wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen."

Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Lavetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf, und fand 140 Kanonen darunter verborgen. Sie wurden größtentheils nach Augsburg gebracht. Am Himmelfahrtstage (20. May) ging der König nach gehaltener Privatandacht im Schlosse in die Liebenfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, besuchte dann das Jesuiterkollegium, und beantwortete des P. Rectors lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, unterhielt sich auch

fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl.

Von München wandte er sich hierauf abermals nach Schwaben, um sich der größern Reichsstädte, besonders Ulms, zu versichern. Zu diesem Ende kam er am 27. May in Augsburg an, und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt davon folgendes: „Den 30. May, als an dem heil. Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bey, sondern ließ sich sowohl Vor- als Nachmittag vom D. Fabricio in seinem Kabinette predigen. Abends aber bey der Tafel bekam er gählingen Lust zu tantzen, dahero dann sogleich Anstalt gemacht worden, daß die meiste Geschlechters-*) Töchter in den Fuggerischen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König als die andere anwesende fürstliche Personen etliche Stunden lang mit englisch und teutschem Tanzen erlustiget." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingsttages bestand im Ballonschlagen auf dem Frohnhofe.

*) Patricier.

13.

Gustav und Wallenstein bey Nürnberg.

(1632, Jul. — Sept.)

Da Wallenstein um diese Zeit mit den Sachsen in Böhmen längst fertig war, so wäre nichts billiger gewesen, als das er sich mit seinem Heere nach Baiern gewendet hätte, um den bedrängten Maximilian kräftig zu unterstützen. Und nicht bloß erwartete der Kaiser dies, sondern der Kurfürst selber lud ihn mit den dringendsten Bitten dazu ein. Aber theils machte es dem rachsüchtigen Feldherrn Freude, seinen Feind recht lange in der Angst zu sehen, und sich recht demüthig von ihm bitten zu lassen, theils ging er absichtlich dem König aus dem Wege, um sich für den Nothfall noch immer die Bahn zu einer Vereinigung mit ihm offen zu erhalten. Dem Kurfürsten ließ er sagen, er dürfe jetzt Böhmen nicht entblößen, auch werde er nie nach eines Andern Befehlen agiren, und habe sichs sogar vom Kaiser ausbedungen, daß dieser sich keinen Befehl in seinem Lager anmaßen dürfe. Maximilian, immer mehr von der Noth gedrängt, sandte Couriere über Couriere von Regensburg nach Böhmen, und erbot sich zuletzt, sich ohne Widerrede allen Befehlen Wallensteins zu unterwerfen, wenn dieser sich nur jetzt mit ihm vereinigen

wolle. Das ward endlich angenommen, allein Wallenstein bestimmte zu neuem Verdrusse des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger zum Vereinigungsplatze, weil man, meinte er, dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müsse. So unzufrieden der Kurfürst damit war, so zeigte sich bald daß das, was seiner Aengstlichkeit vorher als Eigensinn erschien, wohl überlegter Plan des Herzogs war; denn Gustav hatte nicht sobald den Marsch dieses Feldherrn vernommen, als er eiligst Baiern verließ und noch früher als sein Gegner in Nürnberg ankam.

Er stellte den Senatoren die bevorstehende Gefahr vor, und fragte sie, ob sie ihn unterstüzzen wollten. Sie bewilligten ihm alles: einige tausend junge Bürger verstärkten sein Heer, und über 7000 Bauern und Soldaten umschlossen in wenig Tagen die Stadt dergestalt mit Schanzen und Gräben, daß das dahinter angelegte schwedische Lager unüberwindlich ward. Bald darauf erschien das vereinigte friedländische und baiersche Heer, besetzte die Höhen vor Nürnberg im Angesichte des schwedischen Lagers, und verschanzte sich gleichfalls auf denselben. Der König war damals noch schwach, und Maximilian hätte ihn so gern angegriffen; aber Wallenstein, seinem geheimen Plane treu, sagte: „es sind Schlachten genug geliefert; wir müssen einmal eine andere

Methode versuchen." Er hoffte, die Schweden mit sammt den Nürnbergern auszuhungern, allein in der Stadt war der Vorrath von Lebensmitteln so beträchtlich, daß im Gegentheil Gustav weit eher hoffen durfte, seine Feinde durch den Hunger zu vertreiben.

Eilf Wochen lagen die beiden Heere auf diese Art einander gegenüber, und reizten sich gegenseitig nur durch Scharmützel. Die Wallensteinischen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Fourage gehen mußte. Zu den Schweden stießen nach und nach beträchtliche Hülfsvölker, so daß Gustav zuletzt fast 70,000 Mann stark ward. Mit einer so ungeheuren Menschenmenge den armen Nürnbergern länger zur Last zu liegen, schien ihm zu grausam, und da der Feind durchaus nicht Anstalt machen wollte, seine Berge zu verlassen, so wollte er einen Versuch machen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben; ein fast tollkühnes Unternehmen, das nur die höchste Noth entschuldigen konnte. Der 4te Sept. ward zum Angriff bestimmt. Der König betete, und führte seine Soldaten den Bergen zu. Wallenstein richtete seine Kanonen alle hinab, und unter einem mörderischen Feuer, in welchem kein Schuß vergeblich fiel, rückten die Schweden an. Was nur irgend die Tapferkeit und Todesverachtung leisten kann, das wurde hier geleistet. Unzählige Kanonenku-

geln flogen in den Berg hinein, auch ward mancher der oben stehenden Krieger weggerafft, ja Wallensteins eigenes Pferd sank unter ihm nieder; aber die gar zu große Ueberlegenheit der fest verschanzten Kaiserlichen über die ganz frey dastehenden Schweden kam diesen doch zu theuer zu stehen. Vergebens führte Gustav selbst nach der Vernichtung der ersten Regimenter immer frische Truppen heran, sie bedeckten, wie die ersten, mit ihrem Blute und ihren Leibern das Schlachtfeld. Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar, unter dessen Leibe schon mehrere Pferde erschossen worden waren, stellte dem Könige vergebens die Unmöglichkeit des Sieges vor, und stürzte zuletzt, da kein Reden half, wie ein Verzweifelnder ins Feuer zurück. Seine fast sinnlose Kühnheit brachte ihn mit einem Theile seines Regiments glücklich auf den Berg hinauf, allein da man die Kanonen nicht nachziehen konnte, und überdies die Dunkelheit einbrach, mußte er sich nach einem fürchterlichen Gemetzel wieder zurückziehen. Endlich ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung beinahe zehn Stunden gedauert hatte. Gegen 2000 Todte lagen auf dem Schlachtfelde, und der Verwundeten waren noch mehr. Gustav erkannte selbst nachher seine Unbesonnenheit. „Wir haben einen Pagenstreich gemacht, Herr Vetter," sagte er beim Abendessen zum Pfalzgrafen Friedrich. Ein Glück

wars noch, daß keiner seiner treflichen Generale dabey ums Leben gekommen war.

Noch vierzehn Tage wartete er hierauf in seinem Lager, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, herunterkommen werde, allein trotz dem bittersten Mangel blieb er unbeweglich auf seinem Berge sitzen. Da verließ Gustav selbst (18. Sept.) sein Lager, und marschirte in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklang vor dem Feinde vorüber, der sich nicht rührte, sondern ihn ruhig hinziehen ließ. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf, und zündete sein Lager an (23. Sept.), ein fürchterlich schönes Schauspiel, da dies Lager nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfang gehabt hatte.

Um sich von der ungeheuren Menschenmasse einen Begriff zu machen, die in jenen Zeiten in so einen Lager Raum fand, muß man wissen, daß sich bey dem damaligen wallensteinischen Heere wenigstens 15,000 Weiber befanden, und fast eben soviel Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst 30,000 Pferden, wovon der größte Theil bloß zur Fortschleppung der ungeheuren Bagage gebraucht ward. Die moralische Verwilderung in so einem wandernden Raubstaate übersteigt alle Vorstellung. Konnte doch selbst der fromme Gustav, in dessen Heere doch noch die Religion etwas galt, bey seinen deutschen Truppen mit al-

lem Ernste die Kriegszucht nicht mehr erzwingen, zu der er vormals seine Schweden gewöhnt hatte. Mit Abscheu vernahm er, als er noch in dem Lager bey Nürnberg stand, daß seine Soldaten beym Fouragiren mit eben der Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Landvolk wütheten, als das wallensteinische Raubgesindel. Er berief zu dem Ende am 7. Sept. alle seine deutschen Generale und Obersten zusammen, und hielt ihnen auf das nachdrücklichste ihr zigeunermäßiges Verfahren vor, und wie sie ihn dadurch bey Feinden und Freunden um seinen guten Namen brächten; auch wie er alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe, und eher selbst Noth leide, als sie des Nöthigen entbehren lasse. „Wollt ihr, so schloß er, Gott vergessen, eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für euch mein Leben aufzuopfern bereitwillig gewesen bin, und wollt ihr wider mich rebelliren, so werde ich mich mit meinen Schweden und Finnländern zu vertheidigen wissen. Ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft euer Verhalten, und erwäget, wie sehr ihr mich dadurch betrübet. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihrs böse mit mir meint, so sehr ich euch auch wegen eurer bewiesenen Tapferkeit loben muß. Geht doch in euch, und bedenket, daß ihr dereinst von euren Handlungen Gott Rechenschaft geben

müsset. Mir ist so wehe bey euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen. Nehmt also meine Ermahnungen zu Herzen." — Als bald darauf dem edlen Könige vor eines Corporals Zelte gestohlnes Vieh gezeigt wurde, faßte er den Dieb bey den Haaren, und übergab ihn dem Prozeß mit den Worten: Komm her, mein Sohn; es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, sondern auch mich und die ganze Armee strafe."

Gustav verweilte mehrere Tage bey Neustadt an der Aisch, um gleich wieder bey der Hand zu seyn, im Fall Wallenstein nun die Belagerung Nürnbergs vornehmen sollte. Allein dieser Feldherr hatte einen andern Plan. Er wollte Sachsen überfallen, und durch die härteste Behandlung dieses Landes den Kurfürsten Johann Georg nöthigen, sich von Schweden zu trennen, und einen Separatfrieden mit dem Kaiser einzugehen. Gustav, der ihn gern nach Baiern locken, und überhaupt lieber den Krieg in das katholische Deutschland spielen wollte, zog geraden Weges wieder auf Ingolstadt los, und war auch schon über den Lech gekommen, als Johann Georges dringender Hülferuf ihn umzukehren bewegte.

14.

Gustav Adolfs Tod.

(1632, 16. Nov.)

Der Kurfürst von Baiern ging mit Wallenstein nach Bamberg; da er ihn aber durchaus nicht bewegen konnte, mit ihm nach Baiern zu ziehen, so trennte er sich von ihm, um allein seinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Mit bewundernswürdiger Mäßigung hatte dieser kluge und feine Fürst den unerträglichen Stolz des Generals ertragen, den dieser zu verbergen oder auch nur ein wenig zu mildern nicht im geringsten bemüht gewesen war. Jetzt richtete Wallenstein seinen Marsch nach Sachsen, und zwar mit solcher Eil, daß er sogar die Festungen Kulmbach und Baireuth unerobert im Rücken ließ, da sie sich nach den ersten Angriffen nicht ergeben wollten. Um sich jedoch für ihre Widersetzlichkeit zu rächen, ließ er das platte Land viele Meilen weit umher auf das entsetzlichste verheeren, alles Vieh wegtreiben, und sogar die Obstbäume umhauen. Fürchterlich leuchteten in der Nacht die brennenden Dörfer, Vorwerke und Mühlen, bey denen das Heer vorüberzog. Sein Eintritt in Sachsen war nicht minder empörend. Das Herzogthum Koburg ward fast ganz ausgebrannt. Niemand war hier, der den Wüthrich Einhalt thun konnte, denn der

Feldmarschall von Arnim stand damals mit der sächsischen Armee in Schlesien, um dem Herzog von Friedland recht freies Feld zu lassen. So schändlich wurde der kurzsichtige Johann George verrathen!

Da eilte sein treuer Bundesgenosse aus Baiern herbey, und holte in wenig Wochen den Feind ein. Dieser hatte in der Geschwindigkeit den Grafen von Pappenheim von der Weser her an sich gezogen, und nahm am 1. Nov. Leipzig nach fürchterlichen Drohungen ein. Von da zog er sich nach Weißenfels, um den König in die Ebene vor dieser Stadt zu locken. Aber Gustav blieb in Naumburg, wohin er den 11. Nov. zum Trost aller Sachsen *) gekommen war, und

*) Das Volk in Naumburg, wie überall, vergötterte ihn fast, und drängte sich bey seinem Einzuge herbey, ihm die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüth mit einer trüben Ahndung, die man nicht ohne Rührung betrachten kann. In einer solchen Stimmung sagte er in Naumburg zu seinem Hofprediger Fabricius: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, der sich den Eifersüchtigen nennet, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zu-

fing sogar an, sich in dieser Stadt zu verschanzen. Dies und die strenge Kälte, welche um diese Zeit einfiel, machte Wallensteinen glauben, der König werde vor dem Frühjahr nichts mehr im Felde unternehmen, und in dieser Hofnung entließ er den Pappenheim, der am Rheine sehr nöthig war, und beschloß, sich in Leipzig ins Winterquartier zu legen. Gustav erfuhr nicht so bald Pappenheims Abmarsch, als er ihn ungesäumt zu nutzen beschloß, zu Wallensteins Verderben. Der Letztere war bereits von Merseburg nach Leipzig aufgebrochen, mußte aber wegen der schlechten Wege in Lützen liegen bleiben. Gustav rückte darauf von Naumburg in die Gegend von Weissenfels, und sogleich erkannte nun Wallenstein dessen Absicht. Er sandte schnell nach Halle, wo Pappenheim sich noch mit der Belagerung der Moritzburg aufhielt, und hieß diesen Feldherrn eiligst zurückkehren. Zugleich suchte er bey Lützen das vortheilhafteste Terrain aus, und stellte seine Truppen darauf in Schlachtordnung. Desselben Tags (15. Nov.) gegen Abend kamen auch die Schweden an, und stellten sich den Kaiserlichen gegenüber. Nur der Einbruch der Nacht hielt sie ab gleich loszuschlagen. Alle Vortheile waren auf Wallensteins Seite; er hatte mehr Truppen und Geschütz als der König, vierzehn Kanonen waren

geben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Knechte unvollendet bleibe."

auf dem Mühlenhügel sehr glücklich postirt, und zwischen beyden Armeen ging ein gepflasterter Damm, die Landstraße von Lützen nach Leipzig, hin, der auf beyden Seiten tiefe Graben hatte, in welchen kaiserliche Musketiere bis an den Hals verschanzt standen. Der König brachte die schauerlich kalte Nacht in einer Kutsche zu, im beständigen Gespräche mit seinen Officieren. Als der Morgen anbrach, lag ein dicker Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde, der alle Aussicht hemmte. Während Wallenstein seine Truppen durch Ermunterung, Versprechen und Drohungen Muth einzuhauchen bemüht war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ und „Es woll' uns Gott genädig seyn ꝛc.“ an. Um neun Uhr gingen die Kanonen los, und einige leichte Scharmützel begonnen, aber es ward bald wieder stille, da keine Partey die andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen, und die Sonne blickte ein wenig hindurch. Darauf rückten um eilf Uhr die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd, und ritt dem rechten Flügel vor. Den linken führte der brave Bernhard vor Weimar an. „Nun wollen wir dran! rief der König. Das wollt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“

und damit sprengte er auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dies Städtchen lehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert wäre. Seine Artillerie arbeitete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen verderbensprühenden Gräben ihren Tod. Aber die ihnen folgten, setzten glücklich hinüber, gewannen die Landstraße in den Rücken, und drängten die Kaiserlichen überall zurück. Nach vierstündiger blutiger Arbeit schien der Sieg schon errungen zu seyn, als Pappenheim (zwischen drey und vier Uhr) mit seinen Reitern von Halle ankam. Jetzt erneuerte sich das Treffen, und Wallenstein stellte in größter Eil die zerbrochenen Reihen wieder her. Der schwedische linke Flügel ward mit Macht zurückgeworfen. Gustav, der auf dem rechten die Nachricht davon erhielt, eilte geschwind mit dem Steinbockschen Kavallerieregimente seinen fliehenden Truppen zu Hülfe, und sprengte weit voran, um den Stand des Feindes zu recognosciren. Nur der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg und einige andere Begleiter konnten ihm folgen. In der Hitze stieß er auf eine Schwadron kaiserlicher Kürassiere, und erhielt einen Schuß in den Arm, so schmerzhaft, daß er den Herzog von Lauenburg in französischer Sprache bat, ihn vom Schlachtfelde

wegzuführen. Kaum hatte er sich gewendet, so bekam er noch einen Schuß in den Rücken, wobey ihm der Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!" entfuhr; dicht vor des Lauenburgers Gesicht ward ein Pistol losgefeuert, dessen Blitz ihm fast das Haar versengte, und in dem Getümmel der heranſprengenden Reiter, ganz betäubt von dem Knall der Musketen, dem Sausen der Schwerdter und dem Schnauben der Rosse um sich her, ließ der Herzog, kaum wissend, was er that, den Leib des Königs fallen, und gab seinem Pferde die Sporen, sich aus der Gefahr zu retten. Ueber den Gefallenen hin stürzten die Rosse der Feinde und Freunde, ohne ihn zu erkennen, (denn er trug nur ein ledernes Reitkollet und einen schlichten Tuchrock darüber) und nur sein zurückkommendes blutiges Pferd und die Berichte seiner letzten Begleiter machten den Schweden den unglücklichen Vorfall kund. Schon weichend wurden sie von der Begierde, ihr theures Haupt zu rächen, zu neuer Tapferkeit entflammt; ein unerhörtes barbarisches Gemetzel mit dem fürchterlichsten Kanonenfeuer vermischt, erhob sich auf allen Seiten; Herzog Bernhard sammelte mit bewundernswürdiger Besonnenheit die zerstreuten Bataillone, und nirgends konnten die Kaiserlichen zuletzt mehr Stand halten. Der Kern der friedländischen Mannschaft lag zu Boden gestreckt, die Generallieutenant Piccolomini bestieg bluttriefend schon

das

das fünfte Pferd, Pappenheim stürzte, von einer Kanonenkugel getroffen, von dem seinigen, und was die Verwirrung noch vermehrte, eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte, am Hochgerichte, halten ließ, flogen, durch eine Bombe entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen, die Unordnung und die Flucht nahm zu; allenthalben hörte man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" Dazu brach die Dunkelheit ein, und Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden. Wallenstein ließ zum Abzug blasen; die Nacht und die Ermüdung hielt die Schweden vom Nachsetzen ab. Auch sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten, und brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre. Am folgenden Tage kamen etwa 15 Bataillone Oestreicher, fast ohne Waffen und Fahnen, in Leipzig an, und nahmen mit Wallensteln ihren Weg nach Böhmen. Ein anderer Rest des zertrümmerten Heeres nahm seinen Abzug über Merseburg. Dennoch ließ der Kaiser aller Orten das Tedeum singen. Er hatte nicht Unrecht, denn der Tod eines solchen Gegners war dem herrlichsten Siege gleich zu achten.

Die tiefbetrübten Schweden suchten beym

Lichte des neuen Tages unter den vielen tausend Leichen, welche das weite Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs heraus, und fanden ihn nicht ohne viele Mühe, denn er war ganz mit andern Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit einem großen Feldsteine, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt, etwa 30 bis 50 Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ ihn nach Weißenfels bringen, und ihn von einem dortigen Apotheker eröffnen. Dieser fand elf Wunden an dem Leichnam *), im Innern aber alle Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall noch ein langes Leben zu erwarten gewesen wäre. *) Hier in Weißenfels benetzte auch die Königin, Maria Eleonora, die ihrem Gemahle nach

*) Dieser Umstand scheint mir am meisten für die Unschuld des Herzogs von Lauenburg zu sprechen, dessen bekannter treuloser Charakter, verbunden mit seinem nachherigen Betragen, den so laut gegen ihn erhobenen Verdacht des Meuchelmordes sonst wahrlich nicht so gering macht, als M. J. Schmidt uns gern überreden möchte. Es liegt übrigens eine Dunkelheit auf dieser That, wie kaum auf irgend einer Begebenheit des Mittelalters. Die Kenner werden leicht sehen, daß ich mich bemüht habe, von den vielen, zum Theil einander widersprechenden Nachrichten das Wahrscheinlichste herauszusuchen.

*) Er hatte noch nicht das 38ste Jahr vollendet.

Deutschland gefolgt war, den theuern Ueberrest mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Eilenburg, Grimma, Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der eigends für ihn errichteten Begräbnißkapelle beygesetzt ward.

Er hinterließ nur eine Tochter von acht Jahren, und einen natürlichen Sohn von etwa 17 Jahren, der damals in Wittenberg studirte, und von den Studenten zum Rector der Universität, nach damaliger Sitte, gewählt worden war. Dieser hatte nicht sobald die traurige Nachricht erfahren, als er sich aufmachte, den Leichnam zu sehen. Er traf ihn in Grimma, und ließ sich den Sarg öfnen. Dieser junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste, und besaß einige Zeitlang das Bisthum Osnabrück. In der Folge machte ihn seine Halbschwester, die Königin Christine zum Grafen von Wasaburg, unter welchem Namen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden blühen.

Der Tod des Königs erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung, als unter den Katholischen Freude und Hofnung. Wallenstein sagte: „Es ist gut, daß er umgekommen ist; zwey Hähne vertragen sich nicht auf einem Miste.“ Der Kaiser soll geweint haben, als man ihm des Königs blutiges Kollet überbrachte *),

*) Warum fragte Wallenstein den Ueberbringer dieses Kollets nicht aus? Es ist doch wahrscheinlich, daß derje-

welches noch jetzt im Zeughause zu Wien verwahrt wird. Dies wäre nur ein Beweis mehr für die große Schwäche dieses Regenten, und braucht also gar nicht bezweifelt zu werden *). Weinte er doch sogar bey dem Tode Wallensteins, den er selbst ermorden ließ. Daß ein Fürst, der in jedem Priester einen Gott anbetet **), und

nige, welcher den König entkleidet hatte, auch bey seinem Tode zugegen gewesen seyn mußte. Und wenn demnach Feinde ihn tödteten, wie erkannten sie ihn, da er nichts Auszeichnendes an sich trug? War hier vielleicht der Herzog von Lauenburg der Judas, der ihn verrieth, und sich dann aus dem Staube machte? vielleicht selbst nach ihm schoß, um die Kaiserlichen, die er schon durch seine grüne Leibbinde täuschte, glauben machen, er gehört zu ihnen? Wäre des Piasecius Zeugniß glaubhaft, daß Wallenstein von ihm zuerst die Todesnachricht erhalten habe, so müßte man annehmen, daß der Verräther gar nicht mehr zu den Schweden zurückgekehrt, sondern spornstreichs mitten in der Schlacht zu den Kaiserlichen übergegangen sey, denn diese wußten ja die Nachricht schon ganz bestimmt vor dem Ende der Schlacht, wie man aus Pappenheims letzten Worten siehet.

*) M. J. Schmidt meint, daß Ferdinands Thränen nicht so berühmt geworden wären, als diejenigen, die Alexander bey der Leiche des Darius vergaß, rühre bloß von den Schriftstellern her. Freilich! sie sehen die Umstände an, und die Leute.

**) Mortalium neminem, sagt sein eigener Beichtvater, aeque reveritus est atque sacerdotes; in quibus omnibus divinum numen venerabatur et honora-

ganz von Jesuiten regiert wird, sehr exaltirte Gefühle und sehr wenig Mannssinn haben müsse, versteht sich ja von selbst.

15.

Gottfried Heinrich, Graf von Pappenheim.

(Geb. 1594, † 1632.)

Bey diesem traurigen Ruhepunkte in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sey es mir erlaubt, in einer kleinen Episode das Wichtigste aus dem Leben des Helden beizubringen, der, mit Gustav Adolf in einem Alter, an einem Tage, und auf einem Schlachtfelde fiel, und für dessen militärische Talente dieser große König eine solche Achtung hatte, daß er ihn mit ehrenvoller Auszeichnung schlechthin den Soldaten nannte.

Pappenheim stammte aus einem vornehmen Geschlecht. Er verrieth von Jugend auf einen so harten Sinn, daß man ihn selbst in seiner

bat. Auditus est non sine admiratione dicere, occurrentibus sibi eodem loco ac tempore angelo et sacerdote, se primum sacerdoti, deinde angelo honoris officium persoluturum. S. Speculum Theopoliticum, cap. IX. init.

Kindheit nie hätte weinen sehen. Dennoch brachte ers in den Wissenschaften, zu denen er anfänglich bestimmt war, sehr weit, so daß er schon in seinem 14. Jahre auf die Universität zu Altdorf geschickt werden konnte. Hier that er sich unter den Studenten so sehr hervor, daß diese ihn zum Rector der Universität erwählten. Von da machte er eine Reise durch Frankreich, Spanien und Italien, und kam mit vielen Kenntnissen bereichert zurück. Nach dem Tode seines Vaters verheyrathete sich seine Mutter wieder mit einem Grafen von Herbersdorf, der damals im Jülichschen für die Lige ein Kavallerieregiment geworben hatte, bey welchem er seinen Stiefsohn, der Lust am Kriegswesen gefunden hatte, eine Kompagnie gab. In Oberöstreich zeichnete er sich unter den Augen Maximilians von Baiern so aus, daß er erst zum Oberstlieutenant, dann zum Obersten ernannt ward. Dann zeigte er sich nebst Wallenstein und Tilly in der Schlacht bey Prag. Hier hatte er den gefährlichsten Stand. Er sah seine besten Freunde an seiner Seite fallen, und sein Regiment weichen, ließ aber nicht ab, sondern sammelte die Seinigen wieder, und warf den Feind über den Haufen. Im hitzigsten Getümmel ward sein Pferd erschossen, er selbst schwer verwundet, und von dem stürzenden Pferde bedeckt. In diesem Zustande erhielt er noch mehrere Wunden und würde sich gewiß verblutet

haben, wenn nicht nach der Schlacht ein Wallone, der auf der Wahlstatt nach Beute suchte, auf ihn aufmerksam geworden wäre. Dieser zog ihn unter dem todten Pferde hervor, und schrie ihm zu: „Hund, du hast ein gutes Kleid an, du mußt sterben!“ Der Graf, der ihn für einen Böhmen hielt, antwortete: „Laß mir das Leben, mein Freund; du sollst eine gute Belohnung haben. Ich gehöre zu den Feinden; ich bin der Oberst Pappenheim.“ — „Nein, mein Herr, erwiederte jener sogleich mit Ehrerbietung, als er den Namen hörte; Sie sind nicht von den Feinden, Sie sind von den Unsrigen. Ich werde Sie nach Prag bringen.“ Er setzte ihn auf sein Pferd, und in Prag stellte ihn Maximilians Leibarzt bald wieder her. Seitdem führte er in allen Gegenden des Kriegstheaters die ruhmwürdigsten Unternehmungen aus, durch die er sich den Rang unter den ersten Feldherren seines Jahrhunderts erwarb. Nur die große Menge der wichtigen Begebenheiten dieses Krieges hat mich verhindert, oben ausführlicher von seinen Thaten zu sprechen. Sein Aeußeres kündigte den Soldaten im vollen Sinne des Worts an. Ein kräftiger Körperbau, ein volles, ganz von Narben zerfetztes Gesicht, eine Habichtsnase, eine breite Stirn und sehr lebhafte Augen gaben seiner bloßen Erscheinung etwas Imposantes. Entschlossenheit und Strenge,

zwey Haupteigenschaften eines Befehlshabers, besaß er im höchsten Grade. In Tenstädt im Thüringischen ließ er einmal drey Bürgermeister henken, die die Contribution nicht herbeischaffen wollten, und schon halbtodt ließ er sie wieder losschneiden. Die Strapazen des Krieges theilte er mit dem geringsten Soldaten, und in der Schlacht war er immer am Orte der größten Gefahr. Als ihn die Seinigen, tödtlich verwundet, von dem Schlachtfelde bey Lützen wegtrugen, fragte er sie, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre Bejahung erwiederte er: „Nun so sagt dem Herzog von Friedland, daß ich vergnügt sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß.“ Am andern Tage, auf der Pleißenburg bey Leipzig, verließ ihn das Leben. Einige Wochen nachher kam der Orden des goldnen Fließes, ein Geschenk des Königs von Spanien, für ihn an. Um doch einigen Gebrauch davon zu machen, wurde er auf das Monument gesetzt, das Wallenstein ihm in Prag in der Strohhoferkirche, errichten ließ, wo er begraben liegt.

16.

Axel Oxenstierna.

(Geb. 1583; † 1654.)

Nach einer Verordnung Gustav Adolfs ward dessen kleine Tochter Christine zur Königin gekrönt, und die Regierung bis zu ihrer Mündigkeit von einem dazu festgesetzten Reichsrath geführt. Die deutschen Angelegenheiten dagegen wurden Gustavs großem Kanzler Axel Oxenstierna, den der König einige Monate vor seinem Tode zu seinem Beistande nach Deutschland hatte kommen lassen, fast mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Befand sich je ein Mann in einer mißlichen Lage, so war es dieser. Er sollte das Werk eines großen Königs ausführen, ohne dessen siegende Autorität zu haben. Was Gustav den protestantischen Fürsten hatte bieten dürfen, konnte man hoffen, daß sie sich das von einem schwedischen Edelmanne würden gefallen lassen? War nicht vielmehr vorauszusehen, daß das bis jetzt noch unbesiegte schwedische Heer aus Mangel an Unterstützung und durch die Uneinigkeit seiner Anführer wie Spreu zerstieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eifersucht der deutschen Fürsten wieder losbrechen, und dem Kaiser zuletzt doch wieder den Sieg geben würde?

Von Oxenstierna's seltener Klugheit und Ent-

schlossenheit war indessen zu erwarten, daß er das Aeußerste versuchen würde, ein so herrlich angefangenes Unternehmen, nicht so schimpflich und fruchtlos enden zu lassen. Er nahm seinen ganzen Ernst zusammen, machte die protestantischen Fürsten mit seinem Auftrage bekannt, — nach Dresden und Berlin reisete er persönlich — stellte ihnen auf das dringendste die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals einträchtig zusammen zu halten, und lud sie zu einem Convente ein, den Gustav selber bereits nach Ulm ausgeschrieben hatte, und auf welchem der große Bund aller Evangelischen hatte zu Stande kommen sollen. Hier zeigte sich zuerst der Mangel eines gefürchteten Hauptes, denn der Kurfürst von Sachsen wollte nichts von dem Bunde wissen, wenn er nicht das Directorium erhielte, und George Wilhelm von Brandenburg war auch schon wieder nahe dran, zum Kaiser überzugehen, da er gehört hatte, daß die Schweden Willens seyen, sich mit Pommern bezahlt zu machen. Auch die niedersächsischen Stände weigerten sich, unter einem schwedischen Kanzler zu stehen. Oxenstierna beschränkte daher vor der Hand seine Einladung nur auf die vier sogenannten obern Kreise, Schwaben Franken, Ober- und Niederrhein, und diese mußten wohl gehorchen, da ihre Länder fast alle von den Schweden besetzt waren. Die Versammlung geschah zu Heilbronn, da Ulm we-

gen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte. Sie dauerte vom März 1633 an bis in die Mitte des April. Mit Verwunderung hörten hier die Fürsten des Kanzlers entschlossene Sprache. Er drang, wie natürlich, auf unumschränkte Gewalt, forderte einem jeden einen bestimmten monatlichen Beitrag zur Fortsetzung des Krieges ab, und verlangte für den Nothfall ihre Städte und Festungen zum Quartier für die schwedischen Truppen. Die unbeschränkte Macht wollte, wie man denken kann, keinem gefallen. Sie meinten, wer sein Geld zu einer Sache hergebe, müsse auch etwas dabey zu sagen haben. Zu dem Ende wollten sie durchaus dem Kanzler ein sogenanntes consilium formatum an die Seite setzen, einen Ausschuß von den Ihrigen, der besonders die Kasse unter sich hätte, und die Einquartierungen besorgte. Sehr richtig erwiederte Oxenstierna darauf, wenn man ihnen selbst das Eintreiben der Contributionen überlasse, so möchte wohl wenig einkommen, und wenn man sie erst fragen wollte, wie die Einquartierungen geschehen sollten, so dürfte ihnen leicht gar keine, so wie dem Marcolfo *) kein Baum zum Hängen recht seyn. Um nur los zu kommen, gab er endlich das consilium forma-

*) Ein italiänischer Eulenspiegel. Als er gehängt werden sollte, bat er sich die Gnade aus, an keinen andern Baum zu kommen, als der ihm selbst gefallen würde.

tum zu, mit der Bedingung, daß ihm doch in Kriegssachen jederzeit die endliche Resolution verbleiben müsse, wodurch jenes Consilium offenbar verspottet ward.

Eins war ihm nun noch übrig; diejenigen Bundesgenossen zu befriedigen, denen Gustav bereits zur Entschädigung bestimmte Länder katholischer Geistlichen versprochen hatte. So verlangte Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg, mit dem Titel eines Herzogs in Franken; der Landgraf von Hessenkassel und der Herzog von Wirtemberg hatten sich eine Anzahl benachbarter Stifter und Abteien ausgesucht, und viele schwedische Officiere wollten gleichfalls mit deutschen Gütern bezahlt seyn. Oxenstierna sicherte einem jeden seinen Antheil zu, und verhieß ihnen, beim Friedensschlusse für sie zu sprechen. Friedrich V, der unglückliche Pfalzgraf, Kurfürst und König, lebte nicht mehr. Er war elf Tage nach Gustavs Tode (27. Nov. 1632) in Mainz gestorben. Seine Witwe forderte die Unterpfalz für ihren ältesten Sohn, Oxenstierna bewilligte augenblicklich das Gesuch, nur mit einigen Einschränkungen, und zeigte den argwöhnischen Fürsten eine Uneigennützigkeit die sie zu ihrer Beruhigung brauchten.

Gustavs große Generale, Herzog Bernhard, Banner, Baudissin, Horn, waren durchaus nicht

zu vereinigen, indem keiner von dem andern Befehle annehmen wollte. Man mußte sie also trennen, und einem jeden einen Theil des Heeres überlassen, welche Zerstückelung den Untergang aller hätte bewirken können, wenn Wallenstein gethan hätte, was er thun sollte.

17.

Wallensteins Verrätherey.

(1633 — 1634.)

Der Verlust der Lützener Schlacht hatte diesen Feldherrn fast rasend gemacht. Den Flecken von seiner Ehre wenigstens einigermaßen abzuwaschen, schob er die Schuld auf einen Theil der Officiere, und nicht zufrieden, ihnen laut zu sagen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan, setzte er sie zu Prag gefangen, ließ ein Kriegsgericht über sie halten, und sprach ihnen für ihre Feigheit das Leben ab. Vor dem Rathhause ward eine mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Blutbühne errichtet. Auf derselben wurden zwey Oberstlieutenante, ein Kapitän, ein Rittmeister, vier Lieutenante, ein Fähndrich und zwey Hauptleute von der Artillerie enthauptet; einem Officier ward der Degen vom Henker zerbrochen, mehrere

gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als 50 Namen abwesender Officiere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen. (14ten Febr. 1633) Ein fürchterliches Sühnopfer für eines Menschen gekränkte Ehrsucht!

Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiserlichen Staaten. Die verlorne Artillerie ward durch eingeschmolzne Glocken ersetzt, die der unreligiöse Feldherr den staunenden Gemeinen wegnehmen ließ, und in kurzer Zeit war Wallensteins Heer wieder so zahlreich als zuvor. Was er damit machen würde, war keine Frage. Die Schweden aus Deutschland jagen, und die verarmten, verschüchterten und getrennten Protestanten dem Kaiser zu beliebiger Bestrafung unterwerfen. Die Gelegenheit dazu war jetzt so bequem, daß es nur von ihm abhing, sich als den Bezwinger aller Feinde des Kaisers einen unsterblichen Namen zu machen. Allein statt dessen fuhr ein unseliger Geist des Mißtrauens in ihn. Er fürchtete, der Kaiser werde ihm nach geleisteten Diensten sein Wort nicht halten, und da die Astrologie ihm einmal ein Königreich verheißen hatte, so glaubte er, sich desselben zu der Zeit versichern zu müssen, da die Macht noch in seinen Händen ruhe, und der Kaiser ihn nicht entbehren könne. Auch war ja der Hochverrath schon früher beschlossen. Und wie er ehemals mit Gustaven unterhandelt hatte, so gingen jetzt seine geheimen Kuriere nach Sach-

sen, zum Oxenstierna und zum Herzog Bernhard. Alle drey, ja selbst Frankreich, sagten ihm ihren Beistand zu, wenn er öffentlich vom Kaiser abfallen wollte. Die Schwierigkeit schien nur die, wie er seinen Generalen und der ganzen Armee die Sache beibringen solle. Er wünschte nichts sehnlicher, als daß der Kaiser selbst ihm recht viel Anlaß zur Klage geben möchte, damit er nur einen Vorwand bekäme, der wichtig genug gemacht werden könnte, einen offenbaren Treubruch zu entschuldigen. Oder noch besser, wenn die Feinde ihm eine eigene Armee geben wollten, damit er, im Fall seine Officiere sich nicht zur Theilnahme an dem Verrath entschließen könnten, ihrer gar nicht bedürfte.

Der Einfall war nicht übel. Aber wie konnte er nur glauben, daß Oxenstierna ihm trauen werde? Die Sachsen wären allenfalls leichtgläubig genug gewesen, und ihr Feldmarschall Arnim, Wallensteins vertrauter Freund, hätte die Sache wohl erleichtert. Allein sie sahen doch weislich auf Oxenstierna hin, und dieser blieb bey seiner Erklärung, er werde sich nicht eher mit ihm vereinigen, als bis er (W.) dem Kaiser öffentlich den Gehorsam aufgekündigt habe.

In Schlesien stand damals eine alliirte Armee von Sachsen, Brandenburgern und Schweden. Die letztern wurden vom Grafen Thurn (dem ersten Urheber des Krieges), die ersten von

dem erwähnten Arnim und dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der gleich nach der Lützener Schlacht zu den Sachsen übergegangen war, kommandirt. Alle drey waren Wallensteins gute Freunde. Gegen sie also — zog er zuerst zu Felde. Zum Schein, versteht sich; denn als die Armeen sich begegneten, und jedermann die Alliirten schon für verloren hielt, schloß Wallenstein einen Waffenstillstand, und hielt mit den feindlichen Anführern geheime Zusammenkünfte. Hier machte er ihnen den Vorschlag, ihm ihr Heer zu übergeben, allein Arnim sowohl als der brandenburgische Oberst erwiederten, sie müßten darüber erst die Befehle ihrer Herren einziehen. Seltsam war es, daß er einmal mitten im Waffenstillstand einen Versuch machte, die sämmtlichen Anführer plötzlich gefangen zu nehmen. Sie entkamen schlau genug, wurden aber von jetzt an nur mißtrauischer gegen ihn; denn wer konnte wissen, ob nicht seine vorgebliche Verrätherey eine Schlinge seyn sollte, sie selbst zu fangen? Dem Kaiser sagte ers auch so. Und noch jetzt kann man diese Frage aufwerfen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Wallenstein selbst damals noch nicht mit sich einig war, welchen Weg er ergreifen sollte. So lange noch die Schwierigkeiten auf beiden Seiten gleich waren, wollte er beide Partheien in Ungewißheit lassen. Wenn aber der eine Weg sich plötzlich ganz für ihn schlösse, dann wollte

er

er desto rascher den andern ergreifen. Diesen Rath scheinen die Sterne ihm bestätigt zu haben, daher die mystische Antwort, die er so oft den Schweden wiederholte: es sey jetzt noch nicht Zeit.

Um indessen doch etwas in Schlesien zu thun, belagerte er Schweidnitz (24. Jun.) und versuchte drey vergebliche Stürme. Da kamen die Alliirten die Stadt zu entsetzen, und Wallenstein — zog sich zurück. Zwischen Schweidnitz und Reichenbach bezog er ein wohlverschanztes Lager, ihm gegenüber thaten die Feinde dasselbe, und nun lagen beide Armeen eine geraume Zeit bey einander, wie vormals bey Nürnberg, ohne einander anzugreifen, und verheerten weit und breit das Land. Endlich — schloß Wallenstein einen zweiten Waffenstillstand, und eröfnete die alten Unterhandlungen wieder. Jetzt ließ der sächsische Feldmarschall Arnim sich gar zu Wallensteins Botschafter an Oxenstierna gebrauchen, dem er in Gelnhausen unweit Frankfurt die alte Forderung, ihm seine besten Regimenter anzuvertrauen, wiederholen mußte.

Um diese Zeit sandte der mißtrauisch gemachte Kaiser seinen Kriegsminister Grafen von Schlick, in Wallensteins Lager, um diesen Feldherrn näher zu beobachten. Kaum hatte sich aber der Minister verlauten lassen, er sehe nicht ab, warum der Herzog so unthätig liege, so mußte er schon auf seine Flucht bedacht seyn, denn Wallenstein schwur,

den dummdreisten Hofschranz auf der Rückreise in Stücke hauen zu lassen. Andere Gesandte des Kaisers ließ er in Dörfer einquartieren, in denen die Pest recht arg grassirte, so daß sie gleichfalls zum baldigen Abzug genöthigt wurden. Diese Krankheit wüthete damals in Schlesien so gräßlich, daß große Districte ganz menschenleer wurden. In Schweidnitz begrub man zuletzt die Todten gar nicht mehr; in Ohlau war kein Bürger mehr zu finden.

Arnim kam mit dem schon oft erhaltenen Bescheide zurück, Oxenstierna werde alles für den Herzog thun, wenn dieser seinen Abfall vom Kaiser laut erklärt haben werde. Voll Zorns beschloß jetzt Wallenstein, seinen Plan zu ändern, die beiden Kurfürsten mit Gewalt zu seinen Bundesgenossen zu machen, und mit ihrer Hülfe die Schweden aus Deutschland zu jagen. Er überfiel den alten Grafen von Thurn bey Steinau, und nahm ihn mit drittehalbtausend Schweden gefangen. Schon hofften die Wiener, diesen Rebellen in ihrer Hauptstadt zu sehen, als Wallenstein — ihm und allen seinen Officieren die Freiheit schenkte. Jetzt ging der Zug die Oder hinauf; am 16. Oct. ward Liegnitz erobert, am 18ten ergab sich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg nach. Fürstenwalde ward verbrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß

zu Köpenik weggenommen, und selbst Berlin aufgefordert. Wallenstein selbst fiel mit dem Hauptcorps in die Lausitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm, plünderte es aus, und ließ den sächsischen Kommandanten hinrichten, weil er die Stadt nicht mit Gutem hatte übergeben wollen. Bauzen spiegelte sich an dem Exempel und öffnete freiwillig seine Thore. Einige Monate früher hatte Wallensteins General Holk ins Erzgebirge einfallen, und Sachsen bis über Leipzig hin überschwemmen müssen. Dieser Befehlshaber war eine der fürchterlichsten Geißeln dieses Landes. Wohin er kam, gingen die Dörfer und Städte in Rauch auf, und auf die Nachricht von seiner Annäherung floh alles was fliehen konnte. Man sah hier ein fürchterliches Beispiel von der Wuth des Hungers. Die auf der Flucht zurückgelassenen Bauernhunde rottirten sich zusammen, und da sie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu fressen fanden, so heulten sie grimmig auf den Landstraßen umher, und zerrissen einzeln fliehende Menschen *). Als Holk auf seinem Rückzuge, von einer tödtlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröster auf dem Sterbebette begehrte, (er war lutherisch) konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich 600 Thlr. dafür bot.

*) S. Jeremias Simons Eilenburgische Chronika, S. 688.

Wallenstein erreichte durch diese Feindseeligkeiten gegen die Kurfürsten seinen Zweck, sie zum Abfall von den Schweden zu bewegen, doch nicht. George Wilhelm verwarf den Vorschlag geradezu, und der Kurfürst von Sachsen zauderte auch noch lange. Auch der Kaiser machte ihm einen Queerstreich, indem er mit aller Gewalt verlangte, er solle dem Kurfürsten von Baiern zu Hülfe eilen, dem der Herzog Bernhard ins Land gefallen war. Nach sieben vom Kaiser erhaltenen Courieren versprach er endlich zu gehorchen, und zog sich wirklich, aber sehr langsam, durch Böhmen in die Oberpfalz. Um sich noch länger aufzuhalten, damit ihm nur der Winter eine Ausrede geben möchte, berennte er Cham, und als darauf im December Herzog Bernhard auf ihn losging, zog er sich eilig nach Pilsen zurück, worauf jener seine Winterquartiere an der Iser aufschlug. Maximilian von Baiern schrie laut über die Treulosigkeit des Feldherrn; der Kaiser selber verlangte eine Rechtfertigung seines seltsamen Betragens von ihm; er aber antwortete, das Heer sey zu einem Winterfeldzuge viel zu erschöpft gewesen, auch sey es viel nöthiger, Böhmen gegen einen zu fürchtenden Einfall der Sachsen zu dekken, als sich für den Kurfürsten von Baiern aufzuopfern. Der Kaiser befahl darauf dem General Suys, der mit einem Corps im Oestreichischen stand, nach Passau vorzurücken, Wallen-

stein erfuhr diesen Eingriff in seine Rechte nicht so bald, als er dem Suys strengen Befehl schickte, sogleich umzukehren, mit der Drohung, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er ihm nicht eher als dem Kaiser gehorchte, worauf Suys augenblicklich nach Oestreich zurückging.

Schon früher hatte der spanische Infant Don Ferdinand, des Königs Bruder, in Mailand ein Heer von 10,000 Mann zusammengebracht. Wallenstein beschwerte sich laut darüber, und schrie über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrags. Aber der Kaiser, sich mit der Noth entschuldigend, verlangte gar noch, daß Wallenstein dies spanische Heer mit 8000 Böhmen verstärken solle. Nach vielem Schriftenwechsel that er dies endlich, aber er gab zugleich dem Commandeur dieser 8000 Mann, dem General Altringer, eine geheime Instruction mit, durch welche das spanische Heer so gut als vernichtet wurde. Altringer sollte nämlich die Fremden immer irre führen, den Herzog von Feria, der sie kommandirte, von einer Schlacht abhalten, und ihn durch langes Umherziehen so schwächen und ermüden, daß er des Kriegführens in Deutschland überdrüßig werden sollte. Dies gelang meisterhaft, ja zur Krönung des Werks starb Feria selbst in München, und wie man allgemein glaubte, an erhaltenem Gifte.

Wallenstein hatte jetzt seinen Wunsch er-

reicht; der Kaiser hatte ihm hinreichenden Grund zur Klage gegeben. Jetzt wollte er die Stimmung seiner Generale erforschen. Als Werkzeuge dazu sollten ihm sein Schwager Trczka, sein Vetter Kinsky und der Feldmarschall Illo dienen, ein wilder, leidenschaftlicher Mensch, den seine fertige Zunge zum Sprecher sehr geschickt machte. Wallenstein hatte ihn durch ein bübisches Mittel zum Hasse gegen Oestreich entflammt. Wohl bekannt mit dem Ehrgeiz desselben hatte er ihn ermuntert, zur Belohnung seiner treuen Dienste um den Grafentitel anzuhalten, und ihm die wärmsten Empfehlungsschreiben verheißen. Illo ging vergnügt nach Wien, allein ein geheimer Bote von Wallenstein war schon früher daselbst mit einem Briefe eingetroffen, worin er dem Kaiser rieth, die Bitten ja nicht zu erfüllen, weil sonst eine Menge gleich verdienter Officiere die nämliche Belohnung fordern würden. Der Grund ließ sich hören, und Illo kam verdrießlich nach Pilsen zurück. Wallenstein bedauerte ihn sehr, that entrüstet über die Verachtung seiner Empfehlungen, und rief mit affectirtem Pathos aus: „Haben wir das mit unsern treuen Diensten verdient? Und einem so undankbaren Herrn sollte man ferner freudig gehorchen? Was mich anlangt, so schwöre ich bey meiner Treue, daß ich fortan des Hauses Oestreich Feind will seyn!“ Man kann denken, wie laut Illo einstimmte, und

wie willig er sich von diesem Tage an zum Werkzeuge des Herzogs gegen den Kaiser gebrauchen ließ.

Nächst diesem entdeckte sich Wallenstein dem Generallieutnant Piccolomini. Zu diesem hatte er von jeher ein besonderes Vertrauen gehabt, weil er mit ihm unter einerley Constellation geboren war, und deshalb einerley Schutzengel mit ihm zu haben glaubte. Piccolomini erschrak über die Eröfnung, rieth ab, that Vorstellungen, doch umsonst. Endlich stellte er sich aus Furcht, als ob er den Plan billige, und übernahm es, die auswärtigen Generale Gallas, Altringer und Colloredo, seine Freunde, davon zu unterrichten, und sie mit ihren Truppen nach Pilsen zu ziehen. Das erste that er auch, allein da er sie alle drey mit gleichem Abscheu gegen den Verrath, wie sich selbst, erfüllt fand, so beschwor er sie, nicht nach Böhmen zu gehen, sondern die Truppen im Gehorsam des Kaisers zu erhalten. Jetzt wendete sich Wallenstein an den Kroatengeneral Isolani, und log ihm vor, der Kaiser gehe damit um, ihm die Werbungen in Ungarn und den Oberbefehl über die Kroaten zu nehmen; er aber werde das nie zugeben. Trczka schenkte ihm hierauf ein Gut von 100,000 Thlr., und dafür versprach der Kroat, was man verlangte. Alle übrigen wurden durch die glänzendsten Verheißungen gekrönt. Trczka sollte Mäh-

ren haben, Gallas die Herzogthümer Glogau und Sagan, Piccolomini Glaz und die Slawatischen Güter u. s. f. Ja schon jetzt erhöhete er ihre Macht, um desto weniger Vertraute zu bedürfen. Trczka allein hatte acht Regimenter.

Am 21. Jan. 1634 wurden alle Generale und Obersten zu Pilsen wie zu einem Kriegsrathe zusammenberufen. Illo trat herein, und erzählte ihnen in einer weitläuftigen Rede, wie schändlich der Kaiser dem Feldherrn die Treue gebrochen, wie er ihn und das Heer allmälig entkräften wolle, den Soldaten den Sold vorenthalte, fremde Truppen ins Reich lasse, keine seiner Zusagen erfülle, und von den Jesuiten, von denen er ganz umstrickt sey, so gegen den Feldherrn verhetzt werde, daß schon ein Versuch gemacht worden sey, den letztern zu vergiften; wie daher der Herzog beschlossen habe, das Commando freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgesetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin müsse es kein rechtschaffener Officier kommen lassen, denn auf dem Herzog ruhten alle ihre Hofnungen; vielmehr müsse man eine Deputation abschicken, um ihn zu besänftigen. Dies geschah, allein man kann denken, wie entschlossen sich Wallenstein gestellt haben werde. Illo betrieb darauf einen zweiten Versuch, und die Gaukeley ward wiederholt, bis gegen das Ende der Herzog sich gerührt von soviel Bitten zeigte, und

ihnen erwiederte, er wolle ihr Begehren erfüllen, allein wenn er für ihr Glück sorgen solle, so müßten sie sich auch unauflöslich zu seinem Dienste verbinden.

Illo legte ihnen darauf in seiner Wohnung einen Eid vor, Kraft dessen sie dem Herzog ewige Treue gelobten, so lange derselbe sie zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Alle fanden die Schrift zweckmäßig und billig. Man setzte sich zu Tische. Illo und Trczka schenkten tapfer ein, und als die Köpfe schwerer zu werden anfingen, ward jenes Blatt zur Unterschrift herumgegeben. Allein Trotz dem Weine entging es doch vielen nicht, daß hier ein Betrug gespielt wurde, denn auf diesem Blatte fehlte die oben ausgezeichnete Klausel. Es erhob sich ein Gemurmel, und das Schelmenstück ward noch mehr verrathen, als der betrunkene Trczka den Degen zog, und diejenigen meineidige Schurken schalt, die nicht unterschreiben würden Sie unterzeichneten darauf alle, aber so unleserlich, daß der Zweck doch verfehlt ward.

Wallenstein versammelte sie deshalb noch einmal, machte ihnen Vorwürfe über ihr mißtrauisches, undankbares Verhalten gegen ihn, der immer wie ein Vater für sie gesorgt, und noch zu sorgen gedacht habe, und erklärte, nun, da er auch ihre Liebe nicht einmal besitze, sey er doppelt gefaßt, den Oberbefehl niederzulegen. Diese

Reden kränkten die wackern Männer; sie versprachen alles zu thun, was er verlangen würde, und erneuerten sogleich die Unterschriften. Er gab nun von seinem Vorhaben den Sachsen und Schweden Nachricht, und der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg ward an Bernhard von Weimar gesandt, um ihn nach Böhmen einzuladen. Der Kaiser erhielt zugleich freundliche Briefe vom Wallenstein, mit Bitten um Geld, und Schmeicheleien, die ihn sicher machen sollten. Allein der Verräther wußte nicht, wie sehr er selbst schon verrathen war.

Gallas, Piccolomini, Colloredo und Altringer, obgleich mit nach Pilsen berufen, hatten sich noch nicht eingestellt. Der letztere erdichtete eine Krankheit, und blieb im Schlosse Frauenberg liegen; die beiden ersten aber beschlossen heimlich, ehe sie nach Pilsen gingen, den Kaiser von allem zu unterrichten. Man kann sich Ferdinands Schrecken bey der Nachricht denken. Seine erste Maaßregel war, dem Gallas einen Verhaftsbefehl für den Wallenstein und seine Mitverschwornen, und ein Patent an alle Officiere zu schicken, Kraft dessen der Oberbefehl dem Wallenstein genommen, und bis auf Weiteres dem Grafen von Gallas übertragen seyn sollte. Gallas befand sich bereits in Pilsen, als ihm diese geheimen Papiere überbracht wurden. Er wäre verloren gewesen, wenn Wallenstein etwas davon geahndet hätte.

Um aus seiner gefährlichen Nähe zu entrinnen, versuchte er eine List. Er erbot sich, zu seinem Schwager Altringer nach Frauenberg zu reisen, nach dessen Ankunft der Herzog sich noch immer vergebens sehnte. So ward er entlassen, und anstatt mit Altringern nach Pilsen zurückzukehren, eilte er mit ihm nach Linz, sich der dortigen Truppen zu versichern. Sein Außenbleiben machte den Herzog noch unruhiger, und diesen Umstand benutzte auch Piccolomini zur Flucht, indem er sich gleichfalls erbot, in Frauenberg nachzusehen. Der betrogene Wallenstein lieh ihm seinen eigenen Wagen zur Reise, allein es versteht sich, daß Piccolomini so wenig als die beiden andern wiederkam.

Jetzt schöpfte der Herzog Verdacht, aber die Fassung verlor er nicht. Er machte bekannt, daß niemand im Heere einen Befehl annehmen solle, als von ihm, von Illo und von Trczka, und beschied das ganze Heer zum 24. Febr. in die Nähe von Prag. Hier sollte die Maske abgelegt, Wallenstein nach einem feierlichen Einzuge als König von Böhmen gekrönt, und jeder, der die Huldigung verweigern würde, niedergehauen werden. Um dieselbe Zeit sollte der General Scherffenberg, der seine Cantonirungsquartiere in der Gegend von Wien hatte, diese Stadt plötzlich überfallen, und sich der kaiserlichen Familie bemächtigen. Aber durch die Vorkehrungen der

drey treuen Generale ward dem allem vorgebeugt. Scherffenberg ward plötzlich arretirt, und Prag eben so schnell mit treuen kaiserlichen Truppen besetzt. Dennoch war die Furcht vor dem Friedland nicht geringe, zumal da in Wien drey Nächte nach einander Feuer auskam. Die kaiserlichen Räthe ließen sich starke Wachen vor ihre Häuser setzen, und die Patrouillen durchstreiften die Straßen Nacht für Nacht.

Die Nachricht von Prags Besetzung machte den Herzog nicht wenig stutzig. „Hören sie mich an, sagte Seni. Sie haben 400,000 Dukaten in Ihrer Schatulle; gehen Sie damit nach Wien, und sagen Sie,' Sie hätten nur Ihre Leute prüfen wollen. Mit solcher Summe findet man überall Gnade." Wallenstein biß die Lippen zusammen, und sagte: „der Vorschlag ist gut, aber der Teufel traue!"

Um die erwartete Vereinigung mit den Schweden zu erleichtern, beschloß er, nach dem Gränzplatze Eger zu ziehen. Dort kommandirte der Schotte Gordon, dem er um so eher traute, da er ihn vom gemeinen Soldaten allmälig zum Obersten erhoben, und ihn sonst noch auf mancherley Art ausgezeichnet hatte. Am 22. Febr. verließ er Pilsen, von drey Dragonerregimentern begleitet, und am 24sten, Nachmittags um 4 Uhr, traf er zu Eger ein. Der Unglückliche! Er wußte nicht, daß seine Mörder mit

ihm einzogen. Oberst Butler, ein Irländer, und des Kaisers treuer Diener, von des Gallas geheimen Auftrag unterrichtet, hatte schon unterweges mit sich gekämpft, ob er nicht mit seinem Dragonerregiment den Wagen umringen, und sich des Herzogs bemächtigen sollte. Aber die Furcht vor Trczka und Kinsky, welche die beiden andern Regimenter führten, hatte ihn zurückgehalten. Angekommen in Eger war sein erstes Geschäft, seinen Freund Gordon und den Oberstwachtmeister Leßlie, gleichfalls einen Schotten, aufzusuchen, und ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaisers bekannt zu machen. Leßlie, der während der Reise bey dem Herzog im Wagen gesessen hatte, bestätigte die Größe der Gefahr, denn er hatte diesen sagen hören, da der Kaiser ihn nicht mehr zu seinem Diener haben wolle, so verlange er ihn auch nicht zu seinem Herrn; er bedürfe auch keines, denn in vier Wochen hoffe er so mächtig zu seyn, als er nie gewesen, und dann solle man seltsame Zeitung aus Oestreich hören.

Als des Kaisers treuer Diener glaubte Butler das Vertrauen rechtfertigen zu müssen, das Gallas in ihn gesetzt hatte. Aber wie man bey der Nähe des Feindes den Herzog lebendig durchbringen wolle, war nicht abzusehen. So ward dann der Mord beschlossen. Gordon erschrak vor dem Gedanken. Der Herzog war

nicht nur ein so großes Haupt, er war auch sein Wohlthäter. Aber die Größe seines Verbrechens und die Nothwendigkeit, dem Kaiser zu gehorchen, war doch überwiegend. Alle drey Männer zogen ihre Degen, fielen auf die Knie, und beschworen mit leiser Stimme des Feldherrn Tod.

Leßlie hatte die Wache in der Stadt, Gordon draußen in der Citadelle, und die drey Dragonerregimenter campirten vor dem Thore. Gegen Mitternacht pochte ein Courier ans Thor. Leßlie ließ ihn ein, und führte ihn zum Herzog. Er brachte Bothschaft von den Schweden, und Wallenstein eröfnete dem Leßlie sehr vergnügt, diese könnten in zwey Tagen bey ihm seyn. Er werde ihnen Eger und Elnbogen einräumen.

Leßlie ging in die Citadelle, und brachte seinen Freunden diese Nachricht. Sie überzeugten sich dadurch noch mehr von der Nothwendigkeit, den Herzog zu tödten, und beschlossen, ihren Vorsatz so schnell als möglich auszuführen. Da aber des Herzogs Freunde nicht minder als er selbst zu fürchten waren, so wollten sie mit ihnen den Anfang machen. Um sie alle bey einander zu haben, ward verabredet, sie morgen zum Abendessen auf die Citadelle einzuladen. Es geschah und sie sagtens zu.

Vormittags (Sonnabends den 25. Febr.) berief Illo dagegen die drey Verschwornen (Butler, Leßlie und Gordon) zu sich, um ihnen über

ihre Verbindung mit Wallenstein gegen den Kaiser einen feierlichen Eid abzunehmen. Als gewissenhafte Männer sträubten sie sich dagegen und baten nur um einen Tag Bedenkzeit, welches ihnen bewilligt ward. Sie vernahmen hier zugleich, daß man morgen auch den Magistrat und die Bürgerschaft von Eger auf dem Rathhause, allenfalls mit Hülfe des Galgens und der Prügel, in Eid und Pflicht nehmen wolle.

Sinnend gehn sie in die Citadelle zurück. Nachmittags um fünf Uhr rufen sie einige der zuverlässigsten Hauptleute zu sich, und weihen sie in das Geheimniß ein. Sie finden sie bereitwillig, der Unternehmung beyzutreten, und erbötig, die erforderliche Anzahl entschlossener Gemeinen aus ihren Compagnien zu stellen. Kaum sind sie fort, so erscheinen die vier Geladenen, Illo, Trczka, Kinsky und der Rittmeister Neumann, Wallensteins Sekretär. Man setzt sich zu Tische, der Wein löset die Zungen, und jeder malt sich mit den lachendsten Farben sein künftiges Glück, wenn Wallenstein obgesiegt, und Deutschlands Glück in seiner Hand haben werde. „In zwey Tagen wollen wir andere Leute seyn!“ rief Illo, und Neumann freute sich schon darauf, seine Hände im Blute der Herren von Oestreich zu waschen.

Während sie dort so sorglos schmauseten, hatte sich der Hauptmann Geraldin mit dreißig

butlerischen Dragonern heraufgeschlichen, und die Thüren des Speisesaals wohl besetzt. Das Thor der Citadelle ward geschlossen, und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als bereits das Desert aufgetragen war, rief man die fremden Bedienten in ein entlegenes Zimmer zu Tische, und schloß sie ein. Auf einmal trat Geraldin mit sechs Dragonern in den Saal und rief: „Holla! wer ist gut kaiserlich?“ Gordon, Leßlie und Butler sprangen auf, ergriffen die Lichter, und traten an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um, und drangen in die Gäste ein. Kinsky fiel zuerst, dann ward Illo niedergehauen; den Trczka schützte einige Secunden lang sein Kollet von Elendshaut, doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war in den Vorsaal entwischt, allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er die Parole nicht wußte, bohrten sie ihn gleichfalls nieder. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren, und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch sie wurden niedergesäbelt. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreste der Speisen sammt den Flaschen und Pokalen schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, nach langem Kalkuliren und Beobachten der himmlischen

schen Zeichen, hatte eben seinen Astrologen entlassen, und sich früh zu Bette gelegt. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster. Noch einmal berathschlagten die Verschwornen, ob sie dem Herzog nicht das Leben lassen sollten, aber die nahe Gefahr und die Reden der eben Ermordeten widerriethen diesen Vorsatz, und so ward der Mord aufs neue beschlossen.

Leßlie ging leise mit zwey Compagnien butlerischer Dragoner aus der Citadelle, und ward still in das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt, befahl der Hauptwache still zu bleiben, es möge vorfallen was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zu Butler zurück, ihm zu sagen, daß in der Stadt noch alles ruhig sey.

Darauf machte sich (Abends um elf Uhr) Butler nebst den beiden Hauptleuten Geraldin und Deveroux und einer Anzahl entschlossener Dragoner auf den Weg nach der Stadt, und gingen gerade auf Wallensteins Quartier, am Markte, los. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Butler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür besetzten. Deveroux mit sechs Mann stieg die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, ward niedergestoßen. Ein anderer schrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog,

von dem Lärm geweckt, sprang im bloßen Hemde aus dem Bett, und eilte zum Fenster, der Wache zu rufen. In dem Augenblick erbrachen die Dragoner die Thür, und Deveroux mit vorgehaltener Hellebarde drang herein. „Bist du der Schelm, rief er, der Seiner kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing der Held den Stoß der Partisane in seinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in seinem Blute sich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schicksale großer Nationen in seinem Haupte abgewogen hatte *).

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinab werfen, aber Deveroux ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen Teppich, und ließ ihn auf einem Wagen in die Citadelle zu den vier andern Entleibten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden sie alle (Neumann ausgenommen, der für seine lästerlichen Reden unter dem Galgen begraben ward) in Särgen auf Illo's Güter geschaft. Wallensteins Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden.

*) Er stand im 51sten Jahre seines Alters.

Seine Wittwe ließ ihn in der von ihm selbst erbauten Karthause zu Gitschin beisetzen.

Butler bemächtigte sich noch in derselben Nacht aller Papiere des Herzogs, und stellte überall starke Wachen aus. Den folgenden ganzen Tag blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt, allein diese Vorsicht war überflüßig. Es war niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Butler machte darauf dem gesammten Militär und den benachbarten Garnisonen des Kaisers Befehl bekannt, und ließ sie noch einmal dem Hause Oestreich schwören. Leßlie ging mit der Geschichtserzählung zum Grafen Gallas ab, und dieser sandte ihn damit geraden Weges an den Kaiser.

Weil man wußte, daß Wallensteins Hauptunterhändler, der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, unterweges war, so schickte man einen Officier mit gehöriger Begleitung ab, ihn in Empfang zu nehmen. Unbekannt mit den Vorfällen zu Eger erschrak er nicht wenig, als er mit vorgehaltenen Pistolen zu des Kaisers Gefangenem gemacht ward. Eben so gut gelang es auch, die übrigen treulosen Officiere zu fangen, über die ein strenges Blutgericht erging. Franz Albert dankte es seinem Fürstenhute, daß die Strafe, die er vielleicht schon zum zweiten Male verdient hatte, noch einmal vor seinem Haupte vorüberging.

Den Kaiser rührte die Nachricht von seines Generalissimus traurigem Ende, in welches er so ungern gewilligt hatte, bis zu Thränen. Er befahl, 3000 Seelmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner Wittwe die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zu ihrem Wittwensitz. Mit Wallensteins übrigen Gütern, so wie mit Kinsky's und Trczka's eingezogener Habe wurden alle diejenigen belohnt, die zur Entdeckung der Verrätherey und zur Verhütung ihres Ausbruchs beigetragen hatte.

18.

Der Prager Friede.

(30. May, 1635.)

An Wallensteins Platz trat nunmehr des Kaisers ältester Prinz, Ferdinand, bereits gekrönter König von Ungarn, und ihm zur Seite ward der oft erwähnte Gallas gesetzt. Beide thaten nun das, was Wallenstein hatte thun sollen; sie schlugen die Schweden aus Baiern heraus, und verfolgten sie nach Schwaben. Hier gingen sie zunächst auf Nördlingen los, eine Stadt, die, wie alle Reichsstädte, den Schweden treulich anhing, und einen vorzüglichen Beistand zu fordern berechtigt war. Herzog Bernhard

war nicht stark genug, den Kaiserlichen allein die Spitze zu bieten. Als darauf Gustav Horn zu ihm stieß, ward er schon muthiger, doch rieth dieser noch dringend an, die Ankunft des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig abzuwarten. Indem das Heer so bey Bopfingen lag, erhielten die Kaiserlichen eine Verstärkung von 10,000 Italiänern, die nach den spanischen Niederlanden bestimmt waren. Dennoch wollte Bernhard nach Crazens Ankunft den Rheingrafen nicht länger abwarten, sondern rückte nach Nördlingen vor. Der 7. Sept. 1634 war der entscheidenden Schlacht bestimmt. Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen und viele lokale Vortheile drohten den Schweden gleich von Anfang an Verderben, aber auch außerdem geriethen sie durch Mißverständnisse und Mangel an Einheit aus einer Verwirrung in die andere, so daß nach einem achtstündigen Gefechte, in welchem die Schweden das Aeußerste von Tapferkeit angewandt hatten, der Sieg sich dennoch so vollkommen für die Kaiserlichen entschied, daß nun auf einmal die seit Gustavs Ankunft fast zu Boden geschlagene Partey der Katholiken wieder neues Leben bekam. Zwölftausend Schweden sollen auf der Wahlstatt gelegen haben; dazu fiel das sämmtliche Geschütz und Gepäck (80 Kanonen und 4000 Wagen) dem Feinde in die Hände. Herzog Bernhard selber behielt nichts, als was er am Leibe

trug, und die Generale Horn und Traz wurden gar gefangen. Auf kaiserlicher Seite hatte Gallas das Hauptkommando gehabt, und außer ihm hatten der Herzog Karl von Lothringen und ein berühmter Parteigänger, Johann von Werth, das meiste zu dem Siege beigetragen.

Die Schlacht bey Nördlingen veränderte die Lage der Sachen ungemein. Nicht genug, daß die Kaiserlichen nun Schwaben und Franken wie ein verheerender Lavastrom überschwemmten (die verwittwete Herzogin von Würtemberg, eine siebzigjährige Dame, ward zu Nürtingen von den Kroaten bey den Haaren geschleift), es folgten jetzt auch zwey Begebenheiten, die für das Ganze von dem größten Einflusse waren, der Abfall der Sachsen von der gemeinen Sache, und der Einbruch der Franzosen in das Reich.

Johann George hatte die ihm schon einmal pfandweise abgetretene Lausitz seit Wallensteins Einfall so gut als verloren, und es war zu erwarten, daß er sie nach der Zernichtung der Schweden nie wieder bekommen würde. Dagegen konnte er sie wohl mit Recht als eine Belohnung vom Kaiser fordern, wenn er ihm zu Gefallen von dem schwedischen Bündnisse abträte, und zu ihm überginge. Nach der Schlacht bey Nördlingen glaubte er dies noch leichter wagen zu können, denn von einer so hart geschlagenen Armee war keine Rache zu fürchten. Er

trat also in Unterhandlungen mit dem Kaiser, und schon am 22. Nov. 1634 wurden zu Pirna die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Für die Lausitz und eine Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre ward der Kurfürst von Sachsen des Kaisers Freund, und opferte die Schweden auf, die in den Schlachten bey Leipzig und Lützen zunächst für ihn geblutet, ja deren großer König selbst, um sein Land zu retten, das Leben gelassen hatte. Der eigentliche Friede wurde erst im folgenden Jahre zu Prag unterzeichnet. Ueber die Ungerechtigkeit desselben war unter den Protestanten nur eine Stimme, und in unzähligen Flugschriften wurde es dem Kurfürsten ins Gesicht gesagt, er habe die gemeine Sache der Religion und der deutschen Freiheit aus Eigennutz und Eifersucht schändlich verrathen.

Oxenstierna hätte dem Prager Frieden beitreten können, wenn er sich mit einer Entschädigung an Gelde hätte wollen abfinden lassen, denn man darf es auch nicht verschweigen, daß Johann George sich erbot, ihm aus seiner eigenen Tasche drittehalb Millionen Thaler zu zahlen, eine für jene Zeiten, für einen deutschen Fürsten, und nach einem solchen Kriege sehr beträchtliche Summe. Allein der Kanzler verlangte durchaus ein Reichsland zur Entschädigung, wie Baiern und Sachsen erhalten hätten, und selbst dem Wallenstein bewilligt worden sey. Da sich aber der Kaiser

auf solche Forderungen gar nicht einließ, und ihn überhaupt nicht einmal der Ehre würdigte, mit ihm zu unterhandeln, so that er sein möglichstes, eine neue Macht zusammenzubringen und die oberländischen Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Aber das hielt sehr schwer. Versuche, in England und Holland Theilnahme zu erwecken, blieben auch fruchtlos. Nun war das einzige Frankreich noch übrig. Schon längst hatte der französische Minister Richelieu die Festung Philippsburg am Rhein zu haben gewünscht, und noch sehnlicher verlangte ihn nach dem Elsaß, das damals dem Erzhause Oestreich noch gehörte, aber gegenwärtig von den Schweden besetzt war. In der unvermeidlichen Nothwendigkeit, sich Beistand zu verschaffen, da nun in Sachsen nicht bloß ein Freund verloren, sondern ein neuer Feind erstanden war, bot Oxenstierna dem lauernden Minister diese herrliche Lockspeise an, und legte dadurch den Grund zu der Beschneidung des deutschen Reichs, die seitdem so rüstig fortgesetzt worden ist, und Gott weiß wo endigen wird. Bey allem dem war die französische Hülfe geringe, und das deutsche Reich hatte nun noch ein Heer von Vampiren mehr zu ernähren. Die Rheingegenden wurden nun so mitgenommen, als im Anfange die Elb-, Weser- und Oberländer. Herzog Bernhard, für den nun Franken wohl verloren schien, dachte

jetzt auf eine neue Herrschaft am Rhein, und ließ sich in einem geheimen Tractate mit Frankreich dieselbe versichern. Der kluge Richelieu verließ sich auf seine Gewandheit, wodurch er in der Folge diese Assecuranz für sich selbst unschädlich zu machen hoffte.

19.

Ferdinands II. Tod.

(1637, 15. Feb.)

Jetzt, muß man gestehen, war es nicht mehr des Kaisers Schuld, daß der von dem erschöpften Reiche so sehnlich erwünschte Friede sich immer noch verzögerte. Es war auch kein religiöses Hinderniß mehr da; denn die Aufhebung des Restitutionsedicts, die den Sachsen so eben bewilligt worden war, würde der nun hinlänglich gewitzigte Kaiser gewiß auch gern für das übrige Reich haben gelten lassen. Es stieß sich vielmehr allein daran, daß vier Männer, die bisher durch den Krieg gewonnen hatten, ihre Eroberungen nicht herausgeben, sondern vielmehr noch mehr dazu machen wollten. Das waren Richelieu, Oxenstierna, Bernhard von Weimar und der Landgraf von Hessenkassel, welcher letztere mehrere herr-

liche Bisthümer in seiner Nachbarschaft erobert hatte. Alle übrige Protestanten wünschten sehnlich den Frieden, und der ganze ober- und niedersächsische Kreis trat allmälig dem Pragischen bey, wofür sie beide nun wieder von den Schweden hart mitgenommen wurden, die noch mehr Truppen aus Polen an sich zogen, und noch einige tresliche Generale aufbrachten.

Einer von diesen war der Feldmarschall Banner, ein Mann von großer Einsicht, heftigen Leidenschaften und brutalen Sitten. Er kam von Pommern her denen von seinen Landsleuten zu Hülfe, welche von den Sachsen aus dem Magdeburgischen getrieben und bis in das Mecklenburgische verfolgt worden waren, und schlug die Sachsen bey Dömitz (22. Oct. 1635) aufs Haupt. Mit abwechselndem Glücke drängten sich hierauf länger denn ein halbes Jahr Sachsen und Schweden in der Mark und in Niedersachsen auf und nieder, bis endlich in einem achtstündigen blutigen Gefecht bey Wittstock (24. Sept. 1636) die Schweden einen entscheidenden Sieg davon trugen. Sie überschwemmten darauf Sachsen, und behandelten es, aus Rache, fürchterlich. Empörenders kann man nichts lesen, als die Nachrichten von dem Elende jener unglücklichen Zeiten, wie uns dieselben noch in den Chroniken der einzelnen Städte aufbehalten sind. Niemand bebaute das Feld, aus Mangel an

Saatkorn, an Zugvieh und an Menschenhänden, und die Dörfer standen leer, weil alles sich theils in die Städte flüchtete, theils Soldatendienste nahm, die einzige Handthierung, die noch Sicherheit und Unterhalt gewährte. Alle Zufuhr stockte, weil in mancher kleinern Stadt kein einziges Pferd zu finden war. Aas vom Schindanger, verrecktes Vieh, Ratten und Mäuse wurden dann zu Leckerbissen; viele Leichname fand man auf Misthaufen, auf denen die Armen wenig Stunden vor ihrem Hungertode noch eine letzte Nahrung gesucht hatten. Im Magdeburgischen soll die Hungersnoth sogar Menschenfresser erzeugt haben. Wenn es zuweilen geglückt war, eine Fuhre Getreide aus der Ferne in einen solchen Ort einzuführen, so wurden die Bäckerhäuser dergestalt umdrängt, daß viele erstickten, und selten konnten doch von dem frischen Brodte alle, selbst von denen, welche noch Geld hatten, befriedigt werden. Und weil die durchstreifenden Truppen alles Vieh wegnahmen, so konnte man nirgends den Unrath aus den Höfen und von den Straßen hinausschaffen, der dann durch jahrelange Anhäufung so ekelhafte Ausdünstungen erzeugte, daß Seuchen aller Art die Menschen haufenweise wegrafften. An vielen Orten war das Sterben so groß, daß die Leichname dutzendweise, wie auf dem Schlachtfelde, in eine Grube geworfen werden mußten. Im April 1638 schrieb der General

Banner von Pommern aus der von den Sachsen eingeschlossenen Stadt Erfurt, er würde ihr schon lange zu Hülfe gekommen seyn, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hund noch Katze, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. In solchen Landen, die der Feind wegen Hungers und Jammers verlassen müssen, könne er seine Armee nicht durchführen, ohne sich mehr als durch ein verlornes Treffen zu schaden.

Am Rhein waren in diesem Sommer die Kaiserlichen im Vortheil, und nahmen mehrere Städte weg. Gallas und Johann von Werth drangen sogar in Frankreich ein, und so tief, daß viele Pariser schon ihre Habe flüchteten; allein keiner von beiden konnte sich lange halten, und Gallas büßte gegen sechstausend Menschen ein.

Da jetzt alle Kurfürsten mit dem Kaiser versöhnt waren, so fiel es nun dem letztern gar nicht schwer, was vor sechs Jahren noch unmöglich gewesen war, seinen Sohn zum römischen König zu machen. Dies geschah auf einem Fürstentage zu Regensburg den 12. Dec. 1636. Bald nachher starb er, im 59sten Jahre seines Alters, ohne den Frieden gesehen zu haben, den er für seinen Theil, vermöge seiner gutmüthigen Gesinnung, dem Reiche gewiß gern gegönnt hätte. Vier Wochen nach ihm ging der alte Herzog Bogislav XIV. von Pommern aus der Welt (20. März,

1637), und die Schweden erklärten nun sogleich den pommerschen Ständen, daß sie alle diejenigen als Feinde behandeln würden, die sich auch nur das Geringste mit Brandenburg zu schaffen machen würden. Auch der Landgraf Wilhelm V. von Hessenkassel starb (4. Sept. 1637), aber seine kluge Wittwe, Amalia Elisabeth, blieb dem schwedischen Interesse unverändert treu.

20.

Fortsetzung des Krieges unter Ferdinand III.

(1637 — 1641.)

Die Jahre 1637 und 1638 sind durch die Siege merkwürdig geworden, welche Herzog Bernhard von Weimar am Rhein gewann. Hier schlug er nämlich vier bis fünf Feindeshaufen aus dem Felde, die der damals noch östreichischen Festung Breisach Hülfe bringen wollten, und eroberte zuletzt diese wichtige Stadt selbst (3. Dec. 1638) nach einer langen Belagerung, während welcher die Einwohner vom Hunger fast aufgerieben worden waren *). Angeschwellt von kühnen Hoffnun-

*) Die Armen kratzten den Kalk von den Wänden, um sich davon zu nähren, oder verschlangen halb verfaulte Cadaver. Eine Ratte ward für einen Gulden ver-

gen, wollte der Sieger diese Eroberung zum Grundstein seiner künftigen Herrschaft am Rheine machen, und ließ sich deshalb von den Einwohnern förmlich huldigen. Dies befremdete Richelieu nicht wenig, der schon diese ganze Landschaft sich selber in Gedanken zugeeignet hatte, und nach langen verdrießlichen Unterhandlungen entzog er dem Herzog die bezahlten Subsidien, so daß dieser nun darauf denken mußte, eine selbstständige Rolle zu spielen. Aber als er sich zum folgenden Feldzuge rüstete, und bey Neuburg über den Rhein gehen wollte, ward er daselbst plötzlich krank, und starb schon nach vier Tagen, (18. Jul. 1639) im 35sten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet, und sein Hofprediger äußerte selbst in der ihm gehaltenen Leichenrede diesen Verdacht laut. Richelieu eilte, die Officiere der verwaiseten Armee durch Gold zu erkaufen, und mit ihnen ward natürlich auch die Armee selbst und das unschätzbare Breisach sein. So hatte also der Held mit allen seinen Siegen und allem dabey vergossenen deutschen Blute nicht sich, nicht dem Vaterlande, sondern den hinterlistigen Franzosen genützt.

In Pommern hatte sich um diese Zeit der unerschöpfliche Banner mit Löwenmuthe gegen Piccolomini's weit zahlreicheres Heer vertheidigt,

kauft, ein Ey für einen Thaler, der vierte Theil eines Hundes für sieben Gulden ꝛc.

ja endlich dasselbe nach erhaltener Verstärkung nach Böhmen zurück gedrängt. Hier gab er ein Beispiel von Rachsucht gegen den Kaiser, desgleichen dieser an Grausamkeiten sonst so reiche Krieg bis dahin doch noch nicht gesehen hatte. In mancher Nacht sollen mehr als hundert böhmische Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen gestanden haben *), und alle Barbareien wallensteinischer Krieger waren Kinderspiele gegen diese schwedischen Gräuel. Von Piccolomini endlich verjagt, zog er durch Sachsen und Thüringen, welches nicht viel gelinder wegkam, und schlug seine Winterquartiere (im Nov. 1640) im Braunschweigischen auf.

Unseliges Kriegsspiel ohne Zweck und Plan, das zu nichts diente, als ein halbes Dutzend wilder Kriegshorden von dem Blute der gemordeten Deutschen zu ernähren! Derjenige, dem es eigentlich allein galt, der Kaiser, empfand gar nichts davon, denn seine Länder, Böhmen, Schlesien und die Rheinbesitzungen ausgenommen, blieben vom Feinde unmittelbar verschont, während die Länder aller deutschen Fürsten in Einöden verwandelt waren. Aber warum ging man denn nicht auf Oestreich los? Die Schweden allein waren zu schwach, und die Franzosen wollten sie

*) Sein Untergeneral, Adam Pfuhl, rühmte sich, allein gegen 800 böhmische Ortschaften verbrannt zu haben.

nicht unterstützen, damit sie nicht zu mächtig würden, und sich beim künftigen Friedensschlusse zu viel herausnähmen. Auch wollte Richelieu gar keinen Frieden, denn der Krieg machte ihn unentbehrlich, und er mußte um so mehr auf seine Sicherheit denken, da sein Herr, Ludwig XIII., schon alt und kränklich war. Als daher schon 1636 nach der Schlacht bey Wittstock auf Dännemarks Vermittelung wirklich ein Friedenscongreß eingeleitet werden sollte, und Hamburg bereits zum Ort der Versammlung bestimmt war, erhoben die französischen Gesandten eine solche Menge von Schwierigkeiten, daß man nicht einmal die außerwesentlichsten Bedingungen zu Stande bringen konnte. Indessen blieb das einmal angefangene Geschäft doch seitdem nicht ganz liegen, da niemand das Ansehen haben wollte, als wünsche er den Krieg, und endlich traten 1640 die Kurfürsten zusammen und begehrten vom Kaiser einen Reichstag, desgleichen seit sieben und zwanzig Jahren nicht gehalten worden war. Ferdinand III. bewilligte ihn sogleich, und im September 1640 nahm derselbe seinen Anfang. Aber ob man gleich über vier Monate rathschlagte, so waren der Forderungen doch so viele, und die Gemüther so ungleich, daß so viel als nichts entschieden ward.

Bey dieser Gelegenheit dachte sich Banner einen kühnen Streich aus. Er wollte sich heimlich aus seinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg

gensburg überfallen, und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufheben. Der französische Feldmarschall Guebriant, der Erbe der waimarischen Armee, dem er Nachricht davon gab, war bereit, sich dazu mit ihm zu vereinigen, und so erschienen glötzlich beide Feldherren mitten im Winter, da man sie weit entfernt in ihren Quartieren glaubte, (27. Jan. 1642) vor Regensburg, und setzten alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken. Allein ein plötzlich eintretendes Thauwetter und die Ueberlegenheit der anrückenden kaiserlichen Truppen zwang sie, sich schnell zurückzuziehen. Banner schoß zu einem Affront 500 Kanonenkugeln in die Stadt, und zog sich dann, immer von Piccolomini verfolgt, durch Sachsen nach Halberstadt, wo er an den Folgen dieser ungeheuern Anstrengungen, mit denen er noch dazu, nach seinem leidenschaftlichen Temperamente, die unmäßigsten Ausschweifungen verband, in der Blüte seiner Jahre starb, (20. May 1641).

21.

Leonhard Torstenson.

(1641 — 1645.)

Soviel treffliche Feldherren hatte dieser Krieg schon hingerafft, aber des großen Gustavs Schule

war zahlreich genug, um immer neue Helden von gleicher Trefflichkeit zu stellen. So hatte auch der General Torstenson schon in den frühern polnischen Kriegen, in denen er Gustaven als Page begleitet, den Geist seines großen Lehrers in sich gesogen; und jetzt bestimmt, mit einer Verstärkung nach Deutschland zu gehen, und Banners Stelle zu ersetzen, zeigte er sich nicht sobald dem fast verwilderten Heere, als ein neuer Geist des Lebens und der Ordnung in dasselbe fuhr, und Thaten verrichtet wurden, die an Gustavs und Bernhards reißende Siege erinnerten. Und sollte mans glauben? der Mann, der diese Thaten mit der Schnelle des Blitzes verrichtete, ließ sich in einer Sänfte tragen, weil der unbändige Schmerz des Podagra's ihm das Reiten und Fahren unmöglich machte, und in einem Zustande, in welchem tausend andere das Bett nicht würden verlassen haben, durchzog er dreimal das deutsche Reich, und machte zwey Monarchen und zwey Kurfürsten zittern.

Zuerst ging er durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien, eroberte Glogau mit Sturm, (4. May 1642) und belagerte Schweidnitz. Diese Stadt zu entsetzen kam der oft erwähnte Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg mit einer Armee herbeigeeilt, allein er war der erste, der Torstensons Kraft kennen lernte. Er verlor 2000 Mann, ward selbst gefangen, sah

Schweidnitz an die Schweden übergehen, und starb an seinen Wunden (31. May.). Siegreich brach Torstenson von da in Mähren ein, eroberte Olmütz (4. Jun.), und hätte gern den Krieg in das Herz der östreichischen Staaten versetzt, wenn nicht Krankheiten sein Heer so geschwächt hätten, daß er auf den Rückzug denken mußte. Odgleich verfolgt von Piccolomini's weit überlegnem Heere, zog er sich doch in bester Ordnung durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen zurück, zog Verstärkungen an sich, und erwartete den immer nachsetzenden Feind in der Ebene bey Leipzig. Hier, wo Gustav Adolf schon einmal die Macht der Kaiserlichen gebrochen hatte, verherrlichte auch Torstenson den Ruhm der schwedischen Waffen durch einen der glänzendsten Siege dieses Krieges (2. Nov. 1642), Piccolomini verlor an Todten und Gefangenen fast 20,000 Mann, nebst 46 Kanonen, fast 200 Fahnen und Standarten, die Kriegskanzley und die Kasse. Der Rest der Flüchtlinge sammelte sich erst in Böhmen wieder, wo er nach altrömischer Weise durch Kassation mehrerer Officiere und Hinrichtung des zehnten Mannes für seine Feigheit bestraft ward,

Der Sieg bey Leipzig öfnete den Schweden diese reiche, bisher noch am meisten von der Kriegswuth verschont gebliebene Stadt, wiewohl erst nach einer Belagerung von einigen Wochen.

(8. Dec.) Sie mußte eine beträchtliche Contribution und außerdem noch 36,000 Ellen Tuch zur Bekleidung der schwedischen Armee hergeben, zu deren Aufbringung die Bürger ungescheut die Niederlagen auswärtiger (hamb. kölln. nürnb. ꝛc.) Kaufleute öfneten und plünderten. Wohlgestärkt brach Torstenson im nächsten Frühling (1643) wieder auf, und ging zum zweitenmale auf die kaiserlichen Erbstaaten los. Im Junius war er schon wieder in Mähren, wo er bey Dobitschau ein so vortheilhaftes Lager bezog, daß er das ganze Land in Contribution setzen, und bis in die Nähe von Wien streifen konnte. Ins Reich hatte er zu gleicher Zeit seinen General Königsmark abgeschickt, der in Thüringen und Franken, ja bis an den Rhein hin brandschatzte, und alles in Schrecken setzte.

Um diese Zeit erfuhren die Schweden, daß der König Christian IV. von Dännemark, der sich von Tilly's und Wallensteins Züchtigungen allmälig wieder erholt hatte, nicht bloß darum sich so eifrig zum Friedensvermittler aufwerfe, um Schwedens Festsetzung in Deutschland um so lebhafter hintertreiben zu können, sondern daß er auch wirklich schon allerley verdächtige Schritte thue, diesen gehaßten Nachbarn entgegenzuarbeiten. Aber das Schrecken sollte diesmal über ihn selber kommen. Torstenson brach sein Lager in Mähren plötzlich ab, (Sept. 1643) zog sich durch

Schlesien nach Torgau, und ließ überall das Gerücht ausstreuen, er wolle durch Meißen nach der Oberpfalz und Baiern gehen, und dort seine Winterquartiere aufschlagen. Dann wieder wandte er sich nach Barby, und schien das Magdeburgische zu bedrohen, aber auf einmal brach er über Havelberg und Braunschweig in das Holsteinische ein, und überschwemmte es nebst Jütland von einem Ende zum andern. Der Ueberfall geschah in solcher Geschwindigkeit, daß die Armee in 15 Tagen fast 100 deutsche Meilen zurückgelegt haben soll. In diesen ihnen selbst unerwarteten Winterquartieren erholten sich die Schweden so trefflich, daß im folgenden Frühling wieder kräftige Unternehmungen gemacht werden konnten.

Die erste war (1644) die Zerstörung des kaiserlichen Heeres, das unter dem General Gallas nach Holstein kam, um den Dänen beizustehen. Dieser Feldherr hatte sich dem Hofe nur durch seine Treue werth gemacht; der Geschicklichkeit nach verdiente er einen weit geringern Platz, ja man sagte ihm nach, daß er eine ordentliche Kunst besitze, seine Heere zu ruiniren. Diesmal besonders bewährte er diese Kunst. Torstenson trieb ihn aus einem Winkel in den andern, schloß ihn überall ein, schnitt ihm die Zufuhren ab, und als er ihn bis nach Jüterbock herunter gedrückt hatte, schlug er seine Reiterey völlig, und zerstreute den Rest des

Heeres so, daß Gallas kaum tausend Mann zurück brachte. Bei Magdeburg schlug Königsmark die Infanterie.

Da man nun fürchten mußte, daß der unwiderstehliche Mann zum dritten Male in die kaiserlichen Staaten eindringen werde, so brachten die Generale Hatzfeld und Götz mit größter Anstrengung ein neues Heer auf, und gingen damit nach Böhmen. Torstenson ließ nicht lange auf sich warten. Am 5. März 1645 begegnete er ihnen bey Jankowitz, und die fürchterlichste Schlacht begann. Nach achtstündigem Gefecht lag Götz mit 4000 andern Todten auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit eben so vielen war gefangen, und die ganze Artillerie nebst 77 Fahnen und Standarten ward eine Beute der Schweden. Der Kaiser, der sich damals zu Prag befand, floh nicht nur in größter Eil nach Wien, sondern schickte auch auf der Stelle seine Familie und alle Kostbarkeiten nach Gráz. Und wahrlich, seine Furcht war nicht ungegründet, denn Torstenson mit dem siebenbürgischen rebellirenden Ragotzky vereinigt eroberte im Fluge ganz Mähren, und streifte bis an die Wolfsbrücke vor Wien. Dann kehrte er zurück, um Brünn zu belagern, und dem langen Widerstande dieser Stadt allein dankte der Kaiser seine Rettung. Denn darüber verlor Torstenson durch eingerissene Krankheiten den Kern seines Heeres, so daß er sich im August mit dem kleinen Reste

desselben nach Böhmen zurückziehen mußte. Hier legte er, selber von Krankheit erschöpft, und voll Unmuth daß Ragotzky wieder abgegangen war, den Kommandostab nieder, den er mit so ausgezeichnetem Muthe geführt hatte.

Soviel herrliche Thaten verschafften dem schwedischen Namen wieder Respect im Reiche, und brachten das Friedensgeschäft seinem Ende merklich näher. Der König von Dännemark schloß zuerst einen Frieden mit Schweden (23. Aug.) und zwey Wochen darauf erhielt Sachsen, das nun demüthig nachgab, einen Waffenstillstand. Brandenburg hatte sich schon seit 1640 mit Schweden freundschaftlich verglichen, seit dieser Zeit nämlich regierte dort des am 21. Nov. 1640 verstorbnen George Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, der sich in der Folge den Namen des großen Kurfürsten erworben hat. Er blieb in einer bewaffneten Neutralität, und verhielt sich so gegen Schweden, daß er, im Fall er auch einst genöthigt werden sollte, ihnen ein Stück von Pommern abzutreten, doch auf ihre Unterstützung zur Erlangung des Ersatzes rechnen durfte.

Am Rhein hatten sich unterdessen die Franzosen immer weiter ausgebreitet. Nach Guebriants Tode waren hier zwey Feldherren aufgetreten, deren berühmte Namen in der Folge noch oft vorkommen werden, der Vicomte von Türenne und der Herzog von Enguien, nachmahliger Prinz von Condé.

Welche Städte sie erobert, welche Märsche sie gemacht, und wie oft sie den Feind geschlagen haben, will ich hier übergehen, da ohnehin der Kriegsgeschichten schon zu viele erzählt worden sind. Ich bemerke nur noch, daß die Seele aller dieser Unternehmungen, der Kardinal Richelieu, schon am 4. Dec. 1642 starb, aber die französische Regierung in den Händen eines seiner würdigen Schülers, des Kardinals Mazarin, zurückließ.

In den zu Hamburg angestellten Berathschlagungen über den Frieden war man zwar zu Ende des Jahres 1641 so weit gekommen, daß man eine Anzahl Präliminarartikel aufgesetzt hatte, allein da diese Artikel erst nach Wien und Madrid geschickt werden mußten, so vergingen zwey Jahre, ehe die bloße Ratification derselben erfolgte. Hierauf ward die Eröffnung des wirklichen Congresses auf den 11. Jul. 1643 festgesetzt, und zwar sollte der Kaiser zu Münster mit den Franzosen, und zu Osnabrück mit den Schweden tractiren. Gegen sechs Jahre waren also damit zugebracht worden, zu bestimmen, wo und wann mit den eigentlichen Berathschlagungen der Anfang gemacht, wer sich dabey einfinden, und welche Rang- und Titelordnung dabey Statt haben solle. Die ungeheure Menge der dabey interessirten Personen, und die Verschiedenheit der Gegenstände, die auf diesem Congresse zur Sprache gebracht werden sollten, entschuldigt diese Lang-

samkeit. Doch ist auch nicht zu leugnen, daß das Friedensgeschäft besonders von Oestreich absichtlich verlängert wurde, weil man immer noch hoffte, daß die kaiserlichen Truppen dem Wiener Hofe bessere Bedingungen erfechten sollten.

22.

Ende des Krieges.

(1646 — 48.)

Doch diese Hoffnung war vergebens. Die schwedische Armee gerieth in die Hände eines Mannes, der nicht unwerth war, Torstensons Nachfolger zu seyn. Gustav Wrangel befolgte seines Königs Plan, sich über den Lech und durch Baiern einen Weg ins Oestreichische zu öffnen. Das französische Ministerium, welches längst gewünscht hatte, den Kurfürsten von Baiern vom Kaiser abzuziehen, erlaubte dem Türenne, sich mit Wrangeln zu vereinigen, und jenem ins Land zu fallen. Die große Noth, in welche Maximilian durch diesen Einbruch versetzt ward, zwang ihn, der 28 Jahre dem Kaiser treu geblieben war, dem Bündnisse zu entsagen, und einen Waffenstillstand einzugehen. (14. März, 1647) Jetzt lagen dem Feinde des Kaisers innerste Länder offen. Allein die Friedensverhand-

lungen in Münster und Osnabrück waren bereits ziemlich weit gediehen; eine starke Verrückung des Gleichgewichts würde alles dort so mühsam aufgebaute wieder umgestürzt haben. Auch mißgönnte Frankreich den Schweden ihr Glück schon allzusehr, und daher ward Türenne geschwind aus Baiern zurückgerufen. Der verlassene Wrangel mußte nun nach Böhmen gehen, und der Kurfürst von Baiern, kaum seiner beschwerlichen Gäste los, war kaiserlich genug gesinnt, um den Waffenstillstand zu brechen, und sich wieder mit den Oestreichern zu vereinigen. Ferdinand war jetzt so arm an tüchtigen Generalen, daß er das Kommando seines letzten Heeres einem Protestanten, dem von den Hessen zu ihm übergelaufenen General Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Dieser zog Wrangeln bis in Niedersachsen nach, und hätte ihn leicht schlagen können, wenn nicht der staatskluge Maximilian ihm geheimen Befehl gegeben hätte, langsamer zu gehen. Seine Absicht dabey war dieselbe, die die Franzosen hatten, als sie Wrangeln im vorigen Jahre im Stich ließen, aber seine Politik kam ihm diesmal selbst sehr theuer zu stehen. Türenne vereinigte sich nämlich mit Wrangeln zum zweiten Male (23. März 1648), und beide brachen jetzt als Rächer der gebrochenen Treue grausamer als das erste Mal in Baiern ein, nachdem in einer Schlacht bey Susmars-

hausen (17. May) des Kaisers Heer zertrümmert, und sein letzter Feldherr, der oben erwähnte Melander, getödtet war. Nach einer entsetzlichen Verheerung des Baierlandes zogen sich endlich beide, Schweden und Franzosen, in die Oberpfalz zurück.

Vorher noch hatte Wrangel seinen Untergeneral von Königsmark nach Prag geschickt, um wo möglich diese wichtige Stadt zu erobern. Durch den Beistand eines Verräthers gelang es auch, die sogenannte kleine Seite zu überrumpeln, und diese Action war die letzte des dreißigjährigen Krieges. Eben wollte Wrangel ihm zu Hülfe ziehen, als die unerwartete Friedenspost aus Westphalen (Oct. 1648) alle weitern Operationen hemmte.

23.

Der westphälische Friede.

(24. Oct. 1648.)

Endlich also, nach zwölfjährigen Berathschlagungen, war dies ungeheure Werk der Diplomatik zu Stande gekommen, an dessen Vollendung die Unternehmer selbst kaum hatten glauben können. Wirklich war durch die lange Zerrüttung

des Reiches das Kriegführen den Deutschen so zur andern Natur geworden, daß viele der festen Meinung waren, es werde nie Friede werden. Man suchte nach Trost in der Geschichte, und freute sich, zu finden, daß selbst die fürchterlichsten Kriege der Vorzeit zuletzt doch irgend einmal aufgehört hätten. Mit welchen Mühseligkeiten selbst die redlichsten der dabey gebrauchten Unterhändler zu kämpfen hatten, kann hier unmöglich ausführlich erzählt werden. Lieset man aber die weitläuftigen Werke, in denen die Geschichte dieser denkwürdigen Unterhandlungen niedergelegt ist, so möchte man vor Unmuth weinen, daß ein so herrliches Volk, als das unsrige, das an Geist und Kraft den edelsten Nationen gleich kommt, durch seine unglückliche Verfassung verdammt ist, nicht bloß das Opfer, sondern selbst der Spott jedes fremden Eroberers zu werden, der, weit geringer an Macht, nur mit sich selbst einig ist.

Da die Eröfnung der Tractaten auf den 11. Jul. 1643 festgesetzt war, so stellten sich die kaiserlichen Gesandten schon im May dieses Jahres in Osnabrück ein, aber sie mußten über vier Monate warten, ehe sich noch sonst jemand in Münster oder Osnabrück sehen ließ. Endlich im December kamen die Schweden; aber die Franzosen ließen bis zum April des folgenden Jahres auf sich warten. Sie erschienen hierauf in außerordentlichem Pomp, betrugen sich wie die Gesetz-

geber des Reichs, und sahen verächtlich auf die deutschen Doctoren herab, die nur in einfachen zweispännigen Kutschen angefahren kamen. Monsieur d'Avaux, der erste französische Gesandte, hatte sogar am Tage des Einzugs des päpstlichen Nuntius 12 bewafneten Reitern den Befehl gegeben, dem spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren wollte. Allein der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte.

Weit entfernt, die Sitzungen sogleich anzufangen, erklärten die Franzosen, es sey nicht eher etwas zu thun, als bis die Gesandten aller Stände beisammen wären. Diese mußten also auch erst eingeladen werden, und so verging noch ein Jahr, ehe man zum Anfange kam. Da Schweden und Franzosen von jeher erklärt hatten, sie seyen nach Deutschland gekommen, um die Streitigkeiten des Kaisers mit den Ständen beizulegen, und den Unterdrückten beizustehen, so war nichts billiger, als daß man jetzt den Anfang damit machte, jene Streitigkeiten zu schlichten, und das Verhältniß der Protestanten zu den Katholischen auf immer festzusetzen. Allein vergebens ließen die Fürsten diese Bitte hören. Die erste Frage der beiden Kronen war, was man ihnen zum Lohn für ihre Bemühung geben wolle. Die Protestanten versprachen, diese Frage gewissenhaft zu beantworten, sobald man ihnen

nur erst zu ihren Rechten verholfen habe, denn sie fürchteten mit Grunde, daß jene nach erhaltener Befriedigung sich zurückziehen, und sie im Stich lassen würden, dem Kaiser und den Katholischen zum Raube, wie vor dem Kriege. Dasselbe fürchteten wiederum jene für sich, und so schien sich alles wieder zerschlagen zu wollen, weil man nicht wußte, womit man anfangen sollte.

Endlich brachte es der Kurfürst von Baiern, der dem Reiche nur zuviel vergab, dahin, daß man sichs gefallen ließ, die Entschädigungssache der Franzosen zuerst vorzunehmen. Man fragte sie, was sie verlangten. Weiter nichts, sagten sie, als die Bisthümer Mez, Toul und Verdün, das ganze Elsaß, den Sundgau und Breisgau, die Festung Breisach, die vier Waldstädte, und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Die Schweden verlangten ganz Schlesien und Pommern, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, und die Bisthümer Bremen und Verden. Hierauf trat auch noch Hessen als beständiger Bundesgenosse der beiden Kronen mit einer ansehnlichen Forderung auf, die die Stände, von denen mancher wohl mehr als Hessen eingebüßt hatte, noch heftiger als die Unverschämtheit der Franzosen und Schweden empörte.

Was die Franzosen verlangten, war lauter

östreichisches Eigenthum, und um so kostbarer, da es zu der Vormauer des Reichs gegen diese räuberischen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiser, und nur auf Baierns heftiges Dringen, er werde doch um eines Ländchens willen, das er ja wohl einmal wieder erobern könne, nicht die so unschätzbare Aussicht zum Frieden versperren, gab er mehr nach, als die Franzosen selbst geglaubt hatten. Nur die Waldstädte und das Breisgau ward ihnen abgedungen, und als eine kleine Entschädigung des Erzherzogs Leopold, bisherigen Herrn des Elsaß, nöthigte man ihnen drey Mill. Livres ab. Die Gesandten triumphirten laut, und sagten es selbst, so einen glorreichen Frieden habe Frankreich seit seiner Entstehung noch nicht geschlossen.

Weit billiger ließ sich Schweden finden. Ihnen selbst sprang die Ungerechtigkeit in die Augen, ihre Entschädigung von einem der Fürsten zu verlangen, zu deren Beistand sie nach Deutschland gekommen waren. Auch ließen sie Hinterpommern bald fallen, und verlangten nur Vorpommern und Stettin, und für das Uebrige eine Geldsumme. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg bestand aber so fest auf der Hauptstadt, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich wurden. Der Kaiser ließ ihn endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um seinetwillen im Kriege verbleiben solle, und der

alte Maximilian von Baiern rieth dem Kaiser geradezu, mit den Schweden abzuschließen, ohne ihn zu fragen. So mußte Friedrich Wilhelm freilich wohl nachgeben, indessen wirkten ein Paar wohl angebrachte Geldbeutel doch so viel, daß die Schweden ihm für den Verlust Stettins und Vorpommerns eine Entschädigung an geistlichen Gütern versprachen, die er auch erhielt. Schlesien verblieb dem Kaiser, dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung, von der man ihnen nach langem Handeln 5 Millionen Thaler zugestand, die auf alle Stände, Baiern ausgenommen, vertheilt wurden.

Hierauf kam man zu den Religionsangelegenheiten. Diese waren die schwierigsten von allen. Hier wollte niemand nachgeben, und Schritt für Schritt mußte einander abgestritten werden. Die Protestanten verlangten völlige Religionsfreiheit, auch für die kaiserlichen Unterthanen. Nach unsäglichen Disputen, die länger als ein halbes Jahr dauerten, ward endlich der Passauer Vertrag bestätigt, die Reformirten darin aufgenommen, und festgesetzt, daß die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besessen hätten. Im Reichskammergerichte sollte die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religionsparteien gleich seyn. Jeder Landesherr sollte diejenigen beiden Confessionen, die nicht die seinigen wären, in

seinem

seinem Lande wenigstens nicht drücken. Als man über diesen Punkt, der uns so leicht scheint, hinweg war, umarmten sich die Gesandten der Stände, wie aus einem unwillkührlichen Instincte, und weinten helle Freudenthränen.

Hierauf schritt man zur Entschädigung der Stände. Kurbrandenburg erhielt unter Schwedens Begünstigung mit leichter Mühe außer Hinterpommern das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer; Meklenburg bekam für das verlorne Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg nebst zweien Johanniterkommenden; Braunschweig-Lüneburg einige Klöster, Hessenkassel vier Oerter und eine Abtey in Westphalen, und 600,000 Thlr. baar; eine unverdiente Auszeichnung die die kluge und schöne Landgräfin Amalie der eifrigen Verwendung der französischen Gesandten verdankte, die sie ungemein für sich zu interessiren gewußt hatte. Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz erhielt die Unterpfalz wieder heraus, und da Baiern nach seines Vaters Entsetzung dessen Kurwürde an sich gerissen hatte, so ward jetzt für den jungen Pfalzgrafen eine achte Kur errichtet.

Völlig berichtigt und aufs genauste bestimmt wurden endlich in diesem Frieden die Verhältnisse der Stände zum Kaiser, die Rechte eines

jeden, und die deutsche Staatsverfassung überhaupt. Auf eine Art freilich, die indem sie alle Spur von souverainer Einheit vernichtete, die Kraft des Reichs schwächte und den ehrgeizigen Nachbarn, die es auch hauptsächlich betrieben, desto freiern Spielraum gab. So wurde den Kurfürsten und Fürsten gestattet, theils unter einander theils mit auswärtigen Mächten Verbindungen zu schließen, ferner das Recht auf allen Reichsversamlungen eine freie und entscheidende Stimme zu geben. Auch die Reichsstädte erhielten dieses Recht. Eine Streitigkeit mit dem venetianischen Gesandten, dem sonst immer der Titel Excellenz gegeben ward, hatte die Kurfürsten gereizt, denselben Titel auch für die ihrigen zu fordern, und sie setzten dies nicht nur durch, sondern erhielten es auch, daß künftighin jeder kurfürstliche Gesandte den Rang vor den Gesandten der Republiken haben sollte. Dieser Titel schien zu der nun veränderten Lage der Kurfürsten zu paßen, denn ihr Vasallenverhältniß zu dem Kaiser hörte nun gänzlich auf; jeder Fürst machte aus seinen Staaten ein in sich beschlossenes unabhängiges Reich, und wurde dem Kaiser so fremd als jedem ausländischen Könige. Täglich drückten sie ihre Unterthanen fester zusammen, belegten sie mit Zöllen und Taxen, hielten auch in Friedenszeiten ein stehendes Heer in Garnison, und zähmten dadurch vollends den Adel ihrer Länder. In diesem

so wichtigen Frieden ward auch die Schweiz, auf Frankreichs Betrieb, von aller Verbindung mit dem deutschen Reiche freigesprochen, wodurch es nun dem französischen Reiche näher gerückt werden sollte.

Weitläuftiger und mehr umfassend ist noch nie ein Vergleich gewesen, als diese westphälischen Friedenstractaten. Daß man nach all' den ungeheuern Schwierigkeiten doch endlich mit dem so künstlich zusammengesetzten Werke zu Stande kam, ist der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Räthe, des Grafen von Trautmannsdorf und des Doctors Vollmar, vorzüglich zuzuschreiben. Sie hatten nicht nur mit dem Eigennutz und der Habsucht ihrer Gegner zu kämpfen, sondern auch mit dem Neide, dem Vorurtheil, dem Unverstande und dem Fanatismus, besonders aber mit der heillosesten Rabbulisterey der französischen Politik. Den ehrlichen Deutschen, die in ihrer Einfalt aus redlichem Herzen sprachen, wie es die Liebe zum Frieden und zum alten Vaterlande ihnen eingab, war es ganz unerhört, und fast unerträglich, mit Leuten zu unterhandeln, die fast allemal das Gegentheil von dem thaten, was sie gesagt hatten, die ihre höchste Politik darein setzten, recht listig zu betrügen, die in einem Athem versprachen und zurücknahmen, betheuerten und ableugneten, vorwärts schritten und wieder zurücktraten. Voll-

mar sagte öffentlich, er glaube den Schweden ohne Schwur mehr, als den Franzosen, wenn sie hundert Eide schwören. Ein gewisser Mr. de Servien war ein Meister in diesen Künsten. Dabey hatten die Franzosen eine ordentliche Kasse zu geheimen Ausgaben bey sich, so daß sie durch Bestechung der ständischen Gesandten eine solche Trennung der Reichsglieder unter einander selbst hervorbrachten, daß alle Unterhandlungen dadurch immer mehr erschwert wurden.

Nichts Herzzerschneidenders konnte es überhaupt wohl für einen patriotischen Deutschen geben, als den Anblick dieses Krieges und dieses Friedensschlusses. Deutschland hatte sich selbst zerfleischt, dreißig Jahre lang, weil die hohen Vasallen einen entscheidenden Kampf mit dem Reichsoberhaupte hatte durchfechten wollen. Sie hatten ihn gewonnen, diesen Streit, sie hatten ihre Unabhängigkeit vom Kaiser für ewige Zeiten entschieden, aber ach! eben dadurch hatten sie sich auch auf ewig den Franzosen Preis gegeben, die seitdem das deutsche Reich nur als ihre Wiese betrachtet haben, die sie abmähen können, so oft es ihnen beliebt. Und wie war dieser Krieg geführt worden? Von Ausländern, die, mit deutschen Soldaten Deutschland unterjocht und ausgesogen hatten. Und jetzt waren es wiederum Ausländer und Deutschlands Feinde, die den Deutschen mitten in ihrem Lande den Frieden

vorschrieben. Rührend sagt ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller *): Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen, allen Deutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hörens als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sclaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris **) auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Und was bleibt uns übrig als der Tod? Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Wir müssens noch erwarten, was sie erst spät wollen, und was sie endlich nicht wollen, was sie sich jetzt gefallen lassen, und morgen mit Ekel und Ueberdruß wieder von sich werfen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit,

*) Wassenberg, nach Schmidts Eit.

**) Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) führte dessen Gemahlin die Regentschaft in Frankreich.

und opfern jenen Leben und Freiheit und Ehre auf!"

Nach der Unterzeichnung des Friedens stand noch eine zweite nicht viel geringere Arbeit bevor, die Ausführung dessen, was für jetzt nur noch auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schweden wurden in sieben Kreise vertheilt, wo sie so lange auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Und so geschah es denn, daß das arme Deutschland diesen drückenden Gästen noch zwey Jahre lang jeden Tag gegen 170,000 Thaler bezahlen mußte, ohne die zuletzt noch entrichteten fünf Millionen! Ja im Münsterschen brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast eben so lange dauerte es, ehe sie sich aus den brandenburgischen Staaten entfernten, wo über die pommersche Theilung unendliche Streitigkeiten entstanden waren. Noch mehr, der Herzog Karl von Lothringen, ein Krieger nach Mansfelds Art, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch mehrere Festungen am Rheine besetzt, und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen wie mitten im Kriege; ja er hatte noch die Frechheit, einen Gesandten auf den Reichstag (1653) zu schicken, und dem Kaiser die Herausgabe seiner Eroberungen gegen eine

Entschädigung von 300,000 Thaler anbieten zu lassen. Alle rheinische Fürsten klagten laut, und schrien um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der niedersächsische Kreis ein Truppenkontingent an, allein man konnte sich nicht vereinigen. Anstatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wieviel Officiere katholisch, und wie viel evangelisch seyn sollten, bis endlich auf des Kaisers Ermahnen die Gedrückten zusammenschossen, und ihre Festungen wirklich für den geforderten Preis von 300,000 Thalern loskauften. Wahrlich, so etwas konnte nur in Deutschland geschehen!

24.

Deutschland nach dem Frieden.

Die endlich abgedankten Truppen, meistens aus dem Bauernstande, kehrten nun, des Räuberlebens müde, in ihre Heimathen zurück, und vertauschten die Waffen mit dem Pfluge. Viele fanden statt der Dörfer, die sie verlassen hatten, wüste Aschenhaufen, und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Grundstücke waren wohlfeil, denn Millionen ihrer vormaligen Besitzer waren ausgestorben. Zwey Drittel sei-

ner Einwohner hatte Deutschland in diesem fürchterlichem Kriege eingebüßt. Nun erhoben sich die Häuser wieder, die Felder wurden gereinigt, und reiche Erndten dem neugestärkten Boden abgelockt. Langsamer als der Ackerbau stellte sich der Handwerksfleiß wieder her. Nur in wenigen Städten hatten sich Fabriken und Manufakturen noch erhalten, und der Handel lag fast ganz darnieder. Der alte Hansebund war ganz vernichtet, und seine Geschäfte hatten die Holländer, Engländer und Schweden an sich gerissen. Baares Geld war nach so ungeheuren Ausleerungen nur wenig im Reiche, und durch den mühsamsten Erwerbsfleiß und durch Glück im Handel mußten die Summen allmälig wieder ins Land gezogen werden, die die Ausländer mit räuberischer Hand daraus weggeschleppt hatten. Vieles blieb auch vergraben liegen, manches war im Feuer zerschmolzen. Die alten gewerbigen Reichsstädte, sonst die Sitze des Reichthums und des Kunstfleißes, haben sich nie ganz wieder zu dem vorigen Wohlstande emporgeschwungen.

Glücklich fühlte sich überhaupt, Trotz dem Frieden, unser Vaterland nicht so gleich. Die alten Religionsantipathien dauerten fort. Die dreifache Spaltung der Meinungen, obgleich nun sanctionirt, hielt doch ein ewiges Mißtrauen rege, und der Lutheraner betrachtete den Reformirten und den Katholiken mit eben der widerlichen

Empfindung, mit der man jetzt noch einen Juden betrachtet. Die Prediger selber trugen dazu bey, indem sie sich nicht enthalten konnten, die Wahrheit ihrer Lehren und den heillosen Irrthum der Andern zum immerwährenden Gegenstand ihrer Beredsamkeit zu machen. Auch an andern Hindernisses des allgemeinen Wohlseyns fehlte es nicht. Eine Menge kleinerer Punkte des westphälischen Friedens wurden nicht erfüllt, und ließen Stoff zu unzähligen neuen Streitigkeiten zurück. Am 2. April 1657 starb der biedere Kaiser Ferdinand III., ein Muster von Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe und weiser Mäßigung. Durch seinen Sohn und Nachfolger Leopold I., einen unthätigen, bigotten, seinen Beichtvätern und schlechten Ministern überlassenen Fürsten, ward seine Stelle nicht ersetzt.

So vielfältiges Elend, als dieser lange Krieg mit sich gebracht hatte, der während desselben so deutlich erkannte Unbestand der Güter, die Unsicherheit des Lebens und die seltsamsten Spiele des Schicksals — alles das hatte in denen, die der gefährlichen Krisis entronnen waren, eine höchst religiöse Stimmung zurück gelassen. Mit innigem Interesse hing man an den jetzt so erfreulichen Verheißungen des Christenthums, für dessen gereinigte Form man eben den langen Kampf vollendet hatte, und die tröstlichen Lehren von einer ewigen Güte, die alles herrlich

hinausführe, die Ermahnungen zur Geduld und zum kindlichen Gottvertrauen, besonders in der kräftigen Sprache der Bibel ausgedruckt, fanden einen sichern Eingang in die Herzen. Der vorigen Immoralität folgte ein stiller heiliger Sinn, eine Scheu vor dem Ewigen, ein Sehnen nach dem Himmel, das die irdischen Begierden läuterte, und tausend herrliche Tugenden erzeugte. Aber nicht das Unglück allein führte die deutsche Nation zur Religion. Der Kirchenbesuch gewährte damals noch ein ganz eigenes Interesse, weil eine hitzige Polemik von den Kanzeln gepredigt ward, und das Moralische selbst nie abstract, sondern immer an Exempeln gezeigt wurde. Die Geistlichkeit hatte nämlich damals noch einen großen Theil ihres alten bischöflichen Ansehens selbst in den Protestantismus hinübergenommen, und nahm sichs kühn heraus, gegen die Laster, nicht bloß ihrer Gemeineglieder, sondern selbst der Regenten und des Hofes mit feuriger Beredsamkeit zu eifern. Geheime Geschichten vom Hofe, die man sich jetzt nur in vertraulichen Gesellschaften mittheilt, skandalöse Anekdoten von allbekannten Gliedern der Gemeine, wurden auf die Kanzel gebracht, und mit scharfen Kritiken begleitet. So daß also die Kirche damals ein Hauptunterhaltungsort war, wo man nicht bloß das Vergnügen hatte, oft etwas Neues zu erfahren, sondern auch den Kitzel, einen Mann, den

sein geachtetes Amt zur höchsten Freimüthigkeit autorisirte, bald mit Spott bald mit Galle über das Thun und Denken anderer Menschen ohne Schonung reden zu hören. Daß ein Mann, der so etwas predigen durfte, und den mithin die Großen selber fürchten mußten, eine ganz andere Autorität, als unsere Geistlichen, hatte, ist leicht einzusehen. Selbst das heilige Ansehen der Bibel, die man bey dem schlechten Zustande der Wissenschaften im 17ten Jahrhundert für das Buch aller Bücher hielt, gab denen, die sie auf der Kanzel recht sinnreich und erbaulich auszulegen wußten, einen Ruf von Gelehrsamkeit, den alles Spötteln der Juristen und Aerzte nicht zu verringern vermochte. Die bloße Erscheinung manches würdevollen Kanzelredners erregte damals schon Ehrfurcht, jedermann suchte seine Zuneigung durch Geschenke zu erkaufen, und jedes seiner Worte galt für ein Orakel. Man machte sich Gewissensbisse, an einem Sonntage die Kirche zu versäumen; während eines Gottesdienstes wurden die Thore und die Kaufläden geschlossen, und jedes Geräusch untersagt. Die Sonntagsabende selber wurden der häuslichen Andacht gewidmet, und sie mit Vergnügungen auszufüllen ward für Entheiligung gehalten. Seitdem die Polemik und die specielle, ja persönliche Kritik von den Kanzeln verbannt worden, hat die geist-

liche Beredsamkeit für den großen Haufen all' ihren Reiz und ihre Würze verloren.

Die häusliche Erziehung war damals besser als die jetzige, denn sie war strenger, und man hatte ernsthaftere Begriffe von der Heiligkeit der väterlichen Rechte. An Bürgerschulen war nicht zu denken. Der Unterricht erstreckte sich hauptsächlich auf das Latein, das damals die Gelehrten schrieben und sprachen. Selbst die Staatsverhandlungen geschahen in lateinischer Sprache, und die meisten Bücher, Urkunden und Acten aus jenen Zeiten sind lateinisch geschrieben. Das Deutsche aus jener Periode hat noch einen sehr harten und unmelodischen Klang, wiewohl einige Dichter, besonders Logau, Wernike und Opitz allerdings etwas zur Bildung dieser Sprache beigetragen haben.

Diejenige Wissenschaft, die jetzt eigentlich in Deutschland erst Eingang fand, war die Staatswissenschaft. Darauf führte die unumschränktere Macht der Fürsten, und die Nothwendigkeit, sowohl ihre Einkünfte so sehr als möglich zu erhöhen, als auch ihre Unterthanen zufriedener mit sich zu machen. Vorher hatte man von einer Regierungskunst noch gar nichts gewußt. Jetzt hatte man an Richelieu und Mazarin gesehen, welche Hülfsmittel ein geschlossener Staat in sich selbst hat, wenn er sie recht zu finden und zu gebrauchen weiß. Sachsen und Brandenburg zeich-

reten sich hier ganz besonders aus, und erhielten bald durch ihre Fabriken und ihre gute Staatsökonomie ein Uebergewicht über viele andere Provinzen.

Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen, und hatten den deutschen Kriegern eine Menge Vortheile im häuslichen Leben mitgetheilt, die ihnen bisher unbekannt gewesen waren. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nation auch von Seiten ihrer Prachtliebe, Eleganz und ihres feinen geselligen Tones kennen gelernt. Die Deutschen, ein bescheidenes Volk, das nur zu sehr fremden Vorzügen huldigt, fühlten mit einer übertriebenen Beschämung, wieviel von dieser Feinheit der äußern Manieren ihnen abgehe, und wurden fast vernarrt in diese Vorzüge, die ihnen doch die Natur selbst vermöge des trägern Blutes verweigert hat, und wofür jeder verständige deutsche Mann sich sehr leicht durch die Tiefe, die Treue und den Fleiß entschädigen kann, nach denen der flüchtige Franzose vergebens ringt, und mit denen wir doch am Ende ganz andere Dinge hervorbringen können. Aber genug, die Deutschen des 17ten Jahrhunderts wollten mit aller Gewalt Franzosen werden. Sie reiseten mit schwerem Gelde nach Frankreich, machten sich den Parisern durch ihre Plumpheit verächtlich, und kamen in französischer Tracht zurück, um diejeni-

gen wieder zu verachten, die das Französische nicht so wie sie radebrechen konnten. Millionen gingen für französische Moden aus dem Lande, französische Sprachmeister wurden auf das theuerste bezahlt, und wer recht vornehm thun wollte, mischte alle Augenblicke einen französischen Brocken ein, oder sprach selbst das Deutsche nach französischer Art durch die Nase. Worüber ein niedersächsischer Satiriker jener Zeiten, der Hamburger Lauremberg, (zuletzt Prof. der Matth. in Rostock) in seiner naiven Sprache also sagt:

Seht, fülk Schipbrök hefft de dütsche Sprak geleden.
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Un hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de dütsche Ohren nich wol schicket.

Französischer Luxus riß selbst in deutschen Bürgerfamilien ein, die Kaufmannsfrauen mußten Equipagen haben, und einen ungeheuren Reichthum von Sammt, Seide, Gold und Perlen am Leibe tragen. Bisam und andere wohlriechende Essenzen, auch Puder und Pommade wurden allgemein. Das Tabackschnupfen lernte man von den Franzosen, das Rauchen von den Holländern. Die Moden wechselten so häufig als heut zu Tage, und wurden oft barock bis zum Unsinn. Eine weite Pheripherie wurde unter andern bey den Weibern für eine große Schönheit gehalten,

und nicht bloß durch eine Menge von Unterröken hervorgebracht, sondern auch durch einen ringsum über die Hüften gelegten Wulst, den man Speck nannte, und der manchmal 25 Pfund wog. Schleppen und weit ausgeschnittene Kleider, die Brust und Nacken schamlos entblößten, dergleichen wir auch in unsern Tagen haben wiederkehren sehen, gaben auch schon jenem alten Niedersachsen Stoff zum Spotte. „Zucht, sagt er,

Tucht on Schamhafticheit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekant,
Un men nich wuste, dat se was komen int Land,
Blewen se vör ene Junfer stahn und gapen,
As wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sack
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak!
(Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van 'n Rüggen jagen! ꝛc.

An den Schuhen wurden eine Zeitlang doppelte Hörner getragen. Taschenuhren gehörten jetzt auch schon zum Putze, selbst der Frauenzimmer, welche letztere sich außerdem auch wohl noch mit einem Messer- und Gabelfutteral behängten.

So wenigstens erzählt es uns *) Joachim Rachel, ein anderer Satiriker jener Zeiten:

Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfervolk denkt immer auch zu streiten.
Statt Degens hängen sie, von Silber zubereit't,
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen,
Nicht anders als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb, oder sonst was giebet hellen Schein ꝛc.

Damals fingen an die leider noch jetzt üblichen Fracks und Leibröcke, eine französische Erfindung, die volle deutsche und spanische Männertracht zu verdrängen, die den Körper weit natürlicher, zweckmäßiger und geschmackvoller bekleidet hatte. Die schönen breiten und feinen Halskragen schmolzen in französische Jabots und Postillons, und bey den Predigern in Päffchen zusammen, und der männliche Bart ward immer mehr beschnitten, und wie das Haupthaar, mit Brenneisen geformt nach mancherley Moden, „jetzt wie ein Zirkel-

*) Auch in einer kursächsischen Kleiderordnung von 1612 kommen die silbernen Messerscheiden vor.

Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein spanisch Bärtel, ein italiänisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel ꝛc." *) Die zwey Zipfel unter der Nase erhielten sich bis gegen das Ende des Jahrhunderts.

Da fast alle neue Moden aus Frankreich kamen, so erhielten auch die Kleidungsstücke, besonders der Weiber, französische Namen. „Kappen (Mützen) trägt man nun nicht mehr, sagt der angeführte Lauremberg —

— neen! weren all Cornetten,
Keen Hemd, kee Vörmau gelt nich mehr ahn' Points an Manchetten,
Et is keen Minsch, de mehr en Wamms un mehr en Rock anhüt,
Dewyl men luter Camisols und Chambrelouquen süht.
Wat schall ich van der dullen Dracht, van den Fontangen seggen,
De nu de Jungfern alltomahl ahn Underscheed anleggen?

*) Gesichte Philanders von Sittewald. Th. 2. S. 76.

Man legt dat Haar um isern Draht mit sünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Isern up: O rechte isern Tydt!

Ganz besonders aber riß die französische Complimenten- und Titelsucht ein, und die schönen Namen Frau und Jungfer mußten den Dames und Demoiselles weichen. Selbst das deutsche Herr machte eine Zeitlang dem Monsieur Platz, welches sich auch noch bis ins vorige Jahrhundert, besonders auf Briefen, erhalten hat, bis es endlich so gemein wurde, daß Männer von Würde das alte Herr wieder erhielten, und der Monsieur zu den Unerwachsenen und Handwerksburschen hinabsank. Vielleicht kommt es mit der Madam und Mamsell auch noch einmal dahin. Wie sich der oft erwähnte alte Niedersachse über diese französischen Titulaturen ausläßt, wird man hier zum Schlusse hoffentlich nicht ungern lesen. „In meiner Jugend, sagt er,

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Dame, nich ein Monsör.
Were domals ener tho de Jungfern gekomen,
Un heed to en gesecht: „Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings, werth.
Ene van en hedde wol gesecht: wat bildest du di in?

Wat meenſt du, grave Eſel, wat nimſt di in den Sinn?
Ich bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit ſülke Oekelnahm ungeſcharen.
Se meenden, Damen weren Sögen edder Tewen,
Edder ene, de Horereye hedde bedreven.
Averſt God betert (beſſre es!) ſe weten nu altoſamen,
Wat idt vor Dinger ſind, de ſchönen Damen.
Se hebben nu gelehrt ſo veel Tucht un Törlör, (Tournüre)
Wenn men tho en ſecht Dame, ſo ſeggen ſe Monſör.
Averſt doch de Name Monſör is nu gar tho gemeen,
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.
Jt ſind nu alle Monſörs, Monlörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknecht, Scherſchlyper, Kockdrengen,
De laten ſick nu all mit Monſörs behengen ꝛc.

Und warum nicht? Da die niedern Stände in allen Dingen die Affen der höhern ſind, wie ſollten ſie gerade in dieſem Punkte davon eine Ausnahme machen?

25.

Deutschland unter Leopold I.

(1658 u. f.)

Ferdinand III. war gestorben, ehe ein römischer König gewählt war, und diesen Umstand eilte Frankreich zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde an sich zu bringen. An allen Kurhöfen zerarbeiteten sich die französischen geheimen Gesandten, und boten Beredsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen, aber sie fanden nur bey den drey geistlichen Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre nur ein schwaches Gefühl hatten, auch wohl als Frankreichs nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum geben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines deutschen Oberhaupts, und da man gar keine Ursach hatte, von der östreichischen Linie abzugehen, so ward Prinz Leopold I., Ferdinands Sohn, am 18. Jul. 1658 zu Frankfurt zum römischen König und Kaiser erwählt, und eben daselbst am 1. Aug. feierlich gekrönt.

Auch unter seiner Regierung litt das Reich unter schweren Kriegen. Selbst an inneren Unruhen fehlte es nicht. Zuerst nahm der unternehmende Kurfürst Friedrich Wilhelm von

Brandenburg den jülich-klevischen Erbschaftsstreit wieder vor (G. Th. IV.) und wollte ihn durch die Waffen entscheiden. Aber die Nachbarn und der Kaiser wehrten ihm, selbst auswärtige Mächte legten sich drein; und so mußte er sich zur Ruhe bequemen. Erst 1656 wurde hierauf der Zwist in Güte beigelegt. Kurbrandenburg erhielt das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, Pfalzneuburg, die Herzogthümer Jülich und Berg.

Merkwürdig sind auch noch die um diese Zeit gemachten Versuche einiger reichen Fabrik- und Handelsstädte, sich zu der Unabhängigkeit der alten Reichsstädte zu erheben. Münster, Erfurt, Magdeburg und Braunschweig waren es namentlich, die sich weigerten, den Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, Abgaben zu entrichten, und Besatzungen von ihnen einzunehmen. Aber sie alle wurden mit bewaffneter Hand dazu gezwungen.

Der erste eigentliche Krieg, den Leopold zu führen hatte, betraf Ungarn, in welches 1660 die Türken nach alter Weise verheerend eingefallen waren, und war also eigentlich kein Reichskrieg. Doch verlangte er von den Ständen eine Hülfe, und erhielt sie auch auf einem Reichstage, der im Jan. 1663 zu Regensburg seinen Anfang nahm. Nach Verwüstung vieler hundert Städte und Dörfer und nach Ermordung vieler tausend Menschen zwang der tapfere kaiserliche General Mon-

tecuculi die Türken durch seinen Sieg bey St. Gotthard zum Frieden, der schon am 10. Augst. 1664, aber ohne Gewinn für den Kaiser unterzeichnet ward. Die Türken behielten Großwaradein und Neuhensel, diese wichtigen Festungen und der von ihnen erwählte Fürst von Siebenbürgen Apasi seine Würde. Der Reichstag in Regensburg währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um ein permanentes Reichsconsilium zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und vertrauter gemacht werden würde. Seitdem (1667) ist es eingeführt, daß jeder Reichsfürst, ja jede Reichsstadt einen immerwährenden Gesandten in Regensbnrg unterhält, der den von dem kaiserlichen Commissarius zusammenberufenen Sessionen im Namen seines Herrn beiwohnt, und dem letztern von allem, was dort besprochen wird, Bericht erstattet.

Wenige Jahre darauf begann eine neue Reihe von Kriegen mit Frankreich, in denen das deutsche Reich wegen seiner föderalistischen Form, wie immer, eine traurige Rolle gespielt hat. Ludwig XIV., König von Frankreich, hatte 1672 auf die ungerechteste Weise von der Welt die vereinigten Niederlande angegriffen, und die

deutschen Fürsten am Rheine wären furchtsam genug gewesen, ihm ihre Hülfe zu leihen. Die armen Niederländer kamen in die größte Gefahr, ganz überwältigt zu werden, und riefen vergebens ihre Nachbarn um Hülfe an. Nur der Kurfürst von Brandenburg für seine westphälischen Länder fürchtend, wagte es mit der Aussicht auf gute Subsidien, nicht bloß mit seinem ganzen Heere aufzubrechen, sondern auch den Kaiser zum Beitritt zu bewegen. Aber wie bitter mußte er das bereuen! Er wußte nicht, daß des Kaisers vornehmster Rathgeber, der Fürst von Lobkowitz, heimlich in französischem Solde stand, und dem General Montecuculi, der wirklich mit 17,000 Mann kaiserlicher Truppen abging, geheimen Befehl gegeben hatte, sich mit den Franzosen durchaus in kein Gefecht einzulassen. Voll froher Hofnung vielmehr, mit deutscher Tapferkeit den französischen Räubereien in Holland ein Ende zu machen, vereinigte er sich mit dem östreichischen Feldherrn zu Halberstadt, und drang darauf, gerade nach Westphalen, und auf den dort plündernden Türenne loszugehen. Aber Montecuculi bewies ihm mit mancherley Gründen, wie weit vortheilhafter es wäre, sich nach der Mosel hin zu wenden, um dort den Franzosen alle Zufuhr abzuschneiden, und sich mit den Holländern im Lüttischen zu vereinigen, wodurch die Franzosen genöthigt werden würden, West-

phalen und die Niederlande von selbst zu verlassen. Friedrich Wilhelm wich bescheiden der Autorität der größern Kriegshelden, und folgte ihm unverdrossen auf einem weiten Umwege durch das Hessische und Koblenz, und da Trier, Mainz und Pfalz aus Furcht vor Frankreich den Durchmarsch nicht gestatten wollten, noch weiter herunter. Als man endlich über den Rhein hätte setzen können, weigerte Montecuculi sich dessen schlechterdings, unter dem Vorwande, daß man nun dem Türenne und Condé nicht mehr gewachsen sey. Das durch soviel vergebliche Märsche höchst entkräftete und schon sehr geschwächte Heer zog hierauf durch Hessen und den Westerwald nach Westphalen in die Winterquartiere, aus denen der Hunger und die Feinde, zu denen auch der kriegerische und wohlgerüstete Bischof von Münster gehörte, es bald über die Weser zurücktrieben. So ward ein schönes Heer, das einen ganzen Sommer und Herbst vergebens herumgeführt worden war, durch die Treulosigkeit eines einzigen Verräthers zu Grunde gerichtet. Das sind die Früchte von Coalitionen! — Der Kurfürst, schändlich betrogen, hatte nicht nur ein schönes Heer eingebüßt, sondern erhielt auch nun die versprochenen Hülfsgelder von Holland nicht, ja er mußte es geschehen lassen, daß die Franzosen seine westphälischen Länder nicht bloß barbarisch ausplünderten, sondern Anstalt machten, sie ihm

gänzlich zu entziehen. Mit Verlust zweier Festungen, Wesel und Rees, mußte er endlich zu Vossem (unweit Löwen) von den Franzosen einen Frieden erkaufen (6. Jun. 1673).

Ludwig XIV. hatte diesen deutschen Proceduren lachend zugesehen, und erlaubte sich jetzt die übermüthigsten Neckereien, Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rheine wurden ohne Umstände weggenommen, die Rheinbrücke bey Strasburg wurde abgebrannt, das Triersche und Kölnische auf wiederholten Durchzügen barbarisch verwüstet, und zehn Reichsstädte im Elsaß, die das Reich im westphälischen Frieden sich ausdrücklich vorbehalten hatte, wurden ohne Umstände unter französische Botmäßigkeit gebracht. Und das alles geschahe mitten im Frieden, denn daß Montecuculi's Zug nur ein Gaukelspiel seyn sollte, wußte ja Ludwig recht gut. Aber er wollte mit Fleiß den Kaiser reizen, denn er hatte eine ganz außerordentliche Lust, noch einen solchen Frieden mit dem Reiche zu schließen, als der westphälische gewesen war. Man muß sich nämlich erinnern, daß Deutschland damals noch einen burgundischen Kreis hatte, daß Lothringen noch zum deutschen Reiche und die Franche Comté den Spaniern gehörte, und daß die deutsche Gränze noch ziemlich weit jenseit des Rheins hinlief. Schon damals hatte Frankreich kein angelegentlicheres Project, als das, welches nun endlich in

unsern Tagen realisirt worden ist, den Rhein zur Gränze zu machen.

Was Ludwig XIV. durch seine Schikanen beabsichtigt hatte, geschah. Der Kaiser konnte nicht länger mit Ehren schweigen, und nach vielen vergeblichen Beschwerden erfolgte noch 1673 die Kriegserklärung. Im August brach Montecuculi mit 33,000 Mann aus der Oberpfalz nach dem Main auf. Türenne kam ihm schon entgegen, denn es versteht sich, daß das arme Deutschland wieder, wie immer, der Schauplatz der Verheerung seyn mußte. Bey Ochsenfurt in Franken trafen die Heere zusammen, und es gelang dem Montecuculi, die Franzosen so in die Enge zu treiben, daß er leicht das ganze Heer hätte aufreiben können, wenn — er nicht von dem verrätherischen Lobkowitz geheimen Befehl gehabt hätte, durchaus kein Treffen zu liefern. Türenne entkam glücklich nach Philippsburg, und hinterließ auf seinem Zuge durch die Pfalz die schrecklichsten Spuren französischer Kriegswuth. Montecuculi ging hierauf langsam bey Koblenz über den Rhein, eroberte Bonn, und zog dann in die Winterquartiere.

Nicht minder schimpflich liefen die Unternehmungen des folgenden Jahres ab, so groß auch die Zurüstungen dazu gewesen waren, und so viele Reichsfürsten ihren Beistand dazu hergegeben hatten. Denn in Betracht der allgemeinen Gefahr

versprachen sie endlich alle auf dem Reichstage, ihren bedrängten Brüdern am Rhein zu Hülfe zu kommen. Alle schickten Truppen, viele stellten sich persönlich ein, wo sich denn wieder ein langer Streit über die Zahl der Evangelischen und der Katholischen erhob. Oberanführer der Reichstruppen war der kaiserliche Feldherr Graf von Souches. Dieser vereinigte sich im Jun. 1674 mit den niederländischen Truppen, welche der tapfere Prinz Wilhelm von Oranien kommandirte. Zuerst ward dem Prinzen von Condé bey dem Dorfe Senef in Brabant eine Schlacht geliefert, die nichts entschied (11. Aug.). Dann ward Oudenarde belagert. Condé wollte die Stadt entsetzen, und hier war der rechte Zeitpunkt, eine Hauptschlacht zu liefern, aber weil Souches und der Prinz von Oranien sich durchaus nicht vertragen konnten, so ließ der erstere den letztern gerade im entscheidendsten Moment im Stich, und gab dadurch den Franzosen leichtes Spiel. Nachher fand sich, daß er mit diesen in einem geheimen Verständnisse stehe. Dies brachte ihn um seinen Posten, und um dieselbe Zeit ward auch der Verräther Lobkowitz gestürzt. In der Pfalz brach unterdessen Türenne ein, und verheerte dies blühende Land fürchterlich. Dem gekränkten Kurfürsten zum Troste erschien hierauf der Herzog Karl IV. von Lothringen, und wandte sich nach Strasburg, um in Lothrin-

gen einzudringen, aber Türenne zwang ihn (16. Jun.) bey Sinzheim zum Gefecht, und hier mußte er der weit überlegenen Anzahl der Feinde weichen. Er vereinigte hierauf den Rest seiner Truppen mit dem kaiserlichen General Bournonville, der mit einem Haufen Reichsvölker nach Mannheim gekommen war, und vor Begierde brannte, es mit dem unbezwinglichen Türenne aufzunehmen. Vergebens sagte man diesem unbesonnenen Manne, daß Türenne in einem allzu vortheilhaften Lager zwischen Weissenburg und Lauterburg verschanzt stehe, und rieth ihm, wenigstens die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg abzuwarten, der bereits mit 20,000 Mann im Anzuge war. Bournonville wollte gerade deswegen vorher den Angriff thun, um die Ehre des Sieges mit jenem nicht zu theilen, und so erfolgte ein blutiges Treffen zwischen Holzheim und Ensisheim (4. Oct.), in welchem, da die Deutschen den Franzosen bey weitem nicht gewachsen waren, ein Paar tausend Mann ganz vergebens aufgeopfert wurden. Wenig Tage darauf kam Friedrich Wilhelm mit seinen Brandenburgern an, und verstärkte dadurch das kaiserliche Heer so ansehnlich, daß Türenne verloren gewesen wäre, wenn diese Menschenmasse ein einziges Haupt gehabt hätte. Aber die Uneinigkeit der Anführer vereitelte den besten Willen der Streitenden, und nöthigte das Heer, nachdem es noch

zweimal hinter einander im Elsaß geschlagen worden war, sich schimpflich wieder über den Rhein zurückzuziehen.

Auch diesmal mußte der Kurfürst von Brandenburg für seinen Patriotismus am schwersten büßen. Ludwig XIV. trat mit den Schweden in ein Bündniß, und bewegte sie, über die Ostsee zu setzen, und dem Kürfürsten ins Land zu fallen. Im December 1674, während dieser mit seinem Heere in Franken lag, rückten die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in Pommern und die Mark ein, und erpreßten in beiden Provinzen die ungeheuersten Kontributionen. Ludwig thriumphirte; er glaubte nun das herrlichste Mittel gefunden zu haben, das Reichsheer zu trennen. Allein er irrte sich. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen bewegen; er bedaure das Schicksal seiner Unterthanen, indessen sollten sie die Schweden nicht reizen, sondern so lange in Geduld verharren, bis er ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reisete hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um mit den Niederländern zu negoziiren, versuchte auch die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen, aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Auch auf dem Reichstage bemühte er sich vergebens

um einen Bundesgenossen. So mußte er sich also selbst genug seyn. Mit seinen in den Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er zu Anfang des Junius 1675 plötzlich auf, eilte mit forcirten Märschen nach Magdeburg, ging bey Nacht über die Elbe, und stand vor Rathenau (25. Jun.) da man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Ueberraschung der in Rathenau befindlichen Schweden, als sie sich plötzlich von allen Seiten angegriffen sahen. Die meisten wurden niedergehauen, die andern wollten nach Havelberg flüchten, wo Wrangels Hauptquartier war. Auch die in Brandenburg und der umliegenden Gegend liegenden Schweden brachen dahin auf, aber der Kurfürst ließ ihnen durch vorangeschickte Reiter alle Brücken abbrechen, setzte den über Barnewitz und Nauen fliehenden Corps nach, und holte sie eine Stunde diesseit Fehrbellin ein. Da ihm sein Fußvolk so schnell nicht hatte nachfolgen können, und die Schweden ihm jetzt an Zahl weit überlegen waren, so wagte ers nicht, sie mit der bloßen Reiterey anzugreifen. Aber siehe da, ein allzu verwegener Officier, ein Prinz von Hessen-Homburg, kann seinen Muth nicht zügeln, und haut mit seiner Schwadron ein. Der Kurfürst sieht ihn von den Schweden umzingelt; obgleich von Zorn entbrannt, will er doch retten was zu retten ist; auch er führt die Seinigen gegen den

Feind, und nach einem fürchterlichen Gemetzel, in welchem die Kraft des brandenburgischen Arms hierhin und dorthin die verzweifelnden Feinde schmettert, und die Liebe zu Fürst und Vaterland aus Männern Riesen macht, ergreift der kleine Haufe, den das Schwerdt der Helden noch verschont hat, in wilder Verwirrung die Flucht (28. Jun.). Die Freude über den herrlichen Sieg milderte den Zorn des Kurfürsten gegen den unbesonnenen Urheber des Treffens zu einem sanften Tadel; nach den Kriegsgesetzen hatte der Prinz den Tod verdient *). Geschütz und Gepäck der Schweden fiel in die Hände der Sieger. Die Geschlagenen zogen sich nach Vorpommern hinauf, wohin Wrangel mit seinem Corps schon vorausgegangen war. Friedrich Wilhelm fand jetzt an Münster und Dännemark, welche sich Bremen und Verden zu theilen hoften, ein Paar bereitwillige Bundesgenossen gegen Schweden; er verfolgte daher seine Siege, und machte sich im Herbste von dem größten Theile Vorpommerns Meister.

So rasch war es in diesem Sommer (1675), wie man denken kann, am Rheine nicht gegangen. Den Anfang des Feldzugs hatten die Franzosen mit einer fürchterlichen Verheerung der Länder am Oberrhein gemacht. Wißlach, Bruch-

* Nach einer neuern Aufklärung soll diese Erzählung falsch, und der Angriff des Prinzen vorschriftsmäßig geschehen seyn.

sal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marschalls von Vaubrün in Asche gelegt, und der ganze Breisgau ward von demselben mit gleicher Barbarey verwüstet. Glücklich war es indessen, daß statt des ungeschickten Bourbonville diesmal der alte Montecuculi das Commando über die Kaiserlichen erhielt, und noch glücklicher, daß man ihm gänzliche Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe bewilligte, wie er sichs, durch den letzten Feldzug gewitzigt, ausdrücklich bedungen hatte. Neugierig richtete jetzt halb Europa seine Blicke auf das Kriegstheater, auf dem die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Türenne und Montecuculi, sich begegnen sollten. Beide zogen einander, wie ein Paar vorsichtige Schachspieler, lange herum. Endlich ging Türenne bey Wilstädt über den Rhein, und suchte sich bey dem Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, ein bequemes Terrain zum Angriff aus. So voller Zuversicht auf einen glänzenden Sieg war er noch nie gewesen, und wirklich waren auch alle Umstände für ihn die günstigsten, die er sich wünschen konnte. Aber das Schicksal vereitelte ihm seine Freude. Eben da er den Feind recognoscieren, und einen Platz zur Errichtung einer Batterie aussuchen wollte, fuhr ihm eine feindliche Kanonenkugel in den Unterleib, und warf ihn in einem Augenblick todt vom Pferde (27. Jul.). Dieser Schlag setzte das Heer in solche Bestürzung,

zung, daß es nicht mehr daran dachte, den Feind anzugreifen, sondern sich nur in möglichster Ordnung über den Rhein zurückzuziehen, wobey Montecuculi sie so heftig verfolgte, daß sie einen großen Verlust an Mannschaft und Gepäck erlitten. Auch der Mordbrenner Vaubrün ward bey dieser Gelegenheit (1. Aug.) erschossen.

Weitere Vortheile erhielten jedoch die Deutschen in diesem Feldzuge nicht. Am Ende desselben legte Montecuculi das Commando nieder, welches für das folgende Jahr (1676) der junge Herzog Karl V. von Lothringen erhielt. Die Franzosen, schon in den Niederlanden genug beschäftigt, und nicht stark genug, um alle die zahlreichen Pässe über den Rhein zu decken, verfielen auf ein unmenschliches Mittel, die Deutschen von ihrer Gränze abzuhalten. Sie verwüsteten den ganzen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man auf 14 Meilen weit nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. In Zweibrükken sperrten sie die Bürger in eine Kirche, plünderten darauf die Stadt, und machten 200 Häuser der Erde gleich. Den Herzog von Wirtemberg zwangen sie, ihnen Mümpelgard einzuräumen, und ob ihm gleich versprochen worden war, daß den Bürgern kein Leid geschehen sollte, so plünderten sie doch die Stadt so rein aus, und mißhandelten die Bürger, und besonders die Weiber auf eine so empörende Weise, daß jeder, der

nur laufen konnte, lieber Haus und Hof verließ, ehe er länger in Gemeinschaft mit diesen Unmenschen leben wollte. Auf gleiche Weise ward den ganzen Winter hindurch im Breisgau gehauset. Die unglücklichen Bewohner dieser Gegenden flüchteten in die Wälder, wo sie vor Hunger und Kälte umkamen, und der ganze Strich am linken Rheinufer hin war mit Bettlern angefüllt. Und das war noch nicht alles. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß noch alles Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rheine auf königlichen Befehl zur Wüste gemacht werden sollte. Der Zweck dieser Barbareien ward trefflich erreicht, denn die Kaiserlichen, die nun eine ungeheure Menge Proviant und Pferdefutter mit sich schleppen mußten, konnten zum Theil so schnell nicht vorwärts dringen, theils fühlten sie auch nur allzu bald den Mangel, und mußten sich in wohlhabendere Provinzen zurückziehn. Daher geschah in diesem Jahre (1676) so viel als gar nichts, und das folgende Jahr ward eben so wenig ausgerichtet. Die Franzosen dagegen eroberten durch die Treulosigkeit eines zaghaften Commandanten am 15. Nov. 1677 die wichtige Festung Freiburg, und machten darin eine unermeßliche Beute, da die Einwohner des ganzen Breisgau ihre kostbarsten Habseligkeiten zur Sicherheit hierher gebracht hatten. Auch das Jahr 1678 verging unter Plünderungen, Mordbrenne-

reien und Blutbädern, und ohne daß man den Franzosen auch nur einen der eroberten Plätze wieder abnehmen konnte.

Während dieser Kriegshändel stellte sich Frankreich, als ob er nichts sehnlicher als den Frieden wünsche. Schon 1675 hatte man einen Congreß zu Nimwegen (Nimègue) errichtet, auf welchem darüber berathschlagt werden sollte. Allein die französischen Gesandten wußten die Sache so schön in die Länge zu ziehn, daß die Gegner zuletzt aus Erschöpfung und aus Uneinigkeit unter sich selbst, alles zugestehen mußten, was man verlangte. Mit ihrer gewohnten List trennten sie die Alliirten dadurch, daß sie den ersten, welche von dem Bunde abtreten würden, gute Bedingungen machten, um nachher die Schwächeren, welche zuletzt zurückblieben, zwingen zu können, wozu sie wollten. Zuerst machten die Holländer Friede (10. Aug. 1678) und kamen sehr gut weg; dann mußte Spanien unterzeichnen (17. Sept.) und weil es fast ganz hülflos war, einen schönen Strich von den spanischen Niederlanden nebst der ganzen Franche Comté an Frankreich abtreten, wodurch dies letzte Land, bisher ein kaiserliches Lehen, nun auch vom deutschen Reiche abgerissen ward. Hierauf ward auch der Kaiser zum Frieden gezwungen (5. Febr. 1679) worin er die wichtige Festung Freiburg abtrat. Ganz gegen alle Reichsgesetze unterzeichnete er diesen Frieden

ohne die geringste Rücksprache mit den Reichsfürsten zu nehmen, die doch zu dem theuern Kriege das Ihrige so redlich beigesteuert hatten. Allein es war die giftigste Eifersucht, die hierbey wieder, wie so oft, im Spiele war. Hätte er die Stände gefragt, so würden Brandenburg und einige andere, die bisher die Schweden ganz aus Deutschland hinaus getrieben hatten, gewiß nicht so geschwind beigetreten seyn. Und eben dies Glück, besonders des Brandenburgers, machte ihn so neidisch. Friedrich Wilhelm hatte 1678 auch noch das feste Stralsund und Greifswalde nebst der Insel Rügen erobert, und sich dadurch des ganzen schwedischen Pommerns bemeistert, weshalb der kaiserliche Minister Paul Hocher sich unverholen äußerte, „es stehe dem Kaiser nicht an, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben wolle." Aber auch diesmal kam der arme Kurfürst, als der letzte in dem Bunde, am schlimmsten weg. Nachdem der Kaiser ihn im Stich gelassen hatte, brachen die Franzosen, als Alliirte der Schweden, in seine westphälischen Länder ein, und trieben die Einwohner von Kleve und der Grafschaft Mark durch Brandschatzung, Raub, Mord und Schändung auf das äußerste. Vergebens verlangte er die Vermittelung der Niederländer. Sie, deren erster Helfer und Bundesgenosse er gewesen war, ließen ihn jetzt gänzlich im Stiche, und zahlten ihm nicht

einmal die versprochenen Subsidien aus. So von aller Hülfe verlassen, mußte er wohl dem Stärkern weichen. Ludwig verlangte von ihm die Herausgabe des ganzen schwedischen Pommerns. Er wollte wenigstens Stettin behalten, aber sogleich wurden ihm wieder die Waffen gezeigt. Fast gänzlich unbelohnt für soviel herrliche Siege, und unentschädigt für so große Aufopferungen von Geld und Menschenblut mußte er zuletzt den dargebotenen Friedensvergleich aus St. Germain en Laye vom 29. Jun. 1679 unterschreiben.

Mit gewohntem Fleiße und erneuerter Hofnung bauten der fröhliche Pfälzer und seine Nachbarn am Rhein die niedergebrannten Wohnungen wieder auf, bestellten die verwüsteten Felder und Weinberge wieder, und fingen allmälig an, ihre Drangsale zu vergessen, als ein neues Ungewitter über die Elenden heraufzog. Ludwig XIV. war weit entfernt, sich mit dem zu begnügen, was er in den letzten Friedensschlüssen vom deutschen Reiche abgerissen hatte, und wollte den Frieden bloß dazu benutzen, neue Kräfte zum Kriege zu sammeln. Indem er nun so darauf bedacht war, den Kriegeszunder nie ganz ausglimmen zu lassen, mehrere im Friedensschlusse geleistete Versprechen nicht erfüllte, die französischen Truppen aus den herauszuliefernden Festungen nicht zurückzog, und was der Ungerechtigkeiten mehr wa-

ren, zeigte ihm ein scharfsinniger Parlamentsrath zu Metz, Roland de Ravaulx, ein Mittel an, mit Ehren zum Besitz des ganzen linken Rheinufers, ja aller Ufer in der Welt zu gelangen, das ihn selbst in Verwunderung setzte. Er stellte nämlich dem Kriegsminister Louvois vor, welchen Gebrauch man von dem in den letzten Friedenstractaten vorkommenden Ausdruck: die und die Länder sollten an Frankreich sammt allen ihren Dependenzen abgetreten werden, machen könne. Man dürfe nämlich nur in der Geschichte nachsuchen, welche Districte, Städte und Dörfer ehedem irgend einmal zu jedem dieser Länder gehört hätten, so würde man finden, daß immer eins mit dem andern zusammen gehangen habe. Louvois hielt auf den ersten Anblick der Sache den Menschen für unklug, indessen je mehr er den Vorschlag uberlegte, desto sinnreicher erschien er ihm, und als er ihn vollständig durchdacht hatte, legte er ihn freudig dem Könige vor, mit der Versicherung, es sey die gerechteste Sache von der Welt, und ein unfehlbares Mittel, sich des ganzen linken Rheinufers ohne Schwerdtschlag zu bemächtigen.

Die Sache ward hierauf in bester Form Rechtens eingeleitet. Vier ehrwürdige Gerichtshöfe wurden unter dem Namen der Reunionskammern zu Mez, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt (1680), und diese sollten

nun untersuchen, was zu den im westphälischen und nimwegischen Frieden abgetretenen Ländern irgend einmal gehört habe, und davon veräußert worden sey, mithin jetzt wieder damit vereinigt werden müsse. Man kann denken, was diese Herren bey der Gelegenheit für Entdeckungen gemacht haben werden, zumal da sie in der altfranzösischen Geschichte bis zu den Zeiten des Königs Dagobert hinaufgingen. Ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch, und viele andere Städte und Districte stellten sie als alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen auf, und ertheilten ihrem Könige die Oberhoheit über dieselben von Rechtswegen. Dieser ließ nun sogleich die Besitzer, wegen unterlassener Huldigungsleistung, vorladen, und, da sie nicht erschienen, ihr Eigenthum als verwirkte Lehen in Besitz nehmen.

Der Kaiser und das Reich konnten es anfangs kaum glauben, was ihnen die klagenden Fürsten als nur allzu gewisse Wahrheit versicherten. Sie erstaunten über die Stirn eines Königs, der sich von seinen Höflingen den Großen nennen ließ, und die Wörter Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erste war, daß man Gegenvorstellungen versuchte, die, von der Gerechtigkeit selbst unterstützt, eine unwidersprechliche Evidenz haben mußten. Aber wann

hat es je einem ränkevollen Advokaten an einer Antwort gefehlt? Den Schein des Rechts zu behaupten, sandte Ludwig wirklich eine Deputation auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt. Allein noch ehe dieser Congreß eröfnet war, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt.

Frankreich hatte in dem westphälischen Frieden (um dies hier nachzuholen) nicht das ganze Elsaß bekommen, sondern die in demselben angesessene freie Reichsritterschaft und zehn freie Reichsstädte, worunter Strasburg und Hagenau die wichtigsten waren, waren dem deutschen Reiche verblieben. Daß diese in die Reünion zuerst mit inbegriffen wurden, kann man leicht denken. Die Deutschen hingegen legten auf die Erhaltung der reichen und festen Stadt Strasburg, eines Hauptschlüssels zum Rhein und zum deutschen Reiche, einen solchen Werth, daß Karl V. schon gesagt hatte, wenn Wien und Strasburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst die letztere Stadt zu retten eilen. Jetzt, da der König die Deutschen mit der Hoffnung eingeschläfert hatte, er werde sich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten lassen, mußten sich ganz leise mehrere Regimenter in Lothringen und Elsaß einschleichen, sich an einem bestimmten Tage in der Nähe von Strasburg schnell vereinigen, und ohne daß ein Mensch es hatte vermu-

then können, die Stadt plötzlich umzingeln. Zwey Tage darauf (29. Sept. 1681) erschien der Kriegsminister Louvois selbst mit der Hauptarmee und dem Belagerungsgeschütz, und forderte die Stadt auf, mit der Drohung, die Einwohner, wenn sie nicht unverzüglich gehorchen würden, als Rebellen zu behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe verlassen — selbst die Kaufleute waren gerade in Frankfurt auf der Messe — konnten nichts anders thun, als der Gewalt nachgeben, und so mußten sie dann ihre Thore öfnen, französische Besatzung einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, und alle ihre Privatwaffen auf das Rathhaus liefern. Bald darauf hielt Ludwig XIV. in Person mit gewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt. So kam eine der wichtigsten Reichsstädte, der Schlüssel zum Innern von Deutschland, ohne Schwerdtschlag in französische Hände. Aehnliche Reünionen folgten darauf, und wurden, da kein Widerstand in der Nähe war, mit eben derselben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern sollen, da er die Unbehüflichkeit des unförmlichen Reichskolosses nun schon so oft kennen gelernt hatte? Er hatte noch den ganzen Rhein reüniren können, ehe die vielen widerstrebenden Meinungen auf dem Regensburger Reichstage zu einem Schlusse vereinigt werden konnten. Denn nicht

etwa schon um Hauptsachen stritten sie hier, sondern erst um Rang und Titel. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und sogar in ihren eigenen Häusern den Vorrang vor den fürstlichen haben. Bey den Gastmählern, welche der kaiserliche Kommissarius gab, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, von Edelknaben bedient seyn, und mit goldnen Messern und Gabeln essen, dagegen die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich sitzen, nur von Lakaien bedient werden, und nur silberne Gabeln bekommen sollten, und wenn der Reichsprofoß am Pfingsttage die Gesandten mit Maien beehrte, so sollten die kurfürstlichen 6, die fürstlichen aber nur 4 bekommen. Je kleinlicher diese Eifersüchteley war, desto tiefer schnitt sie in die Gemüther ein, und kein Reichsstand haßte die Franzosen so von Herzen, als seine eignen Mitstände im Fürstenkollegium. Vor jeder Berathschlagung gingen tausend Rangstreitigkeiten vorher, wie man sitzen wolle, ob an einem runden Tische, oder an mehreren Tischen, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten. Die Kurfürsten wollten die Fürsten, und diese wieder die Reichsstädte und die Ritterschaft von manchen Berathschlagungen ganz ausschließen. Darüber entstanden die heftigsten Erbitterungen, und nicht das Mindeste wurde ausgemacht. Dann kamen die

französischen Gesandten mit ihren Anmaßungen hinzu. Bisher waren alle Noten auf dem Reichstage lateinisch übergeben worden; jetzt verlangten jene, es solle alles französisch verhandelt werden. Diese Arroganz empörte jedermann, aber die Franzosen blieben mit der größten Ruhe dabey, man könne ihrem Herrn darin nichts vorschreiben. So ward die Zeit, die kostbare Zeit, verschwendet, zu Ludwigs innigster Herzensfreude. Er selber that alles mögliche, um die Uneinigkeit zu vermehren, und zog die Unterhandlungen so in die Länge, daß man sich noch drey Jahre nachher im Reiche mit der Hoffnung schmeichelte, alles gutwillig wieder zu erhalten, während die französischen Soldaten sich in den besetzten Städten schon so einheimisch gemacht hatten, daß man wohl sah, sie wollten nie wieder weichen. Zum Unglück bekam auch der Kaiser gerade jetzt von einer andern Seite her soviel zu thun, daß an einen nachdrücklichen Zug gegen die Franzosen gar nicht zu denken war.

Die Ungarn, durch ein widerrechtliches und hartes Betragen der kaiserlichen Statthalter, durch die Intoleranz der Jesuiten und durch die Einführung deutscher Truppen in ihr Land zum äußersten Mißvergnügen gereizt, hatten schon verschiedene Empörungen seit Leopolds Regierung gewagt, aber keine so gefährliche, als die, welche 1678 unter Anführung eines entschlossenen Grafen Em-

merich von Tökely ausgebrochen war. Diese nämlich griff so allgemein um sich, daß fast das ganze Land unter die Waffen trat, die östreichische Miliz und Regierung verjagt, und mehrere gegen die Rebellen ausgesandte Corps in die Flucht geschlagen wurden. Vergebens versuchte der schwache Kaiser nun die Güte; man traute ihm nicht mehr, und die Revolution war schon zu weit gediehen. Tökeley verband sich 1682 auf das engste mit dem siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffi, sprach selbst Ludwig XIV. um Hülfe an, und erlangte durch dessen Vermittelung soviel, daß auch die Türken, Oestreichs Erbfeinde, dem Kaiser den Krieg ankündigten.

Dem Hofe zu Wien war unter diesen Umständen nicht wohl zu Muthe. Vergebens würde man soviel mächtige Feinde aus eigener Kraft abgehalten haben. Aber die deutsche Treue machte alles gut. Der fränkische und schwäbische Kreis und die Kurfürsten von Baiern und Sachsen erboten sich, dem Kaiser mit ihrer ganzen Miliz beizuspringen, und der letztere (Joh. Georg III.) kam sogar persönlich mit. Auch der damals in Polen regierende tapfere König Johann Sobiesky war aus nachbarlicher Freundschaft bereit, gegen eine Entschädigung für die Kriegskosten mit einem Heere nach Ungarn zu ziehen. Was aber den besten Erfolg von allem hoffen ließ, war der Umstand, daß der Oberbefehl über die alliirten

deutschen Truppen in den Händen des Herzogs Karl V. von Lothringen war, eines der größten Feldherren jener Zeiten.

Der Herzog gedachte den Feldzug mit der Belagerung von Neuhäusel zu eröfnen (3. Jun. 1683), allein der Marsch des türkischen Heeres, das sich in Ungarn nicht aufhielt, sondern geraden Weges auf Wien losging, nöthigte ihn, jene Belagerung wieder aufzuheben, und den Türken nachzuziehen. Die Verwirrung und das Schrekken in der Kaiserstadt bey der Nachricht vom Anzuge von mehr als 200,000 Türken übersteigt alle Beschreibung. Der Hof floh Hals über Kopf nach Linz (7. Jul.), verfolgt von dem lauten Fluch der Unterthanen, die mit Recht alles Unheil der schlechten Administration und der Schwäche des Regenten zuschrieben *). Auch gegen 6000 Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht; die andern erwarteten mit Zittern ihr Schicksal. Und dies hätte leicht sehr traurig ausfallen können, wenn sich nicht die Türken unterweges mit der Plünderung der Landschlösser und sonst noch gar zu

*) Leopolds I. Kabinetsräthe waren Jesuiten, seine Finanzisten Juden. In schlechtere Hände kann ein Monarch nicht fallen. Er selber war schlafriger Natur, und hatte zu nichts Talent, als zum Flötenspielen. „Ewig Schade, sagte einmal sein Kapellmeister, daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind.“ — „Laß ers man gut seyn, antwortete er naiv; wir stehen uns halter so besser.“

lange aufgehalten, und, endlich angekommen, sich gleich auf die schwächste Seite der Stadt gewendet hätten. Aber so verstatteten sie dem Herzog von Lothringen 12,000 Mann in die Stadt zu werfen, und anderweitige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Ihre Ingenieurs waren unwissende Renegaten, und der Belagerungsplan, den sie befolgten, war ihnen von Ludwig XIV. zugeschickt worden, also auch ohne genauere Localkenntniß entworfen. Nachdem sie zwey Monate lang die Gegenden umher ausgeplündert hatten, und in unzähligen Angriffen von der Besatzung jedesmal tapfer zurückgeschlagen worden waren, erschien endlich Johann Sobiesky mit 12,000 Reitern und 3000 Fußgänger im Lager des Herzogs von Lothringen, der sich nun stark genug fühlte, um einen Entsatz der Stadt wagen zu können. Am 12. Sept. erschien er vor Wien, und griff die Türken mit solcher Heftigkeit an, daß sie bey aller Tapferkeit nicht Stand zu halten vermochten, sondern nach einem hartnäckigen Widerstande und einem ungeheuern Verlust an Menschen bey einbrechender Nacht die Flucht ergriffen. Da sie Lager und Munition im Stiche lassen mußten, so war die Beute unermeßlich. In der Kriegskasse fand man über 2 Millionen an Gelde. Das Zelt des Großveziers wurde allein zu 400,000 Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf 10 Millionen geschätzt. Sie wurde auf der Stelle

unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief sich auf 4 Millionen Gulden. In der That hatte dieser auch das Meiste zu dem Ruhme dieses Tages beigetragen, obgleich er so bescheiden war, die Ehre des Sieges von sich abzulehnen, und sie dem tapfern Beistande der deutschen Hülfstruppen und den einsichtsvollen Dispositionen des Herzogs von Lothringen beizulegen. Wohl hatten die Oestreicher Ursach, über ihre Befreiung zu jubiliren, denn dieser Feind, barbarischer noch als die Franzosen begnügte sich nicht damit, das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort. 87,000 Menschen verlor Oestreich auf diese Weise; unter ihnen waren über 50,000 Kinder, 6000 Männer, über 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen, und unter den beiden letztern rechnete man 204 Gräfinnen, Baronessen und Fräulein.

Zwey Tage nach dem Entsatze kam der Kaiser aus Linz zurück, und mußte zu seiner Kränkung sehen, wie das Volk auf ihn gar nicht achtete, dahingegen es die Sieger bey ihrem feierlichen Einzuge mit lautem Freudengeschrey und tausend andern Beweisen der herzlichsten Dankbarkeit empfing. Besonders waren der Herzog von Lothringen und der König von Polen die Abgötter der Wiener, und man hörte gar nicht

auf, den herrlichen Einfall eines Priesters zu loben, der mit Beziehung auf des Letztern Namen zum Text seiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6.) gewählt hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Man hat den Brief noch übrig, den der König selbst aus dem türkischen Lager an seine Gemahlin schrieb. Der Schluß desselben lautet so: „Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale faßten mich bey den Händen und Füßen, die übrigen Obersten und Officiere sammt ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heute morgens kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir. Endlich auch kam der wienerische Gouverneur, Graf von Stahremberg, mit vielem Volke hohen und niedrigen Standes mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküsset, und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrey: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus in das Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus. — Für diesen uns zugesandten höchst vortrefflichen Sieg sey dem

Höchsten

Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil recht zu nutzen, den muthlosen und flüchtigen Feind sogleich bis aufs äußerste verfolgt, allein der Kurfürst von Sachsen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen seinen unstreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte sich jetzt von den Verbündeten, und zog mit seinem ganzen Heere nach Hause. Die Türken hielten sich darauf noch 6 ganzer Jahre in Ungarn, wo der Krieg gegen sie bald lauer bald eifriger fortgesetzt ward, immer jedoch zum Vortheil der Kaiserlichen, die den Türken einen festen Platz nach den andern entrissen, und die rebellischen Ungarn durch das lange Kriegselend so entkräfteten, daß sie williger als jemals unter das östreichische Joch zurückkehrten. Besonders nutzte der wiener Hof einen günstigen Zeitpunkt im Jahre 1687, wo der Herzog von Lothringen und der eben so berühmte Prinz Eugen von Savoyen unter den Türken eine totale Niederlage bey Mohacz (12. Aug.) angerichtet hatten, den mißvergnügten Ungarn billige Vergleichsvorschläge zu thun. Es ward ihnen auf einem Reichstage zu Preßburg gänzliche Abstellung der bisherigen Beschwerden und eines von den Ungarn besonders verabscheuten Revolutionstribunals (Blutgerichts) zu Eperies versprochen,

und dagegen gelobten die ungrischen Magnaten dem Kaiser nicht bloß erneuerten Gehorsam, sondern auch Verzichtleistung auf ihr Wahlrecht, so daß also Ungarn von diesem Tage an (31. Oct. 1687) aufhörte, ein Wahlreich zu seyn, und dagegen die königliche Würde für erblich im östreichischen Mannsstamme auf ewige Zeiten erkannte.

So glücklich liefen die Streitigkeiten mit Frankreich um eben dieselbe Zeit für das deutsche Reich nicht ab. Ludwig XIV. hatte, wie wir wissen, bereits 1681 einen schönen Strich von den deutschen und spanischen Rheinländern zufolge seines Reunionssystems mit räuberischer Hand mitten im Frieden wegnehmen lassen. Er fuhr damit in den folgenden Jahren fort, und ließ im Sommer 1684 auch die großen Städte Luxemburg und Trier erobern, und die Festungswerke der letztern schleifen. Dabey bot er immer Unterhandlungen an, in denen er Friede und Freundschaft versprach, wenn man ihn nur im ruhigen Besitz der geraubten Plätze lassen wollte. Leider waren Spanien und der Kaiser in dieser Periode viel zu schwach, um diesen Hohn zu rächen, und um nur das weitere Umsichgreifen des französischen Königs zu hindern, mußte man ihm einen Waffenstillstand bewilligen. Allein diesen benutzte er nur, um noch mehr Kräfte zu sammeln, und gieriger kann eine zusammgerollte

Schlange nicht auf das Vorübergehen eines unschuldigen Thierchens lauern, als Ludwig jetzt auf einen Vorwand zum Bruch des Waffenstillstands harrte. Und wie hätte ihm ein solcher Vorwand lange ausbleiben können? Der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz (26. May, 1685) und des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Kölln (3. Jun. 1688) veranlaßte Streitigkeiten hier über die Nachfolge, dort über die Erbschaft, und in beide Händel mischte sich Ludwig mit großem Eifer und unter der Maske eines Beschützers der unterdrückten Parteien. Als er hinlänglich gerüstet war, und den Kaiser in Ungarn mehr als genug beschäftigt wußte, machte er die Kriegserklärung bekannt (24. Sept. 1688); allein ehe noch das Manifest nach Deutschland kam, brachen schon überall französische Heere in die Rheinländer ein, und überschwemmten die kaum wieder angebauten Fluren mit neuer Verheerung. Hier wurden eine Menge pfälzischer Städte weggenommen, dort Speier und Worms plötzlich überrumpelt, und ein drittes Corps wendete sich gegen Mainz, und machte sich von dieser so festen Stadt durch ein geheimes Verständniß mit dem feigen Kurfürsten selbst, ohne Schwerdtstreich, Meister. (27. Oct.) Heilbronn, Philippsburg, Mannheim, Frankenthal ergaben sich darauf in wenig Wochen, und nun fluthete der verheerende Strom schnell nach Franken und

Schwaben hin, wo nach fürchterlichen Brandschatzungen der kleinern Städte und Plünderung des platten Landes die wirtembergische Residenz Stuttgard vor allen besetzt, und ihrer Mauern beraubt ward.

In Regensburg berathschlagte indessen die deutsche Langsamkeit noch lange über die Art und Weise, wie diesem Feinde begegnet werden müsse, und erst den 14. Febr. 1689 kam man zu dem Schlusse, daß Frankreich für einen Reichsfeind, und der abgenöthigte Krieg für einen Reichskrieg zu erklären sey, zu welchem sich jeder rechtschaffene deutsche Fürst einmüthig und kräftig mit dem Reichsoberhaupte verbinden müsse. Aber während man noch damit beschäftigt war, Truppen zu werben, und sie mit dem Nöthigen zu versehen, liefen schon vom Rheine her Nachrichten ein, die jedes Menschenherz empören mußten. Die Franzosen nämlich, die um diese Zeit auch gegen England, Spanien und die Niederlande ihre Waffen wenden mußten, sahen kein anderes Mittel, die Deutschen von einem Einbruch in Frankreich abzuhalten, als indem sie einen breiten Landstrich am Rheine dergestalt verödeten, daß er ihnen, gleich einer afrikanischen Wüste, in der kein Halm zu finden ist, zur unübersteiglichen Barriere dienen könnte. Denn alle die eingenommenen Plätze diesseits des Rheins zu vertheidigen, hatten sie nicht Mannschaft genug. So sah man

also eine Sitte wiederkehren, die seit den Zeiten der Hunnen und Vandalen in der Geschichte ausgestorben war, und die ein Tilly und Wallenstein verabscheut haben würde. Denn beide wütheten doch nur im Feuer der Leidenschaft, wenn durch langen Widerstand ihre Rachsucht gereizt worden war, aber hier sah man französische Generale mit kaltem Blute königliche Schreiben hervorziehen, und kraft derselben den Befehl zur Einäscherung großer blühender Städte ertheilen, die sie beinahe als Freunde eingelassen, und lange Zeit ernährt und verpflegt hatten.

Schon im Januar 1689 schickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Haufen nach den Städten Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen ꝛc., deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Contributionen, Getreide und Fouragelieferungen pünktlich herbeigeschaft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene, wehrlose Volk, das auf den Knien und mit Händeringen um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerstreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg ward das kurfürstliche Schloß und Zeughaus rein ausgeplündert, und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt, auch die Stadt

selbst an mehreren Orten in Brand gesteckt. (2. März) In Manheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte, und ihnen in allem zu Willen gewesen war, mußten die Bürger selbst die Festungswerke demoliren, und öffentliche und Privathäuser durch Minen in die Luft sprengen helfen, und weil dies alles noch zu langweilig war, so ward endlich der Rest der halb verschütteten Stadt noch durch die Flamme vertilgt. (5. März) Dasselbe Schicksal traf hiernächst die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Städte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten den viehischsten Gräuel an ihnen ausgelassen hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht an einen andern Ort ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das französische Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben, daß Rath und Bürgerschaft in ihren Geschäften und Rechten unangetastet bleiben, und daß bloß einige hundert Mann auf französische Kosten darin unterhalten werden sollten. Der General Dûras

und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf das heiligste bekräftigt, aber nur um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskosten ward nicht gedacht. Noch mehr, die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, ihre Passivschulden in Holland, Kölln, Frankfurt und Nürnberg auf das gewissenhafteste anzugeben, und — an die französische Kriegeskasse zu bezahlen. Im Februar mußten sie, wie die Manheimer, ihre eigenen Festungswerke demoliren helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bey schwerer Strafe mußten die Einwohner alle ihre Kornvorräthe, ihren letzten Trost bey der vorauszusehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen französischen Besatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden alle Acten desselben, sammt den Kassen, eingepackt und nach Landau geschleppt. Und nun, da die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyranney ihnen abtrotzen können, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, ward ihnen angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der

Erde zu vertilgen, doch solle es den Einwohnern erlaubt seyn, sich nach den zunächst gelegenen französischen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen, aber alles was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Transport ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten derselben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, welches die Franzosen nicht so bald merkten, als sie ihnen dieselben auch noch wegnahmen, und so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch wohlhabende und angesehene Leute gewesen waren, in völlige Bettler verwandelten. Darauf wurden auf ein gegebenes Zeichen beide Städte in Brand gesteckt (Sp. d. 31. May, W. d. 5. Jun. 1689), und in einem Tage waren sie in zwey große Aschenhaufen verwandelt. Sechs Wochen hinter einander beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie noch manche köstliche Endeckung machten. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurück kehren möchten, wurden allenthalben Wachen ausgest. Sogar die Begräbnisse wurden erbrochen, und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls niedergebrannten Dom zu Speier fanden sie noch in den Gräbern der alten Kaiser zwey sil-

berne Särge (S. Th. IV.), öfneten sie, streuten die vermoderten Gebeine lachend auf den Boden umher, und schaften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl alle diese Gräuel geschahen, von einigen menschlichern Officieren gefragt ward, was denn die Wormser und alle übrigen so friedlichen Bürgerschaften verbrochen hätten, daß man sie mit so ausgesuchten Quaalen foltere, erwiederte er: „Der König wills," und wies ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was das für ein neuer Kriegsgebrauch sey, äußerte er sich dahin, all' dies Volk bestehe aus Ketzern, deren Ausrottung eben so gerecht sey, als die Bemühungen des Kaisers, den muhamedanischen Glauben mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen.

Die oberländischen Kreise, desgleichen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen und der neue Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg unterstützten den Kaiser auf das kräftigste, dessen Heer von dem tapfern Herzog Karl V. von Lothringen kommandirt wurde. Doch konnte man in dem ersten Feldzuge (1689) nichts weiter thun, als die Franzosen aus Bonn, Mainz, Kaiserswerth und einigen kleineren Städten vertreiben, und ehe noch der folgende Feldzug eröfnet

ward, starb der treffliche Herzog Karl, (18. April 1690) dessen Gleichen nach seinem Tode nicht wieder zu finden war. Seine Stelle erhielt übrigens der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern. Die Franzosen faßten in Deutschland nur immer festern Fuß, zumal nachdem ein deutsches Corps unter der Anführung des Fürsten George Friedrich von Waldeck am 1. Jul. 1690 bey dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur von dem Marschall von Luxemburg, einem der größten französischen Feldherrn, geschlagen worden war.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschlands mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die das Schrecken Frankreichs hätte werden müssen, wenn — die Anführer einig gewesen wären. Aber so wollte der Commandeur der kaiserlichen Truppen (Graf Caprara) immer das Gegentheil von dem, was der Kurfürst von Sachsen, der Anführer der alliirten Reichstruppen, wollte, und jeder weigerte sich, von dem Andern Befehle anzunehmen. Darüber ging der französische General de Lorges vor ihren Augen über den Rhein, und brandschatzte die deutschen Städte, ohne daß irgend jemand ihm im Geringsten wehrte.

Der nächste Feldzug (1692) lief für die armen Deutschen nicht besser ab. In den beiden folgenden Jahren führte der Prinz Ludwig von

Baden, ein treflicher Schüler Karls von Lothringen, der im Türkenkriege seine Schule gemacht hatte, das Commando, und ihm verdankte man wenigstens das, daß der Feind nicht vorwärts drang. Mehr konnte der Prinz nicht thun, denn sein Heer schmolz immer mehr zusammen, und ward von den Reichsfürsten immer schwächer unterstützt. Ein Glück wars, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur den fünften Theil seiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte. Eben dieses nun, sollte man meinen, wäre eine gute Gelegenheit gewesen, dem Feinde alles Geraubte wieder abzunehmen, aber — die deutschen Fürsten hatten wohl etwas wichtigers zu thun: sie saßen zu Regensburg, und stritten unter sich selbst.

Eine neue Kurwürde war diesmal der Zankapfel. Die Herzoge George Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und Ernst August zu Hannover hatten bisher die ersten Stimmen im Fürstenrathe gehabt, und dem Kaiser neuerlichst im Türkenkriege eine ausgezeichnete Hülfe geleistet. Sie versprachen, damit nicht nur fortzufahren, sondern sich auch noch durch besondere Tractaten dem Hause Oestreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Der ältere Bruder wollte nämlich dem jüngern sein Herzogthum abtreten,

und nun sollten die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen sammt den dazu gehörigen Grafschaften Hoya und Diepholz in ein Kurfürstenthum vereinigt, und die darauf zu heftende neunte Kurwürde auf die männliche Descendenz des Herzogs Ernst August forterben. Nicht bloß der Kaiser bewilligte gern auf so liberale Anerbietungen, als ihm von den Herzogen gemacht wurden, die Bitte, sondern auch die vier Kurfürsten von Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg unterstützten dieselbe, die beiden letzten deshalb, weil dadurch eine protestantische Stimme mehr in den Kurfürstenrath kam. Aufs heftigste hingegen widersetzten sich die sämmtlichen Fürsten, besonders der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden sollen, schlossen die Fürsten Vereine gegen die Kurfürsten, und warben Truppen, um einen Reichskrieg anzufangen. Weit entfernt auch, daß der Zwist schon jetzt hätte beigelegt werden können, mußte sich der Kaiser damit begnügen, dem neuen Kurfürsten gleichsam verstohlen die Belehnung zu ertheilen, (19. Dec. 1692) ohne ihn jedoch in das Kurfürstenkollegium einzuführen, und die Beruhigung der höchst aufgebrachten Fürsten der Zeit zu überlassen.

Eine Hauptursach, warum diese schreckliche

Gährung dem Reiche nicht zu größerm Verderben ausschlug, war, daß Ludwig XIV. selber um diese Zeit nichts eifriger als den Frieden und die Trennung des großen Bundes wünschte, den er gegen sich hatte. Man erwartete damals allgemein eine wichtige Begebenheit, den Tod des Königs Karl II. von Spanien. Wichtig mußte dieser Todesfall werden, weil der König Karl keine Erben hatte, und dem Kaiser seinen Thron hinterließ, wenn nicht Frankreich, wie vorher zu sehen war, einen Einspruch that. Dieser Einspruch konnte aber nicht ohne einen neuen fürchterlichen Krieg geschehen, und zu diesem nun wünschte Ludwig jetzt seine Kräfte zu sammeln. Auch der Kaiser dachte mit Zittern an dieses nahe Ereigniß, und wünschte eben deswegen den großen Bund bis dahin zusammen zu halten. Jetzt also war er es, der den Frieden ausschlug, und Ludwig derjenige, der ihn ernstlich wollte. Im Felde geschah wenig, doch waren die Franzosen überall im Vortheil. Schweden ward gebraucht, den Frieden zu vermitteln. In Ryswick, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, an welches ein Lustschloß des Prinzen von Oranien stieß, wurden im April 1697 die Unterhandlungen eröfnet. Da Frankreich fast alle Eroberungen zurückzugeben versprach, so wurden die Niederlande und England bald mit ihm einig, und Spanien, zu schwach, den Krieg ohne holländische Subsidien

fortzusetzen, gab auch bald nach. Mit dem seiner Alliirten beraubten Kaiser wurde nun kurzer Proceß gemacht. Man bot ihm an, Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg wieder herauszugeben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrücken wieder einzusetzen, und nichts weiter zu reuniren. Bis zum 20. Sept., sagten die französischen Gesandten mit gebieterischem Tone, wolle man ihm Bedenkzeit lassen, und wenn er dann diese Bedingungen nicht annehmen wolle, so möge er die Folgen seiner Weigerung sich selbst zuschreiben. Das arme deutsche Reich! War ihm jetzt wohl noch eine Wahl übrig? Am 30. Oct. 1697 ward das Friedensinstrument zu Ryswick unterzeichnet. Recht um die Deutschen zu schikaniren verlangte die französische Gesandtschaft noch den Abend vorher (29. Oct.) kurz vor Mitternacht, als der Tractat ins Reine geschrieben wurde, man müsse noch die Klausel hinzuthun: „Doch soll die katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben.“ Die deutschen Gesandten fanden es heimtückisch, jetzt solche Klauseln nach abgemachter Sache zu schmieden, und ihnen eine so unbillige Forderung gleichsam durch Ueberraschung abzudringen, allein die Franzosen warfen sich sogleich in die Brust, und sagten, es sey bloß vergessen worden, die Sache sey aber ihrem Könige so wichtig, daß die ganze Friedenshandlung wieder

abgebrochen werden müsse, wenn diese Clausel nicht mit eingerückt würde. Es wurde damit nichts geringeres verlangt, als daß in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, und in denen nur während der französischen Besetzung katholisch gepredigt worden war, von nun an immerfort nur katholischer Gottesdienst gehalten werden sollte. Leider mußten die deutschen Fürsten, wiewohl nach langem Widerstreben, auch hierin zuletzt dem Trotze der allgebietenden Franzosen weichen.

Das Jahr 1697 ist auch noch wegen des Uebertritts des jungen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zur katholischen Religion merkwürdig, den die politischen Verhältnisse dieses Fürsten nöthig machten. Er ward nämlich nach dem Tode des tapfern Johann Sobiesky († 17. Jun. 1696) von den Polen zum König gewählt (27. Jun. 1697) und nahm den Namen August II. an. So sehr hatte der protestantische Enthusiasmus schon nachgelassen! Dieser Uebertritt veränderte jedoch nichts in der kirchlichen Verfassung des Landes; der Kurfürst behielt sogar auf dem Reichstage seine protestantische Stimme, nnd versprach lauter protestantische Minister zu halten.

Endlich einmal wieder der Furcht entledigt, sammelten sich nun die rheinischen Flüchtlinge wieder, und fingen an, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Bewohnern vul-

kanischer Gegenden gleich, die Trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Berges doch immer wieder zu seinem Fuße zurückkehren, sobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht ward nach der Zerstörung Speiers nach Wezlar verlegt (1693). Aber ach, die guten Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als ein neuer schrecklicher Ausbruch desselben Vulkans die Werke ihres Fleißes wieder niederriß. Am 6. Febr. 1699 erfolgte nämlich Karls II. so ängstlich erwarteter Tod, und entzündete halb Europa mit hellern Kriegesflammen als zuvor. Doch die Geschichte dieses neuen ungeheuren Kampfes (der spanische Succeſſionskrieg genannt) behalten wir uns, um den Zusammenhang nicht unschicklich trennen zu müssen, für den folgenden Band dieses Werkes vor.

II.

Die Franzosen.

I.

Innere Unruhen in Frankreich.

(1618 — 1624.)

Wir haben dieses Reich (Th. VII.) in dem traurigsten Zustande verlassen, Ludwig XIII., dessen Geburt seinem großen Vater Freudenthränen entlockte, und den man schon in der Wiege den Gerechten genannt hatte, weil er im Zeichen der Wage geboren war, täuschte so sehr die allgemeine Erwartung, daß er sich selber verachten mußte. Schwach an Körper und Geist, war es ihm ein Bedürfniß, von andern regiert zu werden; und das träge Uhrwerk seines Geistes stand jeden Augenblick still, sobald es nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen ward.

Der erste, dem er sich in die Arme warf, war der schon erwähnte Luines. Dieser hatte es, wie gleichfalls erzählt ist, dahin gebracht, daß

die Königin Mutter, Marie von Medici, ganz außer Thätigkeit gesetzt, und nach Blois in eine Art von Arrest verwiesen worden war. Allein das unruhige, ränkesüchtige Gemüth dieser Frau ward dadurch nicht gebändigt. Obgleich von jedermann gehaßt, wußte sie doch, daß der übermüthige Emporkömmling Luines noch weit mehr gehaßt ward; und daß viele hohe Häupter aus Haß gegen die Regierung sich mit Freuden zu ihr schlagen würden, wenn sie öffentlich mit dem König brechen, und ihre Wiedereinsetzung in den Staatsrath mit gewaffneter Hand ertrotzen wollte. Besonders war auf den mächtigen Herzog von Epernon zu rechnen, der als Statthalter von Anjoumois und Saintonge und als Besitzer reicher Ländereien in Guienne die beste Gelegenheit hatte, ohne Aufsehen ein ansehnliches Heer aufzubringen. Dies that er. Marie von Medici schloß sich hierauf näher an ihn an, und entwich mit seiner Hülfe aus ihrer Haft zu Blois, in der Nacht vom 21. zum 22. Febr. 1619, indem sie durchs Fenster hinabstieg. Von Loches aus schrieb sie und Epernon an den König; beide rechtfertigten sich, und legten ihre Beschwerden und Forderungen vor. Aber auf Luines Eingebung empfing sie vom Könige eine harte Antwort. Nicht ohne Unruhe sah der Minister den Keim des Bürgerkriegs hervorgehen. Ihn zu ersticken, versuchte ers, die Königin von

dem Herzog von Epernon zu trennen, wie er sie bereits von ihrem klügsten Rathgeber, dem Bischof Richelieu von Lüçon, getrennt hatte, der nach Avignon verwiesen worden war; allein das gelang ihm nicht. Vielmehr verstärkte der Herzog seine Partey immer mehr, und beide bedurften einander viel zu sehr, um sich jetzt listig trennen zu lassen.

Diese gefährliche Krisis, in welcher jetzt das Reich schwebte, und die jeden gewöhnlichen Menschen mit Unruhe und Besorgniß erfüllte, reizte den einzigen großen Kopf, der damals in Frankreich lebte, mit unwiderstehlichem Zauber an, sich in das große Gewirr zu stürzen, und seine Freude in der Lösung desselben zu suchen. Dies war der schon erwähnte Richelieu *). Bischof von Lüçon. Früh hatte sich in diesem rastlos arbeitenden Feuerkopf eine unbezähmbare Begierde hervorgethan, sich weit über seines Gleichen hinauszuschwingen. In Leibesübungen und in Studien — wie in Ausschweifungen — war er immer der erste gewesen, und als sich ihm eine Aussicht darbot, im geistlichen Stande sein Glück zu machen, lag er zwey Jahre lang mit größtem Eifer

*) Geb. 1585. Sein vollständiger Name ist: Armand Johann du Plessis, Herr von Richelieu. Er war der jüngste Sohn eine franz. Edelmanns, und verlor seinen Vater in seinem 5ten Jahre.

den theologischen Studien ob, und erhielt es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß der Papst ihn schon in seinem 21sten Jahre zum Bischof von Lüçon weihte. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung richtete er sogleich den Blick nach größern Höhen. Er wußte sich Eingang bey einer Kammerdame und einigen Günstlingen der Königin Mutter zu verschaffen, ward selbst dem Marschall von Ancre bekannt, und empfahl sich allein so sehr durch die außerordentliche Gewandtheit seines Geistes, durch die Feinheit seines Betragens, und durch seine scheinbare Demuth und Dienstfertigkeit, daß die verwittwete Königin ihn bald zu ihrem geheimsten Unterhändler machte, zu welchem Amte er wie geboren schien. Mit einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit wußte er sich in die unerträglichsten Launen dieser Frau zu fügen, und immer wußte er seine Gönner in dem Glauben zu erhalten, als strebe er nach keinem höhern Ruhm, als nach dem eines recht treuen Dieners, während es ihm doch eigentlich um nichts geringeres zu thun war, als dereinst auf dieser Leute Schultern zu einer eignen Herrschaft emporzusteigen. Um sie recht zu täuschen, verließ er sie selbst da nicht, als Ancre ermordet und die Königin Mutter vom Hofe verwiesen war, ja er setzte eine Ehre darein, um der letztern willen von Luines selbst (nach Avignon) verbannt zu werden. Je-

dermann legte ihm dies als rühmliche Treue aus, was doch nichts als Schlauheit war. Er gewann dadurch den Ruhm der Treue, und einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Königin, wenn diese noch einmal, wie nicht unmöglich schien, wieder die Oberhand erhalten sollte. Dabey vernachlässigte er jedoch den allgewaltigen Luines nicht. Er ließ ihn unter der Hand verschiedentlich seines Gehorsams versichern, und stellte sich so auf das Studiren erpicht, als ob Staatshändel nur Nebensache für ihn wären. Luines glaubte sich daher an dem schwächlichen, dienstfertigen Prälaten ein brauchbares Werkzeug zuzulegen, und brauchte ihn nun selbst zu seinen Unterhandlungen mit Marien von Medici. Durch seine Vermittelung ward auch wirklich am 30. Apr. 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, in welchem die letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers, und volle Amnestie für alle ihre Anhänger erhielt.

So existirten nun zwey Höfe in Frankreich, der königliche in Paris, und der der Königin Mutter in Angers. Die letztere hatte ihren Staatsrath so gut als der König, und Richelieu war ihr Minister, obgleich er nicht den Namen führte. Ihn zu verdrängen, thaten der Herzog von Epernon und andere Große ihr Möglichstes, allein seiner Bescheidenheit und Vorsichtigkeit war

gar nicht beizukommen. Ein Gerücht, er werde zum Kanzler der Königin ernannt werden, erregte ihren höchsten Neid, allein er selber erklärte mit erheuchelter Demuth, solche Anmaßung sey ihm nie in den Sinn gekommen.

Kein Jahr verging, so standen die beiden Höfe schon wieder geharnischt gegen einander. Wo so vielerley Interessen sich durchkreuzen, hat die Kabale freies Spiel, und Luines hätte ein ganz anderer Kopf seyn müssen, als er wirklich war, um seine Würde gegen so mächtige, so kluge und so erbitterte Gegner lange ohne Anfechtung behaupten zu können. Eine Menge mißvergnügter Herren vom höchsten Adel sammelte sich an dem Hofe der Königin zu Angers, ja die Herzoge von Epernon und Mayenne zogen sogar wieder Truppen zusammen. Da auf diese Weise der Ausbruch des Bürgerkrieges nahe schien, so glaubte Luines demselben zuvorkommen zu müssen. Er bewegte den König, sich selbst an die Spitze von 8000 Mann zu stellen, und sich der festesten Plätze im Gebiete der Königin Mutter zu bemächtigen. Das geschah. Die Gegenrüstungen wurden schnell und ernstlich betrieben, allein auch diesmal war es der Bischof Richelieu, der den Sturm beschwor. Er unterließ nicht, den Herrn von Luines seiner fortdauernden Ergebenheit heimlich zu versichern, und bewies dann der Königin Mutter mit unwiderleglichen Gründen,

daß sie nur auf dem Wege der Güte ihre Forderungen durchsetzen könne. Sie folgte seinem Rathe, sagte sich von den Herzogen los, verglich sich mit dem Könige, und erhielt Verzeihung für alle diejenigen, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegen würden (10. Aug. 1620). Ein geheimer Artikel des Vertrags war der, daß der Bischof von Luçon den Kardinalshut erhalten, und seine Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Herzogs von Luines vermählt werden sollte. So schlau wußte der scheinbar demüthige Priester an seinem Glücke zu bauen, indem er nichts als das Wohl seiner hohen Patronen zum Augenmerk zu haben heuchelte. Der König umarmte hierauf seine Mutter zu Brissac mit großem Schein von Zärtlichkeit, und bald darauf nahm sie ihren Aufenthalt wieder, wie ehemals, in Paris. Hier kam ihr treuer Richelieu gar nicht von ihrer Seite, außer wenn er — was sie nicht wußte — bey Luines war, um diesem eben so schmeichelnd und ehrfurchtsvoll als ihr seine Dienste anzubieten.

Um die müßigen Großen für das folgende Jahr zu beschäftigen, wurden die Religionskriege wieder hervorgesucht. Die Protestanten hatten sich besonders im nördlichen Frankreich so vermehrt, daß dem ganzen Reiche eine allmälige Reformation bevorzustehen schien, wenn ihre Fort-

schritte nicht gewaltsam gehemmt würden. Diesmal sah man den Krieg gegen sie als eine Art von Kreuzzug an. Der König selbst, mit dem erlesensten Theile des französischen Adels, begleitete den Zug, dessen Oberkommando sich der ehrgeizige Luines sammt der Würde eines Connetable von Frankreich vorbehalten hatte. Dennoch wurde wenig glänzendes ausgerichtet, denn die Protestanten vertheidigten sich tapfer, und hatten ihre Städte gut befestigt. Nachdem einige Plätze mit großem Aufwand von Geld, Zeit und Menschen weggenommen waren, brach schon der Winter herein, und eine unerwartete Veränderung am Hofe verschafte den Reformirten noch mehr Ruhe. Der allverhaßte Luines starb nämlich im Lager vor Monheur an einem Fieber, im 43sten Jahre seines Alters, (15. Dec. 1621) selbst dem Könige zur Freude, denn er hatte diesen zuletzt so übermüthig behandelt, daß er der König, und der schüchterne Ludwig sein Diener zu seyn geschienen. Im Felde hatte er noch einmal soviel Gepäck als der König mit sich geführt, und im Hauptquartier mußte immer zuerst für ihn, und dann erst für den König gesorgt werden. Aber dieser Mann empfand es auch, wie wenig in entscheidenden Augenblicken ein bloß äußeres Ansehen ohne innere Würdigkeit vermag, denn seine Kreaturen erwarteten nicht einmal seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden

letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer fast beständig leer, die Thüren standen offen, und niemand bekümmerte sich um ihn. Ja, als sein Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogthums, abgeführt ward, sah man nicht selten, anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten begleiten sollen, ein Paar Bediente während des Pferdefütterns auf seinem Sarge Piket spielen.

Niemand freute sich mehr über des Günstlings Tod, als die Königin Mutter, und alles wendete sie an, um seinen Platz einzunehmen. Wiederum mußte der treue Richelieu ihr Helfer seyn, und durch vereinte List gelang ihr wenigstens das, daß sie in den Staatsrath aufgenommen ward. Ihren Freund auch mit hinein zu ziehen, war diesmal noch nicht möglich, indessen machte er sich doch durch seine Klugheit und Bescheidenheit dem Könige immer werther, und hatte wenigstens das Jahr darauf (1622) die Freude, daß der versprochene Kardinalshut aus Rom für ihn ankam. Endlich, 2 Jahre nachher, nach unzähligen der Königin bewiesenen Aufmerksamkeiten, erreichte er sein lange ersehntes Ziel. Eine Veränderung im Ministerium brachte den Finanzminister la Vieuville dem Könige näher, und diesen quälte die alte Königin so lange, bis er versprach, die Sache auszuwirken. So ward er denn (29. April 1624) in den Staats-

rath aufgenommen, trotz allem Widerstreben der übrigen Minister, die seinen unternehmenden Geist längst gefürchtet hatten, und die ihn auch jetzt noch verpflichteten, bloß in den Staatsversammlungen seine Meinung zu sagen, ohne sich weiter in die nähere Verhandlung der Geschäfte zu mischen. Demüthig erwiederte der neue Kardinal, er werde selbst darum bitten müssen, ihn mit solchen Arbeiten zu verschonen, da seine schwache Gesundheit eine so große Anstrengung nicht erlaube.

Um diese Zeit (im Jun. 1624) ward zu Paris ein Vermählungstractat zwischen der Schwester des Königs und dem Kronprinzen Karl von England geschlossen, dessen wir nur darum hier erwähnen, um ein Beispiel zu geben, welche ängstliche Verhältnisse damals die Etikette eifersüchtiger Höfe erzeugt habe. Zu den in dieser Sache von französischer Seite bestellten Kommissarien gehörte auch der neue Minister Richelieu. Als Kardinal hatte dieser den Rang über den englischen Gesandten, allein diese glaubten wenigstens die Höflichkeit von ihm verlangen zu können, daß er sich, wenn sie ihn besuchten, nicht zu ihrer Rechten niedersetzte. Dennoch bestand der stolze Priester darauf, und die Gesandten hätten unverrichteter Sache wieder nach England zurückkehren müssen, wenn man nicht auf folgenden Ausweg verfallen wäre: Es ward verabredet, der

Kardinal sollte sich krank stellen, und den Besuch im Bette annehmen. So ward die Ehre Roms und Englands gerettet!

2.

Richelieu's Staatsverwaltung.

(1624 — 1642.)

Die ersten Schritte des neuen Ministers verriethen schon hinreichend, welchen Gang er zu nehmen gesonnen sey. Nicht bloß Minister, sondern erster, ja einziger Minister wollte er seyn. Dazu stand keiner ihm mehr als sein Beförderer la Vieuville im Wege. Da auf diesem Manne die schwere Last lag, Geld zu den ungeheuren Staatsausgaben herbeizuschaffen, so war er nicht nur zu mancher Härte gegen die Unterbedienten gezwungen, sondern er verkürzte auch manchem Müßiggänger seinen Jahrgehalt, wenn die erforderlichen Summen nicht anders herauszubringen waren. Sein eignes mäßiges Vermögen mußte ihn vor dem Verdacht des Unterschleifs hinreichend schützen, allein dies half ihm nichts. Denn nachdem eine Menge Klagen über seine Härte eingelaufen waren, mußte auf Richelieus Anstiften die Königin Mutter ihrem Sohne so lange

zusetzen, bis dieser schwache Regent seine Einwilligung zu dessen Entlassung und Verhaftung gab. Nun gewann Richelieu immer mehr Land, und da er sich immer hinter die Königin versteckte, so kam alles Verwegene, was er that, auf der Letztern Rechnung.

Eine große Gährung am Hofe, die im Jahre 1626 entstand, gab ihm Gelegenheit, alle seine Feinde mit einem Schlage die furchtbare Kraft seines Arms fühlen zu lassen. Da man dem schwachen Könige weder ein langes Leben noch eine Nachkommenschaft zutraute, so hingen sich viele an seinen Bruder und wahrscheinlichen Nachfolger, den Herzog Gaston von Anjou, und Marie von Medici und Richelieu, die noch sichrer gehen wollten, suchten ihm gar die schöne Fürstin von Montpensier, aus dem Hause Guise, zur Gemahlin aus, um sich zugleich die künftige Königin zu verbinden. Auch war der Herzog dieser Ehe Anfangs gar nicht abgeneigt, bis eine Menge vornehmer Herren ihn durch tausenderley Vorspiegelungen umstimmten, unter denen besonders die wirkte, daß Richelieu ihn dadurch zu seinem Sklaven machen wolle, und daß es einem künftigen Monarchen unanständig sey, eine Unterthanin zu heyrathen. Diese Händel brachten die Feinde des Kardinal nahe zusammen, und da blieb es denn nicht bloß bey dem Vorsatze, demselben gemeinschaftlich entgegenzuwirken, sondern

es ward sogar verabredet, ihn bey Gelegenheit einer Jagd auf seinem Landgute Fleury zu besuchen, und ihn entweder zu tödten, oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen. Allein ein Graf von Chalais, der mit in dem Geheimniß war, hatte den Leichtsinn, es dem Commenthur von Valençai zu entdecken, und dieser zeigte es aus Gewissenhaftigkeit dem Kardinal an. Die Jäger fanden unvermuthet daß Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt, und fuhren erschrocken zurück. Auf königlichen (das heißt: Richelieuschen) Befehl wurden der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon, gefangen gesetzt; der Marschall von Ornano, Gaston's vormaliger Hofmeister, war bereits früher eingezogen. Der Letztere starb auch im Gefängnisse, vielleicht am Gifte, den Richelieu'n war jedes Mittel zu seinen Zwecken gleich. Dem Grafen von Chalais ward der Prozeß gemacht, und weil ihn Richelieu des Todes schuldig haben wollte, so erklärten die feilen Richter ihn dafür. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter von Nantes, daß er sich, wie zufällig, entfernte. Allein Richelieu's unwiderruflicher Befehl verlangte, daß das Urtheil an demselben Tage, da es ankäme, auch vollzogen würde. In der Angst trug man jetzt zweien Ver-

brechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des armen Grafen sehr schmerzlich, denn er erhielt an 30 Hiebe, ehe der Kopf herunterfiel. Der Herzog von Anjou, ein fast eben so großer Schwächling, als der König, mußte sich nun wohl nach dem Willen des Kardinals bequemen; er versöhnte sich, dem Scheine nach recht zärtlich, mit ihm und dem Könige, willigte in die Heyrath mit der Prinzessin von Montpensier, und erhielt eine starke Apanage, worunter auch das Herzogthum Orleans befindlich war, nach welchem er von jetzt an den Namen führte. Am 5. Aug. 1626 ging die Vermählung vor sich.

Richelieu hatte in diesem Kampfe mit bewundernwürdiger Kunst alles vermieden, was einer eigenen Rachsucht hätte ähnlich sehen können, ja er hatte die Verstellung so weit getrieben, daß er um seine Entlassung gebeten, „da er sehe, daß man ihm das Glück, mit dem Vertrauen Sr. Majestät beehrt zu seyn, gar zu sehr beneide." Diese List hatte den erwünschten Erfolg. Der König sowohl als seine Mutter versicherten ihm, daß er ihnen unentbehrlich und unschätzbar sey, und ließen ihm eine starke Leibwache geben, die er nach langem scheinbaren Widerstreben dankbar annahm. Im folgenden Jahre (1627) erhielt er den neugeschaffenen Posten eines Oberbefehlshabers der französischen Marine, so wenig

er auch vom Seewesen verstand, und Sitz und Stimme im Parlament und in allen Kammern und Gerichtshöfen. Von jetzt an ward ganz Frankreich allein von ihm regiert.

Die erste große Unternehmung, durch die er sich berühmt machen wollte, war die gänzliche Entwaffnung der Partey, von welcher seit hundert Jahren soviel Unruhen in allen Ländern ausgegangen waren, und die noch jetzt alle Eintracht der Staaten hinderte, der Reformirten. Wir wissen, daß Luines sie schon bekriegt hatte. Auch nach ihm hatte man sie verschiedentlich angegriffen, aber nie mit großem Erfolg. Richelieu wollte sie gänzlich wehrlos machen, und sie vor allen Dingen ihrer bisher so tapfer behaupteten Sicherheitsplätze berauben, unter denen Rochelle der festeste war, und in mancher Hinsicht das französische Magdeburg heißen konnte. Alle Staatskräfte wurden zu dieser Unternehmung aufgeboten. Mit Spanien und Holland wurden Bündnisse geschlossen, und beide mußten den Franzosen Schiffe leihen. Den Reformirten sandten dagegen die Engländer Beistand, doch hatten sie selber eigne Kräfte genug, und ihr Oberanführer, der Herzog von Rohan, war ein versuchter Krieger. In Languedoc führte der Prinz von Condé den Krieg gegen sie, die Belagerung von Rochelle wollte Richelieu selber leiten. Im Sommer 1627 setzten sich die Truppen in Marsch, und der Kö-

nig selber mußte mit, damit Richelieu ihn immer unter den Augen hatte. Man eroberte mehrere kleinere Oerter der Reformirten, und hierauf ward Rochelle selbst durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen, denn die Festungswerke der Stadt schienen so unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhr zu versperren, ließ Richelieu queer durch den 740 Toisen (Klafter) breiten Kanal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterstück der Wasserbaukunst bewundert, und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Rocheller selbst an ihrer Rettung, denn eine englische Flotte, die sich im May 1628 an dem Hafen sehen ließ, kehrte bald wieder um, als sie die gewaltigen Anstalten der Belagerer gesehen hatte.

Schon im März dieses Jahres war die Hungersnoth in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens 3 oder 4 Unzen Brodts täglich zu sich nahmen, aber da die Prediger nicht ermangelten, das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, so wollten sie lieber als Märtyrer sterben, denn sich ergeben. Den höchsten Heroismus bewies ein gewisser Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper,

aber

aber entschlossener Seele. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte in dieser Noth das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Er sträubte sich lange, endlich sagte er (4 März 1628): „Weil ihrs denn haben wollt, so will ich Bürgermeister seyn, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sey, dem ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte, und ich verlange, daß zu dem Ende dieser Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe." Er behielt diese Denkart bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr zugenommen hatte, zeigte ihm jemand eine matt vorüberschleichende, vom Hunger ganz abgezehrte Person. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie noch? Es wird uns beiden eben so gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen." — Ein andrer sagte ihm, es stürben soviel Leute Hungers, daß bald niemand mehr da seyn würde. „Nur immerhin, sagte Guiton, wenn nur einer zum Thorsperren übrig bleibt."

So hielt sich die Stadt noch sieben Monate. Immer hoffte sie noch auf Entsatz von den Engländern, allein obgleich am 19. Sept. eine der schönsten englischen Flotten ankam, so wurde doch dadurch nichts gebessert. Widrige Winde, Nachlässigkeit des Befehlshabers und schlechter Wille der Engländer überhaupt verursachten, daß die

ganze Flotte, nachdem sie die französische einen Tag lang (3. Oct.) beschossen hatte, eben so unverrichteter Sache, wie die erste, wieder abzog. Auf die Reformirten hatte jedoch ihre Erscheinung den guten Einfluß, daß Richelieu, den es verdroß, daß eine fremde Macht den Mittler zwischen dem König und seinen Unterthanen machen sollte, ihnen lieber günstigere Bedingungen machte, und auf diese ergaben sich endlich die wenigen Menschen, die der Hunger nach einer 14monatlichen Einschließung noch übrig gelassen hatte. Die Besatzung, die nur noch aus 64 Franzosen und 90 Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit dem Seitengewehr, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wankten sie zum Thore hinaus. Am 30. Oct. 1628 zog die französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte. Der Marschall von Schomberg kündigte ihm an, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben wären, und daß er nun nichts weiter zu thun habe, als ruhig nach Hause zu gehen. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brodt zu entreißen, und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, und gaben es lieber freiwillig hin.

Als darauf der Kardinal eine Menge Brodts in die Stadt bringen, und umsonst austheilen ließ, schlangen es viele so begierig hinunter, daß sie davon starben.

Der König konnte erst am 1. Nov. seinen Einzug halten, weil die Stadt so voller Pestgeruchs und Unreinigkeit war, daß man zwey Tage brauchte, um sie zu säubern. Man rechnete 15,000 Menschen, welche Hungers gestorben waren. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, selbst die Stadtmauer niedergerissen, und die Stadt aller ihrer Privilegien beraubt. Doch sollte die reformirte Religion nicht ausgerottet, sondern geduldet werden, eine weise Maaßregel, um die so hart Gedrückten nicht aufs äußerste zu treiben. Auf dieselben Bedingungen ward späterhin (27. Jun. 1629) auch mit den Reformirten in Languedoc und im ganzen Reiche ein Friede geschlossen. Alle ihre Sicherheitsplätze wurden der Mauern beraubt, übrigens behandelte man sie gelinde, und der Herzog von Rohan erhielt sogar für sich und seine Anhänger eine völlige Amnestie.

Nach dieser gelungenen Expedition richtete

Richelieu sein Augenmerk auf Italien. Hier war der Herzog Vincenz II. von Mantua und Montferat am 24. December 1627 gestorben. Sein nächster Erbe war Karl I., Herzog von Nevers, aber nicht viel schlechtere Ansprüche hatte der Herzog Ferdinand von Guastalla. Weil nun der Papst und die Spanier nicht gern einen Franzosen in Italien haben wollten, so erkannte der erstere die erledigten Herzogthümer dem Herzog von Guastalla zu, und Spanien und Oestreich schickten Truppen nach Mantua, um denselben gegen die Franzosen zu schützen. Allein der Herzog von Nevers hatte schon früher das Erbe in Besitz genommen, und ward jetzt von Richelieu so kräftig unterstützt, daß er auch am Ende die Oberhand behielt. Der Krieg deshalb wurde mit vieler Grausamkeit geführt, und Richelieu ließ sich bey dieser Gelegenheit die bisher in Frankreich nicht vorhanden gewesene Würde eines Generalissimus sämmtlicher französischen Armeen geben. Wirklich führte er auch den Krieg selbst eine Zeitlang nicht ohne Proben ächten Feldherrntalents; ein Geist, wie der seinige, mußte in alle Formen passen.

Im Nov. 1630 wurden diese Händel beigelegt. Sie hinterließen beiläufig noch eine besondere Wirkung am Hofe zu Paris. Marie von Medici, des Königs Mutter, haßte den Herzog von Nevers, und hatte ihm seine neue Erwerb-

schaft vom Anfang nicht gegönnt. Es war ihr daher sehr zuwider, daß man ihn so eifrig unterstützte, und sehr befremdend, daß der Kardinal Richelieu, den sie sich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet zu haben glaubte, ihr in diesem Punct ganz offen widersprach. Erst jetzt sah sie, daß der Diener zum Herrn geworden war, und sein Starrsinn erbitterte sie dergestalt, daß sie nun selbst dem Könige ernstlich anlag, sich des übermüthigen Ministers zu entledigen. Richelieu hingegen verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen den König, ließ ihn nie aus den Augen, und verhütete aufs sorgfältigste jede Zusammenkunft desselben mit seiner Mutter. Diese verfiel endlich, um ihn einmal ungestört sprechen zu können, auf die List, sich krank zu stellen, und machte deshalb bekannt, daß sie niemanden als den König in ihrem Zimmer sprechen wolle. Dieser ermangelte nicht, ihr seinen Besuch abzustatten (10. Nov. 1630), und jetzt drang sie mit allen Waffen weiblicher Beredsamkeit auf ihn ein. Schon schwankte der König, als auf einmal der Kardinal hereintrat. Er war an allen Thüren herumgeschlichen, bis er eine gefunden, die die Königin zuzuschließen vergessen hatte. „Ach Madame, rief der König bestürzt, hier ist er selbst!" — Sie sprachen also von mir? fragte der Kardinal. Die Königinn wollte es leugnen. „Gestehen Sies nur, Madame," fuhr Richelieu fort. — „Nun ja,

brach sie endlich heraus, wir sprachen von Ihnen, als von dem undankbarsten und schlechtdenkendsten Menschen." In diesem Tone warf sie ihm noch lange eine Menge unerlaubter Dinge vor, die er sich heraus genommen habe, und bat den König dringend um seine Verweisung. Der Kardinal, dem Thränen wie Worte zu Gebote standen, vergoß deren eine Menge, kniete nieder, stellte die Redlichkeit seiner Absichten mit rührender Stimme dar und da er die erboßte Frau nicht erweichen konnte, so bat er den König selbst mit Schluchzen, daß er ihm erlauben möchte, den Hof zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin Mutter verloren zu haben. Ludwig war nur allzugeneigt, ihn zu behalten, und redete selbst zu seinem Besten, allein die Mutter bestand auf ihrem Begehren, und fragte ihn wiederholt und unter Thränenströmen, ob er so unmenschlich seyn könne, seiner Mutter einen Diener vorzuziehen.

Ungewiß wie die Gefahr sich enden werde, suchte Richelieu bey seinem Freunde, dem Kardinal la Valette, Trost und Rath. Der König begab sich dagegen zu seinem Liebling St. Simon, und stellte ihm die Sache vor. Dieser, welcher zum Glück dem Kardinal große Verbindlichkeiten hatte, redete ihm bestens das Wort, und stellte dem Könige vor, wie alles bis jetzt

trefflich gelungen sey, was der Kardinal unternommen, und wie niemand zu finden, der seinen Platz so vollkommen ausfüllen würde. Dem Könige gefielen diese Reden; ihm selbst war Richelieu unendlich werther als seine Mutter, deren lästiges Winseln, Schwatzen, Gebieten und Widersprechen ihm mit jedem Tage verhaßter ward. Sich zu zerstreuen, fuhr er nach Versailles; Richelieu, von St. Simon schnell unterrichtet, eilte ihm mit la Valette nach, sandte diesen zuerst in das Zimmer des Königs, und stürzte bald darauf, selbst vorgelassen, zu den Füßen des Monarchen. Beide vergossen Thränen, Richelieu dankte für die ihm erwiesene Huld, und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sey. „Und ich, versetzte Ludwig, habe an Euch den treusten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die Ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet Ihr Eure Schuldigkeit gegen sie aus der Acht gelassen, so würde ich die Hand von Euch abgezogen haben, allein ich weiß, daß sie ohne Noth über Euch klagt. Sie hat sich von einer Partey einnehmen lassen, die ich schon werde zu trennen wissen. Fahret fort, mir so zu dienen, wie Ihr bisher gethan habt, so will ich Euch gegen alle feindselige Ränke beschützen.“ — Der Kardinal fiel nochmals auf die Knie, und betheuerte, daß er sich lieber entfernen,

als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle. Ludwig bat ihn hierauf nochmals, zu bleiben, versicherte ihn aufs neue seines Schutzes, und befahl, daß er künftig seine Wohnung im Schlosse gerade unter seinen eigenen Zimmern haben solle.

Einen solchen Ausgang hatte Marie von Medici von ihrer List nicht erwartet. Noch mehr mußte es sie kränken, sogleich mehrere ihrer Anhänger als Unruhstifter eingezogen und ihrer Würden entsetzt zu sehen. Und was das Aergste war, mit größerer Vorsicht kaum der rechtschaffenste Mann keinen Fehler vermeiden, als es der arglistige Richelieu that. Er hielt sich überall so in den Schranken der Mäßigung, Ehrerbietung und Bescheidenheit, daß auch gar nichts auf ihn zu bringen war. Dagegen hielt er in den Gesellschaften seiner Feinde immer seine Spione, erfuhr durch sie jedes Wort, und wußte davon bey dem Könige zu seiner Zeit den besten Gebrauch zu machen. Dieser ward zuletzt durch die vielen ihm zu Ohren gebrachten Machinationen seiner unruhigen Mutter so aufgebracht, daß Richelieu es schon wagen durfte, von ihrer Entfernung zu sprechen. Dagegen regte sich zwar anfänglich noch des Königs zartes Gewissen, als aber auf Richelieus geheimes Anstiften ein Paar Priester die schriftliche Entscheidung ausstellten, daß ein König seiner Mutter mit gutem Gewissen die kind-

liche Ehrfurcht versagen könne, wenn sie seine Regierung unruhig mache, ja daß er um des gemeinen Besten willen dazu verbunden sey, da gab Ludwig den Vorstellungen seiner Lieblinge nach und trug ihnen auf, die schicklichste Art der Veranstaltung auszusinnen.

Sie aus Paris fortschleppen zu lassen, sah gar zu gewaltsam aus. Lieber beschloß man, der König sollte nach Compiegne gehen, und sie dort — wenn sie, wie zu vermuthen war, ihm dahin gefolgt seyn würde — allenfalls mit Gewalt zurückhalten lassen. So geschah es auch. Der König zog am 16. Febr. 1631 mit seinem Hofstaat nach Compiegne, und sie, die ihn wie sein Schatten verfolgte, zog ihm am andern Tage mit dem ihrigen nach. Ehe der König den unangenehmen Schritt that, fragte er seine Räthe nochmals in einer geheimen Sitzung um ihre Meinung. Richelieu wollte lange nicht sprechen, und bat, sich lieber selbst vom Hofe entfernen zu dürfen. Da ihm aber der König zu reden befahl, so stimmte er sehr ernstlich auf ihre Entfernung. Hierauf reisete der König am 23. Febr. noch vor Tagesanbruch nach Paris zurück, und als seine Mutter erwachte, kündigte ihr der Marschall von Etrées an, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, und ein anderer Edelmann überreichte ihr ein Schreiben von ihrem Sohne, worin sie ersucht ward, sich auf einige Zeit in das Schloß

zu Moulins zu begeben. Ihren Schreck kann man sich denken. Nach vielen Klagen suchte sie endlich den Trotz hervor, und erklärte, kein Mensch solle sie von Compiegne wegbringen; es könne dem Staate ganz gleichgültig seyn, ob sie sich hier oder da aufhalte ꝛc. Sie besorgte nämlich, man möchte sie zuletzt von Moulins aus wohl gar noch nach ihrer Heimath, Italien, zurückschicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit, sich seines Triumphs zu freuen, denn schon lag eine zweite, ähnliche Arbeit für ihn bereit. Der Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans, hatte gerade dieselben Ursachen, auf den Kardinal eifersüchtig zu seyn, als die Königin Mutter, und er machte sich demselben durch sein ewiges und doch immer kraftloses Kabaliren nicht minder beschwerlich, als jene. Richelieu wollte ihn, als den vermuthlichen Kronerben, gern schonen, allein er trieb es zu arg. Er sammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen, und weigerte sich, an den Hof zu kommen, so lange seine Mutter in der Gefangenschaft sey, und Richelieu das Ruder führe. Diese Sprache glaubte der Kardinal nicht dulden zu dürfen; er berief schnell einige Regimenter zusammen, und mit diesen mußte der König selbst nach Orleans gehen. Der Herzog, so unerwartet überrascht, floh (im März 1631) nach Niederburgund, dann, auch hierher verfolgt, nach Hochburgund, und endlich nach Lothringen. Ri-

chelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs, sämmtlich seine Feinde, für Beleidiger der Majestät erklären, und wollte das Pariser Parlament zur Registrirung dieser Erklärung zwingen. Dieser ehrwürdige Gerichtshof fand aber die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug, und nahm sich daher die Freiheit, den Befehl bescheiden abzulehnen. Das Protocoll, welches darüber in Gegenwart aller Räthe aufgenommen ward, ward vom 25. April 1631 datirt.

Richelieu war nicht gewohnt, sich von irgend jemandem in der Welt ungestraft widersprechen zu lassen. Er ergriff diese Gelegenheit mit Eifer, um ein für alle Male die Autorität des Parlaments recht schmählich unter seine Füße zu bringen, und bewegte zu dem Ende den an sich so sanften König zu ganz unerhörten Schritten. Es ward eine außerordentliche Versammlung des Staatsraths (12. May) zusammenberufen, und darin beschlossen, daß das Protocoll des Parlaments vom 25. April öffentlich kassirt, und dagegen in dessen Bücher eine Acte eingetragen werden solle, wodurch jenes Protocoll für gesetzwidrig und nichtig erklärt würde. Dies geschah auf eine recht ausgesucht schimpfliche Weise. Die sämmtlichen Räthe des Parlaments mußten im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören,

daß sie sich unterständen, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt wären, Privatpersonen Recht zu verschaffen. Der König ließ sich hierauf das Buch geben, worin das Protocoll der Berathschlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor aller Augen, und befahl, den Ausspruch des Staatsraths dafür hinzuschreiben. Den Parlamentsräthen war verboten, vor dem Könige zu reden, und so mußten sie schweigend den Schimpf hinnehmen, den ihnen der despotische Kardinal bereitet hatte. Doch waren sie beherzt genug, nach einigen Tagen eine schriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür aber die beiden Präsidenten und ein besonders dabey geschäftig gewesener Rath sogleich aus Paris verwiesen wurden. Noch immer ergaben sie sich nicht, vielmehr suchten sie um die Zurückberufung der drey Verwiesenen an, und erhielten sie wirklich, da der vorsichtige Richelieu noch Bedenken trug, aufs erste Mal den Bogen allzu stark zu spannen.

Bald nachher entwischte die Königin Mutter aus Compiegne nach Brüssel, und fand hier bey der Infantin Isabelle, ihrer Tante, Schutz. Auch ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Orleans, fand sich im folgenden Jahre daselbst ein, und beide gaben durch ihren freiwilligen Uebergang zu den Feinden des Vaterlandes dem

Kardinal die schönste Gelegenheit, ihre und ihrer Anhänger Güter einzuziehen. Viele erledigte Statthalterschaften und Pairien wurden nun mit Richelieu's Kreaturen besetzt, und eigennütziger kann ein Pabst nicht für seine Nepoten sorgen, als dieser französische Papst für seine Vettern, Muhmen und Diener sorgte. Sich selber legte er bey dieser Gelegenheit die Statthalterschaft von Bretagne und die Würde eines Herzogs und Pairs zu, und ließ sich von dieser Zeit an Kardinal-Herzog nennen. (1631) Um allen ausgewanderten Großen die Rückkehr nach Frankreich zu verleiden, ließ er an dem Marschall von Marillac, der schon früher als ein Anhänger der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans eingezogen worden war, ein blutiges Exempel aufstellen. Ihm ward der Prozeß gemacht, und weder seine Unschuld noch seine hohe Würde konnten ihn vor dem Tode auf dem Blutgerüste schützen. (10. May, 1632).

Gegen eine so kräftige Regierung konnten freilich die planlosen Versuche eines so ohnmächtigen Hauptes, als der Herzog von Orleans war, nicht gelingen. Aber dennoch ist es zu bewundern, daß dieser Prinz die Gedanken an den Sturz des Kardinals nicht aufgab, sondern immerfort gegen denselben machinirte. Freilich konnte er wohl auf die allgemeine Unzufriedenheit im Reiche rechnen, allein er hätte auch bedenken sollen, daß

selbst ein ganzes Land voll Unzufriedener sich nicht eher rührt, als bis es von einem solchen Haupte angeführt wird, von dem es mit völligem Vertrauen seiner Rettung erwarten kann. Ihm genügte es, sich von der Infantin zu Brüssel und von dem Herzog von Lothringen, Karl IV. dessen Schwester Margarete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heimlich geheyrathet hatte, mit Gelde und einigen Truppen unterstützt zu sehen, und dem Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, ihm zugethan zu wissen, und so fiel er mit einem Schwarm ungebändigter Soldaten von den Niederlanden aus in Burgund ein, (13. Jun. 1632.) schickte pomphafte Manifeste aus, in denen er sich den Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Kardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche nannte, und erklärte, er sey bloß gekommen, das Land von diesem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu seiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifest nicht das mindeste, alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durchzug bat, schlossen ihre Thore vor ihm zu. Unter Mordthaten und Plünderungen erreichte der Räuberschwarm doch wirklich Languedoc, weil man die gegen Spanien und Oestreich streitenden Heere nicht so schnell abrufen konnte. Dies machte dem Kardinal nicht geringe Sorgen, denn der Herzog von Montmorenci war ein trefflicher Feldherr,

und auch sonst ein wackerer Mann, der der Partey des Prinzen wohl ein Gewicht geben konnte. Er hatte ihn beleidigt, Montmorenci war ein alter Diener des Hauses Medici, und so ungern er den König feindlich angreifen mochte, so wollte er doch auch vor dem Herzog von Orleans nicht als ein Feiger erscheinen, nachdem derselbe im Vertrauen auf seine Unterstützung den gefährlichen Marsch durch halb Frankreich und Languedoc unternommen hatte. Zwar hatte er, als er vorläufig sein Wort gegeben, diesen Marsch nicht so nahe geglaubt, sondern vielmehr gehofft, es werde noch eine gütliche Vermittelung zwischen dem König und seinem Bruder getroffen werden, allein jetzt sah er sich überrascht, und in der traurigen Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden, endlich gab die alte Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausschlag. Trotz Richelieus geheimen Versprechungen und Unterhandlungskünsten vereinigte er sich mit dem Prinzen (im Aug. 1632), so wenig zweckmäßige Anstalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und so gewiß er sein Unglück voraus sah.

Dies letztere begann schon bey seiner ersten Zusammenkunft mit den Günstlingen des Prinzen. Sie stritten sich um die Befehlshaberstellen, und keiner hatte Ohren für des andern Rath. Unterdessen marschirten einige tausend Mann kö-

niglicher Truppen unter den Marschällen Schomberg und La Force nach Languedoc, und der König selber nebst seiner Gemahlin und dem Kardinal begab sich nach Lyon. Die Truppen des Herzogs von Orleans standen bey Beziers, und wollten von da aus das Städtchen Castelnaudari besetzen, als Schomberg sich in der Ferne zeigte. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, der des Herzogs linken Flügel führte, that den Angriff mit großer Heftigkeit. Montmorenci folgte mit dem rechten. Der Mittelpunkt des Heeres, in dem sich der Prinz selbst befand, blieb auf eine ganz unbegreifliche Weise unthätig, wahrscheinlich weil seine Rathgeber das Verderben jener ihnen so lästigen Feldherren wollten. Nur zu gut erreichte ihre neidische Bosheit diesen Zweck. Der Graf ward tödtlich verwundet, und Montmorenci, der wie ein gemeiner Soldat um sein Leben focht, sank, von 17 Wunden entkräftet, unter sein Pferd, auf welches noch ein anderes, auch schwer verwundetes stürzte, und wurde gefangen nach Castelnaudari gebracht. Diese Gefangennehmung rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des Prinzen auf dem Schlachtfelde ruhig stehen. (1. Sept. 1632).

Offenbar war nun auch das Schicksal des letztern hinreichend entschieden. Ihm blieb nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und

diese

diese erhielt er unter dem Versprechen, von jetzt an ruhig zu bleiben, und dem Könige die Bestrafung seiner Anhänger zu überlassen. Am 29. Sept. ward dieser Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den armen Montmorenci der unerbittlichen Rache des Kardinals Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin dieses edlen, unglücklichen Mannes den Prinzen an seine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu schließen. Sie lernte jetzt, daß niemand seiner Schwüre und Versprechungen Meister ist, dem es an Kraft fehlt, männlich entworfene Plane auch männlich auszuführen.

Die Provinz Languedoc ward nun schnell beruhigt. Montmorenci wurde nach Toulouse gebracht, dessen Parlament ihm den Prozeß machen mußte. Da man ihn in den Waffen gefangen genommen hatte, so fand freilich eine Entschuldigung gar nicht Statt; allein viele, und seine Richter selbst, verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so erhabenen und um das Reich so verdienten Fürstenhauses sein Leben auf dem Blutgerüst endige. Aber Richelieu's Unversöhnlichkeit verachtete solche Rücksichten. Er wußte dem Könige die Folgen, die für die Sicherheit der Regenten aus der Begnadigung solcher Hauptverbrecher hervorgingen, so lebhaft vorzustellen, daß dieser ihm gelobte, sich durch nichts erbitten

zu lassen. So wurden demnach die beiden Schwestern des unglücklichen Herzogs, nebst vielen andern Freunden, die nach Toulouse gekommen waren, um vor dem Könige einen Fußfall zu thun, an der Thür abgewiesen. Selbst der königliche Liebling St. Simon und die Herzoge von Chevreuse und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen, oder vielmehr seine Furcht vor dem Kardinal nicht überwinden. Vergebens erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in ganz Toulouse herrsche eine tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Umsonst sagte der Marschall von Chatillon, der König würde unzähligen Personen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig warf einen Blick auf den finstern Richelieu, der ihm nicht von der Seite ging, und sagte mit erzwungener Hoheit: „Ich würde nicht König seyn, wenn ich die Gesinnungen der Privatpersonen hätte.“ Darauf kam der Graf von Charlús, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marschallsstab und Orden. Er konnte sich nicht enthalten, dem König, der am Schachbrett saß, zu Füßen zu fallen, und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle die im Kabinette waren, warfen sich mit ihm auf die Knie, und unterstützten seine Bitte. Dennoch sagte der

König: „Nein, bey mir ist keine Gnade; er muß sterben! Man darf sich über den Tod eines Menschen, der ihn so sehr verdient hat, nicht grämen; man muß ihn nur bedauern.“ — Einige Jahre hernach gestand er selbst dem Prinzen von Condé, daß ihm in dieser Sache Gewalt angethan sey, und bereute von Herzen, aber zu spät, seine blinde Härte. Die Hinrichtung geschah am 30. Oct. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der fromme Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke ächt christlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Kardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, die Transfiguration des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathhauses geführt ward, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesende, kniete nieder, und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, welches ihm wegen einer Wunde am Halse sehr beschwerlich fiel. Als er endlich die bequemste Lage aufgefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — Er starb im 38sten Jahre seines Alters. Seine trostlose Wittwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieu's Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen.

Bey der Zurückkunft des Hofes nach Paris

fand sich schon wieder Stoff zu neuen Unruhen. Der mißvergnügte Kronerbe, Herzog von Orleans, war abermals nach Brüssel entwichen, und suchte spanische Hülfe gegen die Ungerechtigkeiten des Hofes nach. Jetzt erst erfuhr man das Geheimniß seiner Vermählung mit der lothringischen Prinzessin Margarete, und diesen Umstand nahm Richelieu zum Anlaß, den Herzog Karl IV. von Lothringen zu züchtigen. Französische Soldaten besetzten sein Land, und zwangen ihn unter den schimpflichsten Bedingungen, Frieden zu machen. Die drückendste davon war die, daß seine Hauptstadt Nancy bis nach ausgemachter Sache des Herzogs von Orleans in französischen Händen bleiben solle. Der König selber hielt am 25. Sept. 1633 einen triumphirenden Einzug in dieselbe und behandelte den überwundenen Herzog ziemlich verächtlich. Dieser ertrug die schändliche Sklaverey nicht lange; er wollte lieber gar kein Land haben, als so gefesselt seyn, und daher legte er den 19. Jan. 1634 feierlich die Regierung in die Hände seines Bruders, des Kardinals Franz von Lothringen, nieder, und ging mit 2500 seiner Unterthanen in kaiserliche Dienste. Der neue Herzog Franz schickte nun dem Papst seinen Kardinalshut zurück, um sich vermählen zu können. Allein seine Regierung dauerte nicht lange. Richelieu erkannte die Rechtmäßigkeit derselben nicht an, und ließ im Huy das ganze Land erobern.

Der neue Herzog, welcher nächstens selber aufgehoben zu werden besorgte, dachte auf schleunige Flucht. Allein wie sollte er durch die französischen Wachen kommen, von denen die Stadtthore und sein ganzes Schloß besetzt waren? Hierzu ward mit einem Herrn von Bornet eine List verabredet. Dieser mußte den Herzog am 31. März auf seinem Schlosse besuchen, und als er spät am Abend wieder nach Hause ging, begleiteten ihn der Herzog und die Herzogin verkleidet, jener als Bedienter, diese als Page mit der Fakkel, nach Hause. Hier blieben sie die Nacht versteckt, und am Morgen wanderten sie in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute nämlich, Körbe voll Mist auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte sie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an, allein da gerade der erste April war, so glaubten die Soldaten, es sey Scherz. Unter fortwährender Angst und großer Beschwerde, zumal für die Herzogin, die einen so weiten Gang zu Fuße, mit einer solchen Last und auf so schlechtem Wege noch nicht gemacht hatte, kamen sie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Vertrauter mit einem Wagen hielt, der sie glücklich nach Besançon brachte. Von hier traten sie die größere Reise nach Florenz zu ihrer Tante, der verwittweten Groß-

herzogin, an, wo sie drey Jahre blieben, nach welchen sie zu Wien ihren Aufenthalt nahmen.

Der Herzog von Orleans befand sich zu Brüssel auch nicht in der besten Lage. Er hätte gern die ihm von Richelieu angebotene Versöhnung wieder angenommen, wenn der Hof nur seine Ehe mit der Prinzessin von Lothringen hätte genehmigen wollen. Nach einigen Schwierigkeiten ward dies endlich auch bewilligt, und der Herzog begab sich im October 1634 nach Frankreich zurück. Um allen künftigen Unruhen vorzubeugen, suchte Richelieu nun sich des Herrn von Puylaurens, des vertrautesten Rathgebers des Herzogs, zu versichern, und es ward ihm nicht schwer, einen Vorwand zur Verhaftung zu finden. Der Günstling mußte ins Gefängniß wandern, und kam nie wieder zum Vorschein. Richelieu wußte mit dem Gifte eben so gut umzugehen, als mit der Justiz.

Der Zweck dieser schlechten Handlung ward indessen doch nicht ganz erreicht. In dem Herzog selber blieb noch immer Stoff genug zum bittersten Hasse gegen den Kardinal zurück, obgleich dieser ihn zum Mitanführer eines Heeres gemacht hatte, das in den Niederlanden gegen die Spanier fechten sollte. Bey dieser Gelegenheit war es, wo der Prinz mit dem Grafen von Soissons, einem jungen, feurigen Manne, und Richelieu's Todfeinde, eine so vertraute Verbin-

dung errichtete, daß zwischen ihnen und einigen ihrer treusten Edelleute sogar von der Ermordung des Kardinals die Rede war. Die Gelegenheit dazu war günstig, als der König im Sept. 1636 selbst mit seinem Minister nach Amiens kam, um sich mit den Anführern der Armee über die nächsten Operationen zu berathen. Da verabredeten nun die Verschwornen, man wolle das nächste Mal, wenn die Rathsversammlung im Schlosse auseinanderginge, den Kardinal zurückzuhalten suchen, und während des Gesprächs sollten der Graf von Montresor und sein Vetter, der Herr von St. Ibal, ihn auf einen Wink des Herzogs oder des Grafen niederstoßen. Alles ging erwünscht, der König fuhr gleich nach geendigter Sitzung nach Hause, und der Kardinal blieb ohne Begleitung der Seinen mitten unter seinen Feinden zurück, von deren Vorhaben er gar keine Ahndung hatte. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Gespräche im Hofe des Pallastes auf und ab, während Montresor kein Auge von dem Herzog von Orleans verwendete, um ihm das besprochene Zeichen abzumerken. Aber so groß ist die Furcht eines schwachen Geistes in der Nähe eines Starken, daß der Herzog kein Auge aufzuschlagen wagte, und zuletzt außer aller Fassung, zum Erstaunen des Kardinals, davonlief. Montresor eilte ihm nach, und erhaschte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie Sich un-

glücklich machen? rief er ihm zu. Der Feind ist völlig in ihrer Gewalt, und bald werden Sie in der seinigen seyn. Soll ichs noch vollführen? Noch ist es Zeit!" — Nein, nein, stammelte der Prinz, und lief wie ein Wahnsinniger umher. Dieselbe Furcht empfand der Graf von Soissons. Auch ihm sah sein Vertrauter St. Ibal unaufhörlich nach den Augen, allein er konnte sich nicht zu dem einzigen Blick entschließen. Unterdessen empfahl sich der Kardinal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, ohne zu wissen, welcher Gefahr er entgangen sey.

Die Gesinnungen der beiden Prinzen blieben ihm indessen nicht unbekannt, und er wußte sich zu seiner Zeit an beiden zu rächen. Am unerwartesten an dem Herzog von Orleans. Die Königin, Anna von Oestreich, war ungeachtet ihrer 22jährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringsten Gemeinschaft mit ihrem kränklichen Gemahl, gegen welchen auch Richelieu sie mit Fleiß in einer gewissen Spannung zu erhalten suchte. Uebrigens lebte sie zufrieden, und dem Scheine nach in größter Ehrbarkeit. Nach langer Trennung bemühten sich plötzlich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen, und einige Zeit nachher erscholl die fast unglaubliche Nachricht, es sey ein Kronprinz geboren *) (5. Sept. 1638). Richelieu war der erste,

*) Der nachher so berühmt gewordene Ludwig XIV.

der dem selbst verwunderten Könige zu dieser unverdienten Gabe Gottes Glück wünschte, und man kann denken, wie er jetzt über den betrogenen Herzog von Orleans triumphirt haben werde, da er ihn nun nicht mehr als künftigen Regenten zu fürchten brauchte. Hat er, wie zu vermuthen ist, einen Antheil an diesem Ereigniß, so ist dies unstreitig das Meisterstück seiner Politik.

Ich habe bisher nur Richelieu, den Regierer Frankreichs uud den Unterjocher des hohen Adels, geschildert, doch dieser Titel umfaßt nur die kleinere Hälfte seiner Thaten. Während aller jener Hofkabalen bestritt er noch eine Menge auswärtiger Geschäfte, die im Ganzen den Zweck hatten, die Macht des Hauses Oestreich zu schwächen. Ob bey dieser Bemühung die Ausbeute mit dem aufgewandten Kräften im Verhältniß gestanden habe, möchte zweifelhaft seyn. Wenigstens erndtete Richelieu die Früchte dieser Saaten noch nicht. Vielmehr war sein Lohn für diesen Theil seiner Staatsverwaltung das Seufzen und der Haß der ganzen französischen Nation.

Er brachte 3 Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bauerin zu dem Geschäft nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, welches nur zu sehr eintraf.

Unerhört waren die Erpressungen, deren er bedurfte, um die Armeen zu unterhalten, die gegen Spanien und Oestreich mit jedem neuen Frühling ausgesendet wurden. Denn während seiner 18jährigen Ministerschaft war kein Jahr ohne Krieg. Zuerst beschäftigten ihn spanische Händel in der Schweiz und in Italien; dann mischte er sich, wie wir wissen, in den deutschen (30jährigen) Krieg, anfangs nur durch Geldbeiträge, die er laut dem Vertrage von Bärwalde den Schweden lieferte, nach der Schlacht bey Nördlingen aber (1634) durch Sendung eigener Heere, und durch einen Vertrag mit dem tapfern Bernhard von Weimar, der für das Versprechen, daß ihm das Elsaß gegeben werden solle, auf eine Zeitlang förmlich in französische Dienste trat. Er machte deshalb im Anfang des Jahres 1636 persönlich eine Reise nach Paris, um die Absichten des Kardinals deutlicher zu vernehmen. Treflich, und eines deutschen Helden würdig war sein Benehmen gegen die eingebildeten pariser Hofschranzen. Unter andern traf er auch den Herzog von Parma in Paris, dem man viel Aufmerksamkeit erwies, und vor dem Könige mit bedecktem Haupt zu reden erlaubte. Bernhard verlangte dasselbe Vorrecht, allein man schlug es ihm ab, weil er ein länderloser Herr sey. Daran aber kehrte er sich nicht, sondern als bey der ersten Audienz der König sich bedeckte, setzte auch

er seinen Hut auf. Dadurch ward der König genöthigt, den seinigen wieder abzunehmen, damit der Herzog es auch thun mußte, und so blieb es denn bey allen folgenden Audienzen. Richelieu hatte die Unverschämtheit, ihn mit seiner Nichte, der Marquise von Combalet, verkuppeln zu wollen. Als Bernhard es hörte, sagte er lachend: „Zur Maitresse ist die Dame nicht schön genug, und zur Gemahlin für mich zu gering." Und als in Richelieu's Kabinette dessen Vertrauter, ein alter kluger Kapuziner, Namens Joseph, ihm auf einer Landkarte die Plätze vorzeichnen wollte, welche er, der Herzog, erobern müsse, erwiederte er, des unverständigen Befehlens überdrüßig: „Ja ja, Herr Pater, das wäre alles recht gut, wenn man nur die Städte so mit der Fingerspitze erobern könnte."

Von den Jahren 1636 bis 1642 hatte Frankreich Jahr aus Jahr ein wenigstens 5 auch wohl 7 verschiedene Armeen im Felde, und oft noch 2 Flotten dabey auf dem Meere. In den Niederlanden, am Rheine, an den Pyrenäen, in Savoyen und in der Schweiz wurde der Erbfeind zugleich bekriegt. Schaudern muß man, wenn man bedenkt, daß die dadurch nothwendig hervorgehende Auszehrung und Verarmung des ganzen Landes, welches die unaufhörlichen Steuern kaum noch erschwingen konnte, und die Vergießung der nicht zu berechnenden Menge Menschenblutes in

diesen ewigen Kriegen zunächst keinen andern Zweck hatte, als den, daß ein einziger Mensch sich auf seinem Posten behaupten konnte. Denn nur indem Richelieu den Staat in so vielerley mißliche Verhältnisse verstrickte, daß kein anderer, als er, sich getrauen durfte, die ungeheure Verwirrung zu lösen, nur dadurch machte er sich dem Könige unentbehrlich. In einem beruhigten Staate würde man seiner Klugheit nicht bedurft haben. Daß er aber Trotz den großen Anstrengungen, die er zur Bekämpfung der Nachbarn machte, doch im Ganzen so wenig ausrichtete, rührte zum Theil daher, daß er die Diener seiner Macht nicht, wie ein König, nach ihrer innern Würdigkeit aussuchen durfte, sondern mehr auf ihre Anhänglichkeit an ihn sehen mußte. Daher waren die von ihm bestellten Generale oft schlechte Helden, und meistens seine Verwandte, die nichts zu seinem Sturze unternehmen durften, wenn sie mit ihm nicht selber fallen wollten. Türenne bekam unter ihm noch keine bedeutende Würde, und Herzog Bernhard, der seinen Despotismus nicht gehorsam anerkennen wollte, ward vergiftet *), nachdem er mit seinen

*) Man kann dies wohl für ausgemacht annehmen, da selbst französische Geschichtschreiber nicht daran zweifeln, und da die Guten, welche dem Kardinal gern einen Character retten möchten, auf den er doch selbst nie einen Werth legte, auch nicht einmal die Nach-

sieggewohnten Deutschen das schöne Elsaß für Frankreich erobert hatte (1639).

Noch zwey Stürme erhoben sich gegen diesen französischen Großvezier, aber nach beider Uebergang stand er, wie gewöhnlich, nur furchtbarer da. Den ersten bereitete ihm der schon erwähnte Graf von Soissons, der sich eine Zeitlang in der Grafschaft Sedan bey dem Herzog von Bouillon aufgehalten hatte, und nun (1641) mit diesem vereinigt, und von den Spaniern unterstützt, die Verwegenheit hatte, mit gewaffneter Hand in Frankreich einzufallen. Bouillon war ein tapferer und kriegsverständiger Mann, und nahm seine Maaßregeln so gut, daß der gegen ihn abgeschickte Marschall von Chatillon am 6. Jul. unweit Sedan völlig geschlagen wurde. Allein das verschlug Richelieu'n wenig, der mehr als eine Maaßregel getroffen hatte. Der Graf von Soissons ward nämlich schon nach geendigter Schlacht mitten unter seinen Begleitern plötzlich erschossen, ohne das man ausmitteln konnte, von wem; vermuthlich aber von einem Verräther, der sich mitten unter seine Leibtrabanten geschlichen hatte. Dem Herzog von Bouillon ward für dies-

richt von der Pest für sich haben. Denn wenn diese auch im Lager des Herzogs geherrscht hat, so blieben doch, wie ausdrücklich gesagt wird, alle die, welche zunächst um seine Person waren, davon verschont.

mal noch, weil man mehr zu thun hatte, verziehen.

Die andere Gefahr für den Kardinal entspann sich fast unter seinen Augen. Ein junger Edelmann, Hr. von Cinqmars, genannt le Grand, gehörte seit einigen Jahren zu den liebsten Gesellschaftern des Königs, und war durch Richelieu selbst zu dieser Ehre gekommen. Sein flacher Geist ließ nämlich diesen Menschenkenner nichts von ihm befürchten, indeß sein lebhaftes, einschmeichelndes Wesen ihn geschickt machte, dem Könige die Langeweile zu vertreiben. Der letztere fühlte sich auch durch seine Unterhaltung sehr erbaut, und machte ihn zu seinem Garderobe- und dann zu seinem Oberstallmeister. Dies flößte dem jungen Herrn einen gewissen Dünkel ein, der ihn so kühn machte, sowohl den König als den Kardinal wie seines Gleichen behandeln zu wollen. Der erste ließ sich vieles von ihm gefallen, aber der letztere wies ihn so derb in seine Schranken zurück, daß er beschämt und erbittert seine Ohnmacht fühlte, und in bittre Thränen ausbrach. Wirklich wagte ers von diesem Tage an, Rachgedanken zu fassen, und es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre treuste Unterstützung zusagten, denn Richelieu's Stolz und Mißtrauen stieß jeden guten Kopf zurück, der im Dienste des Staats sein Glück versuchen wollte, ohne ihm zu schmeicheln. Am meisten hoffte er

durch den König selbst auszurichten, über den er wirklich viel vermochte, und der seine bittern Reden über Richelieu's Herrschsucht und über das große Elend, das er durch die vielen Kriege über Frankreich verbreite, oft mit sichtbarem Beifall anhörte. Cinqmars ging darauf allmälig weiter, und stellte ihm vor, wie der Kardinal ihn selbst in seiner wahren Sklaverey erhalte, und ihm nichts als den königlichen Titel lasse, wie die ganze Nation ihn verfluche, und die Gottheit um seine Wegräumung anflehe. Den König schien dies zu rühren, aber seine Furcht vor dem Minister war so groß, daß er Cinqmarn freundschaftlich warnte, mit dergleichen Reden vorsichtig zu seyn, indem, wenn der Kardinal sie wieder erführe, er selber ihn vor dessen Rache nicht möchte schützen können.

Es blieb indessen nicht dabey, vielmehr gewann der Günstling den König immer mehr für sich, und lockte ihm mehrmals das Geständniß ab, daß er des Kardinals gern los zu seyn wünschte, wenn es nur ohne Gefahr und ohne Gewaltthätigkeit geschehen könnte. Cinqmars sprach von Ermordung, allein diese wagte der König nicht zu befehlen. Sonst aber scheint er es verrathen zu haben, daß er nichts dawider haben würde, wenn es ohne sein Vorwissen geschähe. Cinqmars zog darauf mit großer Unbedachtsamkeit viele Officiere an sich, konnte aber keinen finden,

der das Wagstück ohne höhere Autorität auf sich nehmen wollte.

Dagegen gelang es ihm, die Herzöge von Orleans und von Bouillon in sein Interesse zu ziehen. Beide bewegte er, einen geheimen Tractat mit Spanien zu schließen, und mit Hülfe dieses Reichsfeindes den Kardinal zum allgemeinen Frieden zu zwingen. Dies geschah, während der König und alle Großen sich wegen des Krieges in Roussillon zu Lyon aufhielten (im März 1642). Hier sah Richelieu immer deutlicher, wie sehr der verachtete Günstling ihm über den Kopf wachse, wie wenig er selber noch von dem Zutrauen des Königs besitze, und wie er fast überflüssig zu werden beginne. Er verbarg seine tödtliche Unruhe darüber hinter der Maske der Freundlichkeit, und spürte mit Luchsaugen allen Tritten des Günstlings nach, dessen Uebermuth so zunahm, daß er ihm kaum noch des Gesprächs würdigte. Zum Unglück wurde der Kardinal in Carcassone krank, und mußte sich auf den Rath der Aerzte nach Tarascon in Foix begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Jetzt triumphirte Cinqmars vollends, denn bisher hatte Richelieu den König immer wie sein Schatten verfolgt. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Kardinal zum Glücke. Der König fand nämlich jetzt die plumpe Herrschaft eines übermüthigen Gecken weit lästiger, als die feinere,

eines

eines wahrhaft klugen Mannes, der wenigstens den Titel in ihm ehrte, und bey aller seiner Herrschsucht doch alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Mit Entzücken hörte Richelieu von seinen unermüdeten Spionen die Nachricht von des Königs plötzlicher Unzufriedenheit mit seinem Günstling, und unaufhörlich suchte er den ersten durch die schmeichelhaftesten Schreiben von seiner ewigen Treue und Anhänglichkeit an ihn zu überzeugen. Seine Freude stieg aufs höchste, als ihm seine Kundschafter gar die schriftlichen Beweise von Cinqmars und der Herzoge von Orleans und Bouillon geheimen Vertrage mit Spanien in die Hände spielten. Nun glaubte er gerüstet genug zu seyn. Durch einen treuen Diener übersandte er dem Könige selbst die Papiere, und zeigte die Nothwendigkeit von Cinqmars und seiner Freunde Verhaftung. Sie mußte geschehen, denn der König wagte nicht, dem Kardinal zu gestehen, daß er selbst um den Vertrag gewußt. Damit der Herzog von Orleans nicht entwischen möchte, war ihm zum Schein das Commando einer Armee für das künftige Jahr aufgetragen, woraus er schließen mußte, daß von seiner Theilnahme an Cinqmars Verrath nichts bekannt geworden sey. Man bemächtigte sich aber seines Botschafters, des Abbé la Riviere, und brachte durch Drohungen und List soviel aus

ihm heraus, als man wissen wollte. Damit überraschte man nachher den Herzog, der sich nun in Ausflüchten und Widersprüchen verwickelte, und seinen Richtern leichtes Spiel gab. Man suspendirte ihn sogleich auf unbestimmte Zeit von seiner Statthalterschaft Auvergne, nahm ihm sein Regiment, und berief ihn zum Verhör und zur Confrontation mit den übrigen Verbrechern. Da er selbst durch die kriechendsten Briefe an den Kardinal diesen Schimpf nicht abwenden konnte, so bat er um die Erlaubniß, das Reich verlassen zu dürfen, welches ihm gern bewilligt ward. Er ging nach Annecy in Savoyen. Der Herzog von Bouillon war gleich Anfangs verhaftet worden, und bekannte ohne Umstände, was man zu wissen verlangte.

Keiner von allen war bey dieser Sache in einer so peinlichen Lage, als der König. Er selber war ja ein Mitverschworner gegen seinen Minister gewesen, und er konnte wohl denken, daß dieser es wissen müsse. Jetzt da er gezwungen worden war, diese Verschwörung für ein Staatsverbrechen zu erklären, mußte er, der Mitschuldige, sich stellen, als verabscheue er die That, und habe nichts davon gewußt. Ihm war nichts anders übrig, als sich der Klugheit seines Ministers blindlings zu überlassen, überzeugt, daß dieser ihm wenigstens die gröbern Beschämungen ersparen werde. In dieser Absicht fuhr

er selbst nach Tarascon, und unterredete sich mit ihm an seinem Bette. Weinend stammelte er seine Entschuldigung, und sprach von Reue; auch Richelieu weinte, denn dies konnte er nach Willkühr, und dankte ihm für die Güte, vermöge welcher er die Verläumdungen nicht geglaubt habe, die seine Feinde zu seinem Verderben erdacht hatten. Der König ging soweit, daß er ihm seine eigenen Kinder *) als Unterpfänder seines Vertrauens und seiner Freundschaft anbot, und ihm nichts zu thun versprach, als was er selbst von Wort zu Wort ihm vorschreiben würde. Der Kardinal begab sich darauf von Tarascon nach Lyon, wo das Gericht festgesetzt war, welches diesen Prozeß bearbeiten sollte, und man kann wohl denken, mit welcher furchtbaren Strenge nun verfahren war. Die Beweise gegen Cinqmars waren freilich nicht schwer zu finden, allein Richelieu wollte seine Rache gar zu gern auch auf einen Herrn von Thou ausdehnen, der ihm als ein Mann von hohem Geist und ernstem Sinn längst verhaßt gewesen war. Er hatte eigentlich keinen weitern Antheil an der Verschwörung, als daß er darum gewußt hatte, und sein Betragen beim Verhör war so vorsichtig, daß man auch dies nicht einmal erfahren ha-

*) Zu dem 1638 gebornen Dauphin war späterhin noch ein zweiter Prinz hinzu gekommen.

ben würde, wenn der unbedachtsame Cinqmars es sich nicht hätte entlocken lassen. Vielleicht sollte des Kardinals Strenge zugleich eine Rache an dem Könige selber seyn, oder ihm zum schauerlichen Zeichen dienen, vor welchem Schicksal ihn seine Königswürde schütze. In der That würdigte er sich selbst zum Range eines gemeinen Missethäters herab, indem er, von seinem bösen Gewissen getrieben, während der Untersuchung dem Kanzler schrieb, er erkläre alles für Lügen, was Cinqmars etwa zu seinem Nachtheil aussagen würde. Wie dieser eine Zug die Geistesschwäche des elenden Königs offenbart, so zeugt für die Kälte seines Herzens der Umstand, daß er in der Stunde, zu welcher Cinqmars und Thous Hinrichtung angesetzt war, schläfrig nach der Uhr sah, und nach seiner Art spaßend sagte: „jetzt wird dem Mönsieur le Grand übel zu Muthe seyn." Thou starb im 37sten, Cinqmars im 22sten Jahre seines Alters; (12. Sept. 1642) jener von allen rechtschaffenen Männern, dieser von vielen Damen bedauert.

Der Herzog von Bouillon bot für seine Freiheit und sein Leben dem Kardinal seine Herrschaft und Festung Sedan an, und erhielt dafür wirklich Begnadigung. Der Herzog von Orleans ward auf den Rang einer bloßen Privatperson reducirt, mußte sein Gouvernement, seine Gensdarmen und seine Leibwache abgeben, und

sich sogar die Zahl der Bedienten vorschreiben lassen, die er nur halten dürfe. Er war feigherzig genug, dem Kardinal noch für diese Sentenz, wie für einen unverdienten Glimpf, in den demüthigsten Ausdrücken zu danken.

Dies war Richelieus letzter Triumph. Ein hitziges Fieber mit heftigem Seitenstechen verbunden, warf ihn am 28. Nov. 1642 von neuem aufs Krankenlager, und ein hinzukommender Blutsturz, auf welchen große Engbrüstigkeit folgte, verrieth den Aerzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der schwache Kardinal dankte ihm für diese Ehre, und sagte: „Sire, dies ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabey den Trost, daß ich Ihr Königreich auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse.“ Er bat darauf noch für seine Verwandte, und empfahl den Kardinal Mazarini, bisherigen päpstlichen Geschäftsträger am französischen Hofe, und seinen trefflichsten Schüler, zu seinem Nachfolger; rühmte auch die Geschicklichkeit der beiden Staatssekretäre Chavigni und Desnoyes und des Kanzlers Seguier. Als der König weggegangen war, wollte man dem Kranken nach der christlichen Sitte das Abendmahl reichen. Er, in dessen Herzen nie ein Funke religiösen Gefühls geglimmt hatte, war auch sterbend noch Politiker genug, um es mit erheuchel-

ter Andacht zu empfangen, und dabey zu betheuren, daß er bey seiner Staatsverwaltung nie etwas anders als das Beste der Religion und des Staats zur Absicht gehabt habe. Er starb am 4. Dec. 1642 im 58sten Jahre seines Alters.

Der König hörte die Nachricht von seinem Tode ziemlich kalt an, und sagte mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „Es ist ein großer Staatsmann an ihm gestorben." Er zog darauf, wie ihm der Sterbende gerathen, den Kardinal Mazarini in den Staatsrath, und erklärte, daß in der Staatsverwaltung nichts verändert werden solle. Da indessen jetzt ein entschiedener Premierminister fehlte, so konnte es ohne vielfache geheime Reibungen nicht abgehen. Mazarini mußte leise auftreten, und sich erst Liebe zu gewinnen suchen, ehe er herrschen konnte. Zu dem Ende verband er sich zuförderst mit seinem ersten Kollegen Chavigni gegen den zweiten, Desnoyers, der zur Freude jener beiden bald in Ungnade fiel, und sandte wenigstens zum Schein, als wünsche auch er den allgewünschten Frieden, Gesandte nach Deutschland. Alle Maschinen der Politik aber wurden vom Hofe in Bewegung gesetzt, als der König im Febr. 1643 ernstlich erkrankte, und durch sein Ende einen neuen Schauplatz interessanter Scenen zu eröfnen versprach. Jedermann drängte sich schon im Voraus zur neuen Regentschaft hinzu, und es entstanden darüber noch zu

des Königs Lebzeiten die feindseligsten Parteien. Der klügste gewann auch hier das Spiel, und das war Mazarini. Er beredete den König, selber noch vor seinem Ende einen Regentschaftsrath anzuordnen, und der Königin, seiner Gemahlin, den Titel einer Regentin, doch mit großer Beschränkung ihrer Macht, zu lassen. Dann schlich er selbst zur Königin, bewegte sie, sich dies ruhig gefallen zu lassen, und versprach ihr, sie nach des Königs Tode auch wohl in den Besitz der Macht zu setzen. Sie gab seinen Vorstellungen Beifall, und erwählte ihn, wie ehemals Marie von Medici den Richelieu, zu ihrem Vertrauten. Bald darauf starb Ludwig XIII. (14. May, 1643) eben so einfältig als er gelebt hatte. Bey seinen Gebeten mußte der anwesende Marschall von Chatillon entfernt werden, weil er ein Protestant war. Nachdem er alle Sprüche, die er wußte, selbst hergesagt hatte, sagte er zu dem Bischof von Meaux: „Nun betet doch weiter, hier ist eins meiner Bücher, worin die Sterbegebete gezeichnet sind.“ Nachmittags verging ihm die Sprache, und um 2 Uhr starb er, 42 Jahre alt, nach einem 33jährigen Thronbesitz. Seine unruhige Mutter, Marie von Medici, die sich eine Zeitlang zu Brüssel, dann in England, und zuletzt in Kölln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte, ein Jahr vor ihm, (3. Jul.

1642, 63 Jahre alt) beinahe in Dürftigkeit, gestorben.

3.

Der Kardinal Mazarin.

(1643 — 1661.)

Das Parlement zu Paris, diese uralte, ehrwürdige Gesellschaft, die Heinrich IV. so hoch geehrt, Richelieu aber zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt hatte, versuchte jetzt mit Gewalt seine alte Würde eines Reichssenats wieder herzustellen. Zu dem Ende übte es eine Machthandlung, durch welche es die Königin Mutter nothwendig verpflichten mußte: es stieß das Testament Ludwigs XIII. um, und erklärte dessen Wittwe zur unumschränkten und einzigen Regentin. Man kann sich vorstellen, wie lebhaft jetzt das Gedränge der Großen um sie geworden seyn möge, von denen jeder sein Glück durch sie befördert wissen, ja wohl gar einen Antheil an der Regierung erhaschen wollte. Allein die Königin beobachtete so viel Kälte und Festigkeit gegen die Minister, daß man wohl sahe, wieviel Mazarins Lectionen bereits bey ihr gefruchtet hatten. Sie fuhr fort, diesen schlauen Italiäner

um jeden Schritt zu befragen, und dieser, der als Ausländer und als Schüler Richelieus doppelt gehaßt wurde, stellte sich immer, als sehne er sich eifrigst nach Italien zurück, und als halte ihn bloß noch die Pflicht, die Königin in den Geheimnissen der auswärtigen Angelegenheiten zu unterrichten, die er seit Richelieus Tode allein besorgt hatte.

So ließ sich demnach der Anfang der neuen Regentschaft nicht so unruhig an, als viele gefürchtet hatten. Die Freude der Franzosen ward noch erhöhet durch die glücklichen Nachrichten, welche von den Armeen, besonders in den Niederlanden, einliefen. Der junge Herzog von Enguien, Sohn des alten Condé, gewann unter andern einen herrlichen Sieg bey Rocroy an der Gränze von Champagne, am 19. May 1643. Zwar starb dafür auch in demselben Jahre (24. Nov.) der Marschall von Guebriant in Deutschland, allein da sein Posten durch den aus Italien abgerufenen Türenne (der jetzt Marschall nnd Anführer der deutschen Armee wurde) besetzt ward, so war dadurch mehr gewonnen als verloren.

Daß der 1648 abgeschlossene westphälische Friede, in welchem Frankreich soviel gewann, hauptsächlich das Werk des Mazarins und seiner Unterhändler war, ist in der deutschen Geschichte schon gesagt worden. Frankreich war jedoch da-

durch bey weitem noch nicht beruhigt, vielmehr währte der Krieg mit Spanien, der in den Niederlanden, in Italien und in Katalonien geführt ward, noch ganzer elf Jahre fort. Unstreitig gehörte es zu den politischen Grundsätzen des Ministers, die Unruhen nie ganz erkalten zu lassen, damit ein guter Theil des Adels immer in gehöriger Beschäftigung, er selbst aber im Rath der Königin unentbehrlich bliebe.

4.

Die Fronde.

(1645 — 1654.)

Indessen kosteten doch die vielen Armeen jährlich dem Reiche unermeßliche Summen. Diese herbeyzuschaffen wurden dem schon so hart gedrückten Volke immer neue Steuern aufgelegt, und der Finanzminister Emery, ein Italiäner, der für die Gefühle der Menschlichkeit gar kein Organ zu haben schien, besaß ein ganz eigenes Talent, immer neue Namen und Vorwände für bisher unerhörte Abgaben zu erfinden. Schon 1644 entstand zu Paris ein Auflauf über eine dieser Taxen, die auf alle neuerbaute Häuser gelegt worden war. Das Parlement, bey welchem

man den Finanzrath verklagte, nahm die Klage an, und that ernsthafte Vorstellungen darüber bey der Königin. Dies hatte den despotischen Act zur Folge, daß zwey Präsidenten und zwey Räthe des Parlements gefangen genommen, und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich machten die Kammern einen Stillstand in allen gerichtlichen Geschäften, um sich eine Weile bloß mit Abfassung schriftlicher Vorstellungen an den Staatsrath beschäftigen zu können. Der darüber empörte Hof wollte diese Vorstellungen lange nicht annehmen, that es aber endlich doch, drohte indessen nachdrücklich, und nahm keine seiner Verordnungen zurück, vielmehr ward auf den 7. Sept. 1645 ein Lit de Justice *), das erste des jungen Königs, anberaumt, bey welchem schon wieder 19 neue Steuerdicte registrirt werden sollten: Die Königin Mutter begab sich mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Condé, dem Herzog von Orleans, und vielen andern Großen dahin, und der siebenjährige König sagte ganz ernsthaft: „meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen.“ Der Kanzler stellte hierauf die Nothwendigkeit der neuen Auflagen sehr beredt vor, die sodann selbst einzeln vorgelesen wurden, mußte sich aber im

*) So hießen die feierlichen Parlamentsversammlungen in Gegenwart des Königs und aller Großen.

Angesicht des ganzen Hofes von dem eben so beredten als freimüthigen Generaladvocaten Talon Dinge zur Antwort sagen lassen, die die Königin nie von ihren Schmeichlern gehört hatte. Dennoch wurden die Edicte registrirt, ja es erschienen von Zeit zu Zeit immer neue und härtere, die die geheime Gährung vermehrten, bis endlich der verwegene Emery gar Hand an die Besoldungen der Gerichtsräthe legte, erst Abzüge davon verlangte, dann sie auf 4 Jahre gänzlich einziehen wollte, wofür er das Versprechen gab, diese Aemter erblich zu machen. Das brachte jene Kollegien aufs äußerste; sie beschlossen, sich mit dem Parlement zu vereinigen, und über diese verzweifelte Handlung ward am 17. May 1648 ein förmlicher Parlamentsschluß zu Stande gebracht.

Dies war für alle Mißvergnügte das Zeichen zum Aufstand. Und wer war nicht mißvergnügt? Aus allen Ständen brachte das Volk Klagen vor das Parlament, und verlangte Hülfe und Erbarmen. Schreckliche Geschichten von der Barbarey der Steuerpächter und ihrer Unterbedienten wurden an das Licht gebracht. Emery und sein verhaßter Beschützer, der unersättliche Mazarin, wurden bis in den Abgrund der Hölle verflucht. Das Parlament versammelte sich von nun an alle Tage, so sehr auch der Hof dies durch Drohungen zu verhindern suchte, und trotzte

der Regentin so kühn, daß diese sich wenigstens gezwungen sah, Emery zu entlassen; wiewohl dadurch dem Uebel nicht abgeholfen ward, denn der an seine Stelle gesetzte Marschall de la Meilleraye, ein Verwandter Richelieus, war nicht minder herrschsüchtig und hart als jener. Auch war man auf Mazarin fast mehr als auf Emery erbittert, weil man Nachricht haben wollte, daß derselbe nicht nur mit dem Finanzminister getheilt habe, sondern auch noch immer große Summen nach Italien schicke, um im Nothfall gedeckt zu seyn.

Die Regentin, die noch nicht wissen mochte, was es mit der gerechten Wuth eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes auf sich habe, wollte es noch einmal mit der Gewalt versuchen, und ließ die beiden eifrigsten Sprecher des Volks, den Parlamentsrath Broussel und den Präsidenten Blancmesnil arretiren, und jenen nach St. Germain, diesen nach Vincennes bringen. Drey andere Räthe wurden aus Paris verwiesen. (26. Aug. 1648) Das hieß die Miene entzünden. Denn kaum erhielt das Volk die Nachricht, besonders von Broussels Gefangenschaft, eines siebzigjährigen Greises, den seine Redlichkeit und Popularität zum Abgott der Pariser gemacht hatten, als es in Wuth gerieth, zu den Waffen griff, die Eingänge der Straßen durch Ketten versperrte, und alles in Flammen zu setzen

drohte, wenn die Gefangenen nicht losgelassen würden. Vergebens ritten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hopital durch die Straßen, und suchten das Volk zu besänftigen; sie mußten zurück, um sich nicht der Beschimpfung, ja der Lebensgefahr auszusetzen.

Diese Verwirrung reizte abermals einen Mann von seltnem Herrschergeist, in derselben sein Talent zu üben und zu verherrlichen. Dies war Johann Franz Paul von Gondi, Neffe und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann von unerschöpflicher Lebenskraft, die er bisher aus Mangel an Gelegenheit zu edlerer Wirksamkeit, wie viele seines Gleichen, in Ausschweifungen vergeudet hatte. Als Geistlicher war ihm nichts höheres mehr zu erreichen übrig, als der Kardinalspurpur, außer diesem fühlte er sich aber auch noch zu derselben Gattung des Ruhmes berufen, den zwey Kardinäle unlängst in seinem Vaterlande errungen hatten. Die Liebe des Volks hatte er sich bereits zu erwerben gewußt, jetzt kam es darauf an, ob er auch dem Hofe ein Vertrauen werde abgewinnen können. Er bot der Königin seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Aber wie hätten zwey Priester unter solchen Umständen Freunde seyn können? Mazarin sprach gegen die Regentin auf das verächtlichste von ihm, und diese nahm daher sein Anerbieten sehr kalt auf. Dennoch ging der

Coadjutor hinaus, beruhigte wirklich das tobende Volk, und kam stolz zurück, von dem Erfolg seiner Beredsamkeit Bericht abzustatten. Auch das ließ die Königin gleichgültig, ja die Hofleute bespöttelten seine Eitelkeit sogar. Tief gekränkt, und fest entschlossen, sich zu rächen, verließ er das Louvre.

Noch die Nacht wandte er dazu an, seine zahlreichen Freunde und Anhänger unter der Bürgerschaft mit seiner Wuth gegen den Hof und den Minister anzustecken, und sie in die Waffen zu rufen, so daß der Kanzler Seguier, als er am andern Morgen ins Parlement gehen wollte, alle Straßen besetzt fand, und sich in einen benachtbarten Pallast flüchten mußte, wo er sich in einen Wandschrank verbarg, um von den Nachsuchern nicht entdeckt zu werden. Als aber auf den darüber entstandenen Lärm der Marschall von la Meilleraye mit den königlichen Haustruppen ausrückte, und gar auf die Bürger Feuer geben ließ, gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, die Ketten wurden sogleich wieder vor alle Straßen gezogen, hinter dieselben wurden mit Erde oder Mist gefüllte Fässer gewälzt, und hinter diese stellten sich die Bürger mit geladenen Flinten, wie hinter Brustwehren, und feuerten auf die Soldaten. Ein Weib sogar warf dem Marschall la Meilleraye einen Stein an den Kopf, und ward dafür von ihm mit einem Pistol erschossen.

Ueberall blieben die Bürger im Vortheil, denn die Soldaten selber riefen laut, sie würden gegen sie nicht fechten, und die Officiere ermahnten das Volk sogar, in seinem gerechten Trotze standhaft zu beharren.

Unterdessen ging das ganze Parlement in Prozession ins Louvre, die Königin um die Befreiung der beiden Verhafteten zu bitten. Sie blieb unbeweglich, und nöthigte die Gesellschaft, unverrichteter Sache wieder zurückzugehen. Neugierig erwartete das Volk sie unten auf der Straße, aber in ihren Mienen konnte schon jeder lesen, was sie ausgerichtet hatten. Doch vertröstete der erste Präsident die Bürger so gut er konnte, und suchte sie zur Ruhe zu bewegen. Umsonst. Ein kecker Eisenkrämer hielt ihm bey der dritten Straßensperre die Pike vor den Leib, und schrie ihn an; „Zurück, Verräther, und wenn dir dein Leben lieb ist, so schaff uns Broussel, oder bringe uns Mazarin und den Kanzler als Geisseln!" In der Angst kehrte der Präsident mit allen Räthen wieder um, und ward von dem Pöbel mit Gewalt in den königlichen Pallast zurückgedrängt. Die Verzweiflung gab jetzt seiner Sprache einen furchtbaren Nachdruck, über dem die Königin selber die Fassung verlor. Nun rieth auch Mazarin zum Nachgeben. Mit heiterem Gesichte verließen die Räthe diesmal den Pallast. Das Volk brach in ein Jubelgeschrey aus, allein

die

die Straßen verließ es nicht eher, als am folgenden Tage, da man Broussel und Blancmenil wirklich ankommen sah. Der erste, als der geliebtere, ward mit einer Generalsalve empfangen, und wie ein Triumphator in sein Haus begleitet. Wenige Stunden darauf waren die Straßen wieder frey und alle Läden offen.

Nicht wenig betreten über den Ernst dieser Volkspartey, die ihre Höflinge ihr bis dahin nur unter dem Spottnamen der Frondeurs *) vorgestellt hatten, verließ die Königin Paris, und begab sich mit ihren Prinzen nach St. Germain. Das Parlament, stolz auf seinen Sieg, glaubte seine Vortheile verfolgen zu müssen, und verlangte durch eine Gesandtschaft die Abstellung aller vom Volke geführten Beschwerden. Die Gesandten bestanden sogar auf eine Conferenz, in welcher Mazarin nicht zugegen seyn dürfe. Man ehrte die Nothwendigkeit, und bewilligte das Verlangen; ja man nahm eine beträchtliche Anzahl von Steuereedicten zurück, erneuerte alle alte Parlementsbeschlüsse, und setzte verschiedene durch Mazarin verhaftete Personen in Freiheit. Dafür stellte nun das Parlement auch zur Dankbarkeit seine eigenmächtigen Versammlungen ein, und der Hof kehrte nach Paris zurück.

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn sie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

Um diese Zeit war der Sieger bey Rocroy und Lens, der Herzog von Enguien, seit seines Vaters Tode (1646) der große Condé genannt *), nebst seinem Bruder, dem Prinzen von Conti, und mehreren andern Herren aus dem Felde zurück gekommen. Man kann denken, wie eifrig jede der beiden Parteien darauf bedacht gewesen seyn werde, einen solchen Mann auf ihre Seite zu ziehen. Er aber verachtete sie beide, denn Mazarin wie Gondi, die Häupter beider, waren ihm als Pfaffen beide gleich stark verhaßt. Dafür aber gelang es dem Coadjutor, seinen Bruder, den Prinzen von Conti, und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, für die Fronde zu gewinnen, welche beide von dem Stolze ihres ältern Bruders gleich empfindlich gedrückt wurden. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenpartey machte den Hof immer unruhiger, und man versuchte alles, um wenigstens den allverehrten Condé zu gewinnen. Die Königin nannte ihn weinend und liebkosend ihren dritten Sohn, der junge König umarmte ihn, und sogar Mazarin versprach, ihm lebenslang ergeben zu seyn. Einige Freunde des Hofes stellten ihm die Gefahr vor, die dem Staate und jedem Zweige der Verwaltung drohe, wenn das Parlement alle Gewalt an sich reiße, und das Ansehen des Hofes unge-

*) Sein ganzer Name war jetzt: Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé.

straft mit Füßen trete, ja wenn selbst die freien Operationen der Feldherren durch die Vorschriften einer Gesellschaft von Rechtsgelehrten beschränkt würden, die nie einen Fuß aus dem Thore gesetzt hätten. Diese Vorstellungen fruchteten. Condé gab sein Wort, dem Unwesen der Fronde bald ein Ende zu machen, und nicht lange ließ er die Pariser über seine neuesten Entschlüsse in Ungewißheit. Als nämlich das Parlement seine Sitzungen eigenmächtig wieder anfing, und darin die Staatssachen aufs neue vornahm, erschien er nebst dem Herzog von Orleans in einer Sitzung desselben, und fuhr bey der ersten Schmähung, welche der Präsident Viole sich gegen Mazarin erlaubte, so heftig auf ihn ein, daß alle erschraken; ja er erlaubte sich eine Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte. (Dec. 1648) Von diesem Tage an hatte er die Volksgunst auf lange Zeit verscherzt, und jetzt sahen die Bürger zuerst mit Furcht der Zukunft entgegen.

In der That waren auch seine Anschläge gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen, und die Straßen der Stadt in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein diesem Vorhaben widersetzte sich der furchtsame Hof aus aller Macht. Sichrer ward es befunden, erst den König aus der Stadt zu schaffen, und dann die letztere förmlich zu belagern. Dieser Entschluß ward so rasch und heim-

lich ausgeführt, daß die Abreise des Hofes einer Flucht ähnlich sah. (6. Jan. 1649) Um Mitternacht verließen sie die Stadt, und so wenig Anstalten hatte man vorher in St. Germain treffen können, daß die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh schlafen mußten, ja daß der König selbst und seine Mutter an dem Nothdürftigsten Mangel litten. Diese schimpfliche Art der Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Sarkasmen. Besonders trug die Königin den allgemeine Haß davon. Im mündlichen Gespräche wie in öffentlich feil gebotenen Spottgedichten ward ihr Name nie ohne einen beschimpfenden Zusatz genannt, und ihr Interesse für den Kardinal in ein häßlich zweideutiges Licht gestellt. Das Parlement dagegen, welches weiter sah, gab sich alle Mühe, sie durch demüthige Erbietungen wieder nach Paris zurück zu locken, welches aber mit Hohn und Stolz abgeschlagen ward.

Da man nun sah, daß Condé Truppen zusammenzog, so blieb nichts anders übrig, als auf Vertheidigungsanstalten zu denken. Der Coadjutor ward nun wieder die Seele der Fronde. Er warb auf seine Kosten allein ein ganzes Regiment Reiter, meist aus Kutschern und Reitknechten, und das Parlement schoß eine Summe von beinahe zehn Millionen aus seinen Mitteln zusam-

men, um 12,000 Fußsoldaten davon zu besolden. An der Spitze dieser in Eil zusammen gerafften Truppen standen angesehene Häupter, die Prinzen von Conti und Marsillac*), die Herzoge von Longueville, Elboeuf, Bouillon**) und Brissac, der Marschall von la Motte und die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier. Zu eben der Zeit kam auch der Herzog von Beaufort in Paris an, ein Sohn Heinrichs IV. und der schönen Gabriele von Etrees, der wegen seines athletenmäßigen Ansehens und seiner dem entsprechenden Sitten bey dem Pariser Pöbel sehr beliebt war.

Unterdessen schloß Condé mit den 6 oder 7000 Mann, die er von seinem letzten Feldzuge noch übrig hatte, Paris ein, und suchte den Bürgern die Zufuhr abzuschneiden. Es kam zu einigen Scharmützeln, in denen der Herzog von Chatillon, Condé's Freund, (8. Febr.) und bald darauf der junge hoffnungsvolle Herzog von Rohan, das Leben verloren. Uebrigens ward der Krieg ziemlich lässig betrieben, von der Fronde, weil ihre vielen Häupter, wie gewöhnlich, unter einander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte. Er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre. Da indessen meh-

*) Seit seines Vaters Tode (1650) Herzog von la Rochefoucault, auch als Schriftsteller bekannt.

**) Bruder des großen Türenne.

rere Stadthalter in den Provinzen sich für die Fronde erklärten, und Truppen zu deren Unterstützung sammelten, da ferner der Erzherzog Leopold von Oestreich, Statthalter in den spanischen Niederlanden, sich erbot, mit 15,000 Mann in Frankreich einzudringen, ja da Türenne selbst mit seinem Heere zurückzukehren, und die Partey der Fronde und des Parlaments zu unterstützen Anstalt machte, da hielt der Hof selbst es für rathsam, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Die Boten gingen deshalb hin und her, in Paris und in St. Germain wurden täglich Versammlungen gehalten, und im Parlament ging es nicht ohne heftige Kämpfe ab. Endlich kam am 11. März (1649) ganz unerwartet ein Friede zu Stande, mit dem aber in Paris kein Mensch zufrieden war. Alles was der Fronde darin Gutes zugedacht ward, bestand in einer allgemeinen Amnestie, übrigens sollte Mazarin Minister bleiben, und alle seit dem 6. Januar bekannt gemachte Parlementsschlüsse sollten für null und nichtig erklärt werden. Jetzt ging der Lärmen erst recht an. Viele schrien, man müsse diesen elenden Frieden verwerfen. Conti nebst den übrigen Generalen beschwerten sich, daß man denselben ganz ohne ihre Zustimmung abgeschlossen habe. Der Herzog von Bouillon, Vater von sechs Kindern, die er zärtlich liebte, erklärte, daß er, wenn Mazarin Minister bliebe, das Parlement um die einzige

Gefälligkeit bitten müsse, ihm einen Paß zu verschaffen, der ihn sicher über die Gränzen des Königreichs führen könne. Vor dem Rathhause erhob das Volk einen furchtbaren Lärm. Der Präsident Novion kam herunter, die Gemüther zu beruhigen. Ein Bürger packte ihn beim Kleide, und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Deputirten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!“ Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!“ Der Tumult wuchs, und erst als der Coadjutor erschien, wurde es ruhiger. Man beschloß, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken, und auf des Kardinals Entfernung zu dringen. Allein zwey üble Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Türenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von allen seinen Officieren verlassen worden. Dies war das Werk Mazarins, der zu rechter Zeit eine Summe von 800,000 Livres auf einem geheimen Wege an diese Herren hatte gelangen lassen. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit 6000 Mann herbeieilen wollen, allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen Mißvergnügten unter den Häuptern der Fronde bedeutende Geschenke versprochen wurden, so bequemte sich einer

nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

Soviel sah indeß Mazarin wohl, daß er alle Ursach habe, sich Freunde bey der Fronde zu machen, und zu dem Ende sparte er keine Schmeicheleien noch Versprechungen, um theils die Prinzen, theils die angesehensten unter den Parlementsräthen für sich zu gewinnen. Selbst unter die Handwerkszünfte und Schiffsknechte ließ er Wein und Geld austheilen, um bey seinem Einzug in Paris vor ihrer Beschimpfung sicher zu seyn. Auch verzögerte er seine Rückkehr mit Fleiß, um auch die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu lassen. Der Hof brachte zu dem Ende den Sommer in Compiegne zu. Erst am 18. Aug. hielt er seinen Einzug in Paris. Und — so ist der Pöbel! — alle jauchzten nun, lobten den Kardinal, und nannten ihn einen schönen, einen guten Mann, weil er ihnen ihren König wieder zugeführt habe. Die Häupter der Fronde, und vor allen der Coadjutor, bezeugten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, so wie sie selbst dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein mit dem bloßen Danke genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; er wollte im Kabinette herrschen, und vor allen Dingen von einem Minister nicht länger abhängig seyn, dessen zag-

haftes, schleichendes Wesen seiner militärischen Geradheit und Offenheit doppelt verhaßt seyn mußte. Mazarin gab lange nach; da indessen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, so dachte er auf ernsthafte Mittel, sich seiner zu entledigen. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längst beneidete, ward leicht gewonnen, und selbst der Coadjutor ging in die Schlinge, die ihm von einigen buhlerischen Damen gelegt ward, zumal da man ihn mit der Aussicht auf einen Kadinalshut krönte. Der Zweck dieses neuen Komplotts war nichts geringeres, als den Prinzen von Condé nebst seinem Bruder und Schwager (Conti und Longueville) gefangen zu nehmen. Mazarin war um diese Zeit freundlicher als jemals gegen diese Herren, und alle Zurüstungen wurden so geheim gemacht, daß niemand etwas merkte. Als alles fertig war, ließ er ihnen am 18. Jan. (1650) spät Nachmittags melden, es seyen wichtige Nachrichten eingelaufen, weshalb die Königin sie noch diesen Abend zu einer Rathsversammlung einladen lasse. Als sie in den Versammlungssaal eintraten, ward ihnen der Verhaftungsbefehl vorgezeigt, worauf sogleich die Wache erschien, und eine Kutsche vorfuhr, die sie noch in derselben Nacht nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Siger bey Rocroy vergöttert hatte, empfing am andern Ta-

ge die Nachricht mit lautem Jubelgeschrey. Aber in den Provinzen regten sich desto mehr Unzufriedene. Guienne, seine Statthalterschaft, revoltirte zuerst, und alle Bürger von Bourdeaux versprachen seinen Freunden, den Herzogen von Bouillon und von Rochefoucault, sich bis aufs Aeußerste gegen Mazarin zu vertheidigen. Der Marschall von la Meilleraye mußte darauf ein königliches Heer nach Guienne führen und Bourdeaux belagern. Die Einwohner leisteten herzhaften Widerstand, und ergaben sich erst am 1. Oct. und unter den rühmlichsten Bedingungen. Weil aber der Hof bey dieser Gelegenheit die Prinzen noch nicht frey lassen wollte, so machte sich der furchtbare Türenne zu ihrem Beistande auf, und rückte wirklich mit seiner Armee in Champagne ein. Aber geschwind beredeten die Frondeurs den Herzog von Orleans, die Gefangenen von Vincennes nach Marcoussis bringen zu lassen, wodurch Türennens Anschlag vor der Hand vereitelt ward. Mazarin, der noch sichrer gehen wollte, ließ sie gar am 25. Nov. nach Havre de Grace abführen, und sandte den Marschall du Plessis nach Champagne, um dem Türenne die eroberten Plätze wieder abzunehmen. Es kam darüber zu einer Schlacht, bey der er zugegen war, (bey Rethel, 15. Dec. 1650) und in welcher Türenne den kürzern zog. Dies machte den Kardinal, der sich den Sieg zuschrieb, so übermü-

thig, daß er nun alle Verstellung ablegte, auf Gondi und Beaufort ohne Scheu loszog, vom Parlement verächtlich sprach, und selbst dem Herzog von Orleans in Gegenwart der Königin Vorwürfe zu machen wagte.

Dies erbitterte jedermann, und ohne die beispiellose Anhänglichkeit der Königin an ihn wäre er jetzt gewiß verloren gewesen. Der Herzog von Orleans ließ dem Parlament laut durch den Coadjutor sagen, er wolle von nun an gemeinschaftlich mit ihnen auf einen Zweck losarbeiten. Dies neue Complott verkündigte soviel Einheit und Standhaftigkeit, daß Mazarin jetzt zum ersten Mal für seine Sicherheit besorgt ward. Verkleidet, und nur von zwey Personen begleitet, entwich er in der Nacht nach St. Germain (6. Febr. 1651). Ihm folgte ein Schluß des beherzten Parlaments, der ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte, mit dem Zusatz, er solle vogelfrey seyn, wenn er sie in 14 Tagen nicht geräumt haben werde. Die Königin, jetzt aufs Aeußerste gebracht, wollte ihm mit ihren Prinzen heimlich nach, allein kaum merkte dies der Coadjutor, so brachte er auf einen Wink alle Bürger in die Waffen. Erschreckt und beschämt erklärte sie jetzt, es sey nie ihr Wille gewesen, zu entfliehen, vielmehr wolle sie gern alles thun, was die Ruhe herstellen könne. Hierauf drang man ihr sogleich einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, mit welchem ein Staatsse-

cretär auf der Stelle nach Havre de Grace abging. Aber noch eher als dieser kam Mazarin daselbst an, denn er wollte sich in seiner Noth durch die frohe Botschaft bey Condé einschmeicheln. Aber Condé war der Mann nicht, der so schnell vergessen konnte. Auch mit seinen Versicherungen, daß Orleans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung gewesen wären, fand der Kardinal wenig Glauben. Ohne Hofnung, unter dieses Adlers Flügeln Schutz gegen seine Feinde zu finden, ließ er die Prinzen allein nach Paris abreisen, und begab sich mißmuthig nach Lüttich, und von da nach Kölln, um wenigstens den ersten Sturm vorübergehn zu lassen.

Aber so fern er auch von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit war, so gegenwärtig blieb doch sein Geist im Staatsrathe, theils in so fern seine Kreaturen, die Staatssecretäre le Tellier, Servien und Lionne noch immer um die Königin bleiben, theils in so fern die letztere nichts von Bedeutung unternahm, ohne erst durch geheime Eilboten seinen Rath darüber einholen zu lassen. Wirklich war diese Regentin jetzt in einer peinlichen Lage. War schon die Fronde ihr verhaßt, so war es dieser stolze Condé noch mehr, dem jetzt alles wieder anhing, und der selbst mit dem Herzog von Orleans und dem Coadjutor in dem besten Vernehmen stand. Diese Eintracht zu zerreissen war jetzt die nächste Aufgabe für ih-

re Politik. Alle Künste der List und der Verstellung wurden dazu aufgeboten. Es war ein rechtes Meisterstück von einer Weiberintrigue. Sie machte ihm zuerst die glänzendsten Versprechungen, warf dann den Samen des Mißtrauens in die Herzen der Fronde, hetzte heimlich einen gegen den andern auf, und brachte es durch die wunderbarsten Ränke dahin, daß einer in dem andern seinen offenbarsten Feind zu sehen glaubte. Alles ging nach Wunsch, die Zwietracht brach laut aus, doch haßte niemand die Königin, weil jeder sich von ihr begünstigt glaubte. Jetzt aber that sie den letzten entscheidenden Streich, sie sagte sich von allen dem Prinzen gemachten Versprechungen los, ließ ihn im Stich, und verband sich mit der Fronde. Dem Coadjutor versprach sie nun bestimmt den Kardinalshut, und dafür gab er sein Wort, in 8 Tagen solle Condé nicht mehr in Paris seyn. Dies traf ein, denn der zum Intriguiren wenig gemachte Feldherr war über alle diese ihm so unerwartet gespielten Ränke so bestürzt, daß er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh, und sich auf sein Landgut St. Maur zurückzog (6. Jul. 1651).

Um ihn indessen wieder zu fangen, stellte sich die Königin über seine Entweichung sehr betreten, bat ihn zurückzukommen, und entließ zum Schein mit Mazarins Erlaubniß, die drey obengenannten Staatssecretäre. Condé kam wirklich einigemal

von dem nahen Landhause nach der Hauptstadt und wohnte den Parlamentsversammlungen bey, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbey, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge prächtiger als das des Königs, und wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!“ Ihm zum Trotz und zum Theil auch wohl zu eigner Sicherheit schleppte der Coadjutor ein ähnliches Gefolge mit sich herum, das oft aus 400 Personen bestand, worunter viele Edelleute und Geistliche waren, ja er besetzte, wenn Condé im Parlement erwartet wurde, alle Thüren und Säle mit seinen Schaaren. Die Spannung beider hatte den äußersten Grad erreicht, als der Prinz am 19. Aug. in der Sitzung erschien. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel in Güte beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfwörtern, und nun waren in einem Augenblick alle Degen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt seyn, wenn nicht der Marquis von Crenan, Gardekapitän des Prinzen, mit männlicher Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!“ Dies

einzige Wort, ausgesprochen von einem tapfern Manne, brachte augenblicklich alle Degen in die Scheiden. Aber noch näher war dem Coadjutor eine andere Gefahr. Er war entsprungen, und kam nun wieder zurück. Der Herzog von Rochefoucault, dem bey seinem Anblick die Galle überlief, sprang zu, klemmte ihn zwischen die Thür, und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!“ Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Sohn des ersten Präsidenten dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm hierauf überhand; der Herzog von Rochefoucault schalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere wieder schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Mit kochendem Blut ging die Versammlung aus einander. Condé verließ darauf Paris, und begab sich nach Montrond, einem festen Platz in Berry.

Am 5. Sept. 1651 trat der junge König sein vierzehntes Jahr an, und damit zugleich, nach französischen Gesetzen, das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher als König Ludwig der Vierzehnte im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterstützen, um als ein frommer

und gerechter König herrschen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentschaft in einer kurzen Rede nieder, versteht sich, nur zum Schein, denn sie beherrschte den flüchtigen, unerzogenen und noch fast knabenhaften Prinzen ganz, so wie sie wiederum von Mazarin, trotz seiner Abwesenheit, noch immer beherrscht ward.

5.

Condé's Empörung.

(1651 — 1654.)

Condé hatte dem Hofe und dessen ganzem Anhang tödtlichen Haß geschworen, und er fühlte sich Manns genug, ein ganzes Königreich vor seiner Rache zittern zu machen. Ein Bürgerkrieg sollte sich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberlist und Italiänerränke, sondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausschlag geben sollten. Zwar gelang es ihm diesmal nicht, den wackern Türenne (der noch immer in den Niederlanden herumkriegte) und dessen Bruder, den Herzog von Bouillon, in sein Interesse zu ziehen, allein dafür war er der Spanier

nier gewiß, die ihm zahlreichen Beistand versprochen hatten, und seine Provinz Guienne, in die er jetzt mit seinen Freunden (Rochefoucault, Longueville ꝛc.) eilte, nahm ihn mit offenen Armen auf. In der Hauptstadt Bourdeaux, wo Parlement und Bürgerschaft ihm freudig zufielen, bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, und bestritt davon seine Werbungen. Bald hatte er ein Heer beisammen, mit dem er die königlichen Truppen erwartete. Diese erschienen schon im October, angeführt von dem Grafen von Harcourt, doch begleitete sie auch der junge König selbst mit seiner Mutter und dem ganzen Hofe. Man war eben in Poitiers, als — der verbannte Mazarin in päpstlichem Pompe, Trotz aller erneuerten Edicte des Parlaments, erschien, begleitet von einem kleinen Heere, das der Marschall von Hocquincourt anführte, und dessen Officiere sämmtlich grüne Schärpen (die Farbe der Hausbedienten des Kardinals) trugen. Zwei Meilen weit war ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und so freundlich empfing er ihn, daß ein Fremder nicht errathen haben würde, wer von beiden der Herr, und wer der Diener sey.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Operationen. Condé, der nun öffentlich für einen Majestätsverbrecher erklärt

worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig. Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen bey Blenau (6. April 1652) so unerwartet, daß derselbe fast gänzlich niedergemacht ward, ehe der tapfere Türenne, der die andere Abtheilung commandirte, davon Nachricht erhielt. Allein jetzt mußte er aus Mangel an Mannschaft mehr vertheidigungsweise verfahren. Diese langweilige Art, den Krieg zu führen, behagte ihm nicht; er überließ daher die Truppen seinen Officieren, und ging nach Paris, wo damals weder Hof noch Garnison war, und wo das Volk, seit des verhaßten Mazarins Rückkehr, ihn wieder anbetete. Der Coadjutor, seit kurzem endlich Kardinal von Retz, verhielt sich jetzt ruhig, und das Parlament, in seinem Innern getheilt, schwankte hierhin und dahin.

Auch in dieser mißlichen Krise trug Mazarins Schlauheit den Sieg davon. Er fing an mit dem Prinzen zu unterhandeln, und zog diese Unterhandlungen so in die Länge, daß die Pariser sich über die Unthätigkeit ihres Helden nach gerade eben so sehr langweilten, als sie vorher seiner Kühnheit Beifall zugejauchzt hatten. Da man endlich sahe, daß es dem Kardinal mit allen seinen Unterhandlungen doch kein Ernst sey, so begab sich der Prinz zuletzt wieder zu seinen Truppen, die aber durch Desertionen und Scharmützel sehr zusammengeschmolzen waren, während

Türenne die seinigen ansehnlich verstärkt hatte. Gleich das erste Zusammentreffen beider Feindeshaufen, bey Etampes, war dem Prinzen sehr nachtheilig, indem Türenne ihm durch seine unerwartete Ueberraschung mehr als tausend seiner besten Leute niedermachte, und gegen 1700 gefangen bekam. In der Eil mußte Condé den Herzog von Lothringen zu Hülfe rufen, der auch mit seinen 8000 Mann, die er Jahr für Jahr an die Spanier zu vermiethen pflegte, bald genug erschien, aber, da ihn Condé nicht regelmäßig genug bezählen konnte, lieber eine ansehnliche Abkaufungssumme von Mazarin annahm, und dafür wieder umkehrte, nicht ohne die auf seinem Wege gelegenen Oerter, ja selbst die Vorstädte von Paris, recht hunnisch zu verheeren.

Nach diesem neuen Verlust blieb dem Prinzen nichts übrig, als sich mit seinen wenigen Truppen in die Hauptstadt selbst zu werfen. Sogleich aber rückte ihm Türenne nach, und erreichte ihn in der Hauptstadt St. Anton. Condé verschanzte sich in der Eil so gut er konnte; sein Geschütz stellte er am Rande des Grabens zwischen der Stadt und Vorstadt auf, die Eingänge in die 3 Straßen, aus denen die Vorstadt bestand, versperrte er durch Barricaden, und die daran stoßenden Häuser besetzte er mit Musketieren. Die Vertheidigung der mittelsten Straße hatte er selbst übernommen, in die Straße Cha-

renton (zur rechten Hand) stand der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker Hand) der Marschall von Tavannes. Türenne wagte es nicht, den Feind in dieser Lage anzugreifen, aber Mazarin, der diesen mißlichen Handel so schnell als möglich entschieden zu sehen wünschte, bestand darauf. Es erhob sich daher in diesen engen Straßen ein Gefecht, desgleichen an Wuth und Erbitterung wohl wenige geliefert worden sind. Dem Prinzen gegenüber stellte sich Türenne, und rechts und links kommandirten die Marquis von Navailles und St. Maigrin. Der letztere überwältigte zuerst die Barricaden von der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis an den Platz am Thor, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenstern auf seine Leute herabdonnerte, das Leben. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgeschlagen, dreimal erneuerten sie den Angriff wieder, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Selbst in der mittelsten Straße, wo Türenne einen Haufen

nach dem andern anführte, und das Gedränge am wüthendsten ward, konnte die unwiderstehliche Escadron des braven Condé selbst nach einer siebenstündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingestreckten und im Getümmel zertretenen Leichen beschloß Türenne, sich zurückzuziehen, und die Ankunft des Marschalls la Ferté zu erwarten, der mit einer Verstärkung im Anzuge war. Beide Parteien machten also eine Art von Stillstand, um wieder Athem zu schöpfen, und sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten (2. Jul. 1652).

Mazarin und der Hof hatten diesem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariser von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugesehen. Die Rachsucht des Kardinals von Retz (ehemaligen Coadjutors) war dabey nicht müßig zum Untergange des Prinzen gewesen. Er hielt diese ganze Zeit über das Stadtthor fest verschlossen, und tilgte selbst das Mitleid mit dem Prinzen aus den Herzen der Bürger, indem er überall ausprengte, der ganze Lärmen sey nur ein Spielgefecht, Condé habe sie verrathen, und längst vorher einen geheimen Frieden mit dem Hofe gemacht; jenes Geplacker sey nur darum verabredet, damit es scheinen solle, als habe Condé den Vortheil der Fronde bey der Abschließung des Friedens nicht bedenken

können. Selbst der Herzog von Orleans ließ sich durch diese Bosheit täuschen, und rührte sich daher nicht aus seinem Pallaste.

Seine Tochter, die Prinzessin von Montpensier, ein kluges, entschlossenes, und für Condé sehr theilnehmend gesinntes Fräulein, war von der Wahrheit besser unterrichtet. Uneingedenk ihres Geschlechts und Standes begab sie sich selbst auf das Rathhaus, stimmte Parlement und Volk zu Gunsten Condé's um, eilte dann in die Antonsstraße, und ließ das Thor (mit Bewilligung ihres Vaters) öfnen. Dies geschah einen Augengenblick vor dem erwähnten Stillstand. Condé war nicht so bald von dem wesentlichen Dienst benachrichtigt, dem ihm die Prinzessin erwiesen, als er in die Stadt eilte, um seiner Wohlthäterin zu danken. Athmenlos, den bloßen Degen in der Hand, weil er die Scheide verloren, mit zerstreuten Haaren, Gesicht und Kleider mit Staub, Schweiß und Blut bedeckt, und den Harnisch voller Schrammen und Stöße — stürzte er ins Zimmer, und warf sich ermüdet in einen Lehnstuhl. „Ach, meine Gute, sagte er, Sie sehen hier einen zur Verzweiflung gebrachten Menschen. Ich habe alle meine Freunde verloren. Nemours, Rochefaucault, Clinchamp sind tödtlich verwundet.“ Thränen rollten ihm bey diesen Worten die Wangen herab. Die Prinzessin, die bessere Nachrichten von diesen Herren hatte, trö-

stete ihn. Er wollte hierauf wieder fort, und bat nur, sein Feldgeräth in die Stadt zu lassen. Die Prinzessin stellte ihm vor, wie weit sicherer er gehen würde, wenn er lieber sein ganzes Volk hereinzöge. Aber dagegen sträubte er sich lange. „Man soll mir nicht vorwerfen, rief er, daß ich vor den Mazarinern geflohen sey!“ Er eilte hinaus, kam aber nach einigen Stunden wieder, und besprach sich nun auch mit dem Herzog von Orleans. Die Prinzessin dagegen ging in die Bastille, und ließ die Kanonen dieses Castells gegen die königlichen Truppen vor der Vorstadt richten. Von hier aus bemerkte sie zugleich, daß den Marschall la Ferté mit den erwarteten Hülfstruppen sich eben mit Türenne vereinigte. Nun war es hohe Zeit, die Condéischen Truppen in die Stadt zu flüchten. Hastig setzte ihnen Türenne nach, allein jetzt ließ die Prinzessin oben auf der Bastille die Kanonen losbrennen, und dies hielt die Verfolgenden zurück. Die Fliehenden kamen glücklich hinein, worauf das Thor sogleich wieder geschlossen ward. Als das Volk den wahren Zusammenhang aller dieser Ereignisse erfuhr, brach es in die ausgelassensten Lobeserhebungen des Helden aus, jedermann sprach mit Abscheu von Mazarin, und mit Verachtung von dem Könige und seine Mutter, die jetzt wie Verbannte in die Irre umherschweiften. Das Parlement ging gar so weit, den Prinzen zum

Generaliſſimus der Armee, und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen, eine gehäſſige Erinnerung an jene revolutionären Zeiten, da der Herzog von Mayenne den letztern Titel geführt hatte.

Dem Kardinal Mazarin war bey dieſen Umſtänden nicht wohl zu Muthe, zumal da er erfuhr, daß der Herzog von Lothringen und der General Fuenſaldagna mit 25,000 Spaniern aus den Niederlanden im Anmarſch wären, die Partey des Prinzen zu unterſtützen. Er ließ ſogar ſchon bey dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wohl den König ſicher dorthin flüchten könne. Allein Türenne verwarf dieſe ſchimpfliche Maaßregel der Furchtſamkeit. Auf ſeinen Rath ward der Hof nach Pontoiſe gebracht, und er ſelbſt nahm bey Compiegne mit dem Heere eine der vortheilhafteſten Stellungen. Mazarin flößte darauf durch falſche Briefe dem ſpaniſchen General Verdacht gegen Condé's Ehrlichkeit ein, und ſo blieb derſelbe an der Gränze ſtehen.

Wahrlich eine ſeltſame Lage der Dinge! Condé hatte die Stadt inne, und wollte doch nicht Regent ſeyn; der König wagte ſich nicht hinein, und wurde doch von ſeinem Volke nicht gehaßt. Alle dieſe Schmach und Unruhe litt er um eines Miniſters willen, von dem ſeine Mutter nun einmal nicht laſſen wollte. Er wollte noch einen

königlichen Befehl wagen, und verlangte, daß das Parlement sich nach Pontoise begeben sollte. Drey Präsidenten, der Siegelbewahrer, der Generalprocurator und 11 Räthe gehorchten, die übrigen blieben zurück, so daß man jetzt zwey Gegenparlemente sah, die in nichts übereinkamen, als in ihrem Haß gegen Mazarin. Da dieser Minister endlich selbst einsah, daß seine Gegenwart allein den so nöthigen Frieden verzögere, so entschloß er sich zu einer zweiten Selbstverbannung, und ging nach Sedan. Doch blieb er nicht allein auch dort in der engsten Gemeinschaft mit dem Hofe, sondern er hatte auch das feste Versprechen des Königs und seiner Mutter, auf das ehrenvollste zurückgerufen zu werden, sobald ihre Autorität und die öffentliche Ruhe gehörig wieder hergestellt seyn würde (19. Aug. 1652).

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeschnitten. Auch war das Volk, das ohnehin durch die Drangsale des nahen Krieges viel leiden mußte, bereits sehr lau gegen ihn geworden. Eine aus seinen Ausschweifungen entstandene Krankheit zwang ihn überdies in der entscheidendsten Epoche zur Unthätigkeit, und da die Pariser nun vollends dem König für Mazarins Entlassung dankten, und ihn um seine Rückkehr in die Hauptstadt ersuchten, so glaubte sich jener nicht mehr sicher in Paris, und ging mit dem Rest seiner Truppen nach Champagne, wo

er sich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. Oct. (1652) hielt der König wieder seinen Einzug, und ward dankbar und liebreich von seinem Volke empfangen. Die ganze Stadt war nun auf einmal wieder so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung, nur mußten die vornehmsten derselben, unter denen auch der Herzog von Orleans und dessen heldenmüthige Tochter war, Paris verlassen. Am schlimmsten ging es dem Kardinal Retz. Ihn traf Mazarins Haß am stärksten, weil er seiner Eifersucht der nächste war, und da er nach seinem offenen, freimüthigen Charakter die Kühnheit hatte, selbst auf das Louvre zu gehen, und der Königin ohne alle Entschuldigung unter die Augen zu treten, so ward er festgenommen (18. Dec.), und zuerst nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß, und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, starb aber endlich doch in der Einsamkeit, weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er sich einst in glücklichern Jahren vorgesteckt haben mochte.

Seine Entfernung erleichterte Mazarins Rückkunft ungemein. Dieser hatte an den Gränzen 4000 Mann zusammengeworben, und mit denselben den Spaniern einige eroberte französische Plätze wieder abgenommen. Der Ruf dieser unerwarteten Heldenthat ging vor ihm her, und am

3. Febr. 1653 erschien er selbst vor den Thoren von Paris, in einem weit glänzendern Aufzuge, als in welchem der König vor drey Monaten zurückgekehrt war. Der junge Monarch fuhr ihm mit vielen Prinzen und Edelleuten, und begleitet von seinen Garden und Gensdarmen entgegen, und da der Kardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg, so that Ludwig dasselbe, und bey der Begrüßung umarmte er ihn wie seinen Vater. Er nahm ihn darauf zu sich in seinen eigenen Wagen, und das Volk, das ihn so geehrt von seinem Könige sah, glaubte ihn nun nicht weniger ehren zu müssen, und war unerschöpflich in Jubelausrufen und Schmeichelnamen. Das Parlement, welches noch vor kurzem einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, gab ihm jetzt ein großes Gastmahl auf dem Rathhause, wobey er Geld unter das Volk werfen ließ, eine Großmuth, die ihm nun vollends die Vergötterung zuwege brachte.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, welches die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der innern Unruhen nur schläfrig war betrieben worden, ward jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich der große Condé, ein zweiter Coriolan, an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, so konnte er doch gegen

den vorsichtigen Türenne nichts ausrichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der seine glänzenden Talente doch nur zur Störung der Ruh seiner Mitbürger angewendet hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los, die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, um ihrem auf Buhlereien und Intriguen unrühmlich verwendeten Leben wenigstens ein sittsames Ende zu geben, und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartey so ernstlich aus, daß er sogar eine Nichte Mazarins heyrathete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem älteren Bruder (Condé) den Prozeß zu machen. Er ward vom Parlement als Majestätsverbrecher des Todes schuldig erklärt, und einstweilen aller seiner Würden und Güter entsetzt (24. März 1654).

6.

Ludwigs XIV. Lehrjahre.

(1654 — 1661.)

So darf man wohl die letzten Lebensjahre Mazarins nennen, in denen der hochfahrende, herrschsüchtige Geist des jungen Prinzen gänzlich von dem schlauen Rathe dieses Ministers geleitet

ward, der ihn durch Worte und Beispiel lehrte, wieviel ein Regent sich erlauben dürfe, der die Kraft und die Frechheit habe, durch die strengste Consequenz aller seiner Handlungen seine Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen, daß sein Wille das höchste Gesetz, und sein Vortheil der erste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens seyn müsse. Und nie fand ein Lehrer einen gelehrigern Schüler, denn es zeigte sich schon in Ludwigs ersten Kinderjahren, daß diesem Prinzen ein Temperament beschieden sey, das ihn eben so entzündbar für alle Leidenschaften, als unersättlich in allen Arten von Genüssen machte. Was ein solcher Mensch einst auf dem Throne seyn würde, ahnte schon damals jeder Freund der Menschheit mit banger Besorgniß, und die Welt hat es, theils mit Schrecken, theils mit Erbitterung, gesehen. Er war noch nicht 16 Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlement habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, und die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um diese in den derbsten Ausdrücken für ihre Widersetzlichkeit zu züchtigen. Die alten und zum Theil sehr achtungswerthen Männer fühlten sich durch dies außerordentliche Verfahren tief ge-

kränkt, und thaten deshalb bescheidene Vorstellungen, allein der despotische Act war doch einmal ausgeübt, und als bey einer andern Gelegenheit das Parlement sich nochmals eine Prüfung königlicher Edicte erlauben wollte, wurden ein Paar Mitglieder desselben sogar ins Elend verwiesen. Seitdem hat dies Collegium nie wieder einen Versuch gemacht, sich dem Könige an Autorität gleich zu stellen, vielmehr hat es nur zu oft die Hand zur Ausführung seiner despotischen Plane geboten. Auch Mazarins Anmaßungen fanden jetzt keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich während des Barbierens oder Ankleidens auf seinem Zimmer, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatssachen vortragen, und erlaubte niemandem mehr, selbst dem Kanzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen. Den jungen Monarchen, der schon als Knabe eine ausschweifende Neigung zum weiblichen Geschlechte verrieth, fesselte er dadurch noch mehr an sich, daß er demselben einen ungeziemenden Umgang mit einer seiner Nichten nachsah, und auch sonst, wo es sich irgend thun ließ, seinen stürmischen Leidenschaften schmeichelte.

Der alte Krieg mit Spanien dauerte indeß noch immer fort. Frankreichs Ansehen und Hülfsquellen zu verstärken, suchte Mazarin jetzt mit

großem Eifer ein Bündniß mit England nach. Dort war damals in einer blutigen Revolution der Königsthron umgestürzt worden, und ein Emporkömmling voller Einsicht und Entschlossenheit, Namens Cromwel, hatte unter dem Titel eines Protectors die oberste Gewalt an sich gerissen. Mit diesem also wurden die Unterhandlungen angeknüpft. Ludwig schickte ihm einen Brief mit der Aufschrift: „An Seine durchlauchtige Hoheit, Oliver Cromwel, Lord Protector von England, Schottland und Irland." Der stolze Demagoge steckte das Schreiben uneröfnet in die Tasche, und wendete dem Gesandten den Rücken zu. Erstaunt fragte dieser nachher den Staatssecretär um die Ursach dieses seltsamen Betragens. Dieser sagte ihm, der Protector verlange von jedem Könige den Titel Bruder. — „Mein Gott, sagte der junge Ludwig zu Mazarin, wie kann ich solchen Menschen meinen Bruder nennen?" „Warum nicht? entgegnete dieser. Nennen Sie ihn Vater, wenn es Noth thut, und wenn Sie dadurch das erhalten, was Sie verlangen." — So ward demnach die Aufschrift verändert, Cromwel wurde der gefälligste Mann, und das Bündniß kam schnell zu Stande.

Wie emsig der Kardinal darnach gestrebt habe, seinem jungen, ihn scharf beobachtenden Herrn immer neue Beweise von seiner Weisheit, und eben dadurch von seiner Unentbehrlichkeit zu ge-

ben, mag folgende Anekdote zeigen. Der herrliche Türenne hatte um diese Zeit in den Niederlanden einige bewundernswürdige militärische Operationen gemacht, und besonders am 14. Jun 1658 in den Dünen (Sandhügeln) bey Dünkirchen einen entscheidenden Sieg über die Spanier und seinen ehemaligen Waffenbruder Condé davon getragen, worauf Dünkirchen selbst, eine Stadt von großer militärischer Wichtigkeit, an die Franzosen übergegangen war. Der König selber kam am 25. Jun. mit seinem Minister herbey, um die Besatzung ausziehen zu sehen, und hielt darauf selbst seinen Einzug in die Stadt. Mazarin hatte an allen diesen Expeditionen keinen weitern Antheil, als daß er der Lieferant des Heeres gewesen war, wobey er einen mehr als jüdischen Wucher getrieben hatte, während der König selber so arm war, daß er sich während seines Aufenthalts bey der Armee immer bey Mazarin oder Türenne zu Gaste bitten mußte. Um sich nun aber ein rechtes Ansehn zu geben, ließ er den Marschall von Türenne durch einen Vertrauten bitten, ihm doch gewandsweise einen Brief zu schreiben, und darin zu bezeugen, daß er die Schlacht in den Dünen einzig auf seinen (des Kardinals) Befehl, und nach seinen Planen geliefert habe, für welche Gefälligkeit er ihm gern alles, was er nur verlangen würde, bezahlen wolle. Türenne hätte

aber

aber nicht Türenne seyn müssen, um so einen Vorschlag eingehen zu können.

Endlich nach langem Blutvergießen kam der Friede zu Stande. Man nennt ihn den pyrenäischen, weil die Unterhandlungen auf einer kleinen Insel in dem Flusse Bidassoa, welcher innerhalb der Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet, gepflogen und abgeschlossen wurden. Die Vermittler waren Mazarin und der spanische Minister, Graf von Haro. Am 7. Nov. 1659 ward die Schrift, die aus 124 Artikeln bestand, unterzeichnet. Frankreich gewann nicht nur in diesem Frieden eine Menge Städte und Dörfer in Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Sambre und Maas, sondern auch ein baares Capital von 500,000 Goldkronen, als Brautschatz für die Infantin Maria Theresia, die dem jungen König als Unterpfand des ewigen Friedens zur Gemahlin bestimmt worden war. Diesem Artikel lag eine feine politische Berechnung Mazarins zum Grunde. Der Bruder dieser Prinzessin, baldiger Nachfolger seines Vaters, (der nachmalige König Karl II. von Spanien) versprach weder ein langes Leben, noch eine Nachkommenschaft, und alsdann hoffte Ludwig XIV. als nächster Erbe, wo nicht den Thron von Spanien, doch die spanischen Niederlande mit Frankreich vereinigen zu können. Ihm diese Aussicht abzuschneiden, bestand Spanien darauf, daß die

Infantin im Voraus auf jede Art von Erbfolge Verzicht thun solle. Mazarin unterschrieb und beschwor auch diesen Punct unbedenklich, und entfernte auch von dem König jeden Gewissensscrupel deshalb, vermittelst einer jesuitischen Auslegung des Sprichworts: kommt Zeit, kommt Rath. Und freilich hätten das die spanischen Politiker auch wohl bedenken können. — Einige Puncte des pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condé's und des Herzogs von Lothringen in ihre Güter, auf welche Bedingung Spanien bestanden hatte. Der letztere mußte mehrere Plätze seines Landes nebst einer mitten durch dasselbe hindurch gehenden Heerstraße eine halbe Meile breit und 30 M. lang, von Metz nach Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix machte er dem jungen Könige sein Compliment, dankte, und bat um Verzeihung. Mit französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, daß nur Ihnen selbst geschadet hat."

Am 9. Jun. 1660 empfing der junge Monarch seine neue Gemahlin zu St. Jean de Luz, und hielt mit ihr einen äußerst glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war

der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im 52sten Jahre seines Alters gestorben. (2. Febr.)

Ludwig XIV. ist fast einzig in dem rastlosen Bestreben, durch Erweiterungen seines Gebiets die Sicherheit und Bestimmung seines Staats zu vollenden. Er hat daher zu allen Eroberungskriegen, die er während seiner 72jährigen Regierung geführt, immer zuerst den Anlaß gegeben, überzeugt, daß nur die Politik, welche offensiv verfährt, zu ihrem Zwecke kommt, hat sich aber bey denen Tadel zugezogen, die dem rechtlichen Erhaltungsprinzipe das historische Bildungsgesetz unterordnen. Die erste Probe seiner Grundsätze legte er 1660 ab, als die Mutter und Großmutter des kleinen Prinzen Wilhelm von Oranien (der in der Folge Statthalter der vereinigten Niederlande und König von Großbrittannien wurde) sich über die Vormundschaft und die Verwaltung der Güter desselben stritten. Obgleich dieser Streit bald beigelegt wurde, so wollte doch Ludwig, als Lehnsherr des Fürstenthums Orange, durchaus Schiedsrichter seyn, und ließ das letztere Ländchen auf der Stelle besetzen. Das Ministerium entschied darauf, daß, da die stark befestigte Stadt Orange immer ein Zufluchtsort für französische Aufrührer und Verbrecher gewesen sey, nichts anders übrig bleibe, als — sie dem Gebiet von Frankreich auf immer einzuverleiben.

Der Kardinal Mazarin hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langsam dem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er dazu, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und den König in seinen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er rieth ihm, keinen ersten Minister mehr anzunehmen, sondern selbst zu regieren. Den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm einen Herrn von Colbert als den trefflichsten Kenner dieses Faches, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Sekretäre le Tellier und Lionne. Außer diesen mündlichen Lectionen, denen der junge König sehr aufmerksam zuhörte, hinterließ er ihm noch einen ausführlichen schriftlichen Plan, nach dem er künftig regieren könnte.

Nicht ohne Gewissensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während seiner Herrschaft zum Schaden des französischen Staats an sich gerissen hatte. Damit niemand die wahre Größe der ganzen Summe erfahren möchte, verbot er, ein Inventarium darüber zu machen. Französische Schriftsteller gehn in ihren ungefähren Schätzungen bis auf 100, ja sogar bis auf 200 Millionen Livres! Sein bloßer Juwelenreichthum übertraf den königlichen bey

weitem. Er vermachte der Krone 18 der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die 18 Mazarins genannt hat; der Königin Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einigen andern seltenen Stücken, der jungen Königin einen Strauß von 50 Diamanten, und dem Bruder des Königs 31 Smaragde. Dem Papste schenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Kandia, der Prinzessin von Conti 200,000 Thaler und eben so viel der Prinzessin von Modena, dem Herzoge von Vendome, und der Gräfin von Soissons. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; seinem Neffen vermachte er das Herzogthum Nevers, 900,000 Livres baar, beträchtliche Renten von einigen andern Gütern, die Hälfte seines Hausgeräths, und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. An Gnadengeldern für Gelehrte und Künstler, desgleichen an Vermächtnissen für Klöster und milde Stiftungen ließ er es auch nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er auch seine Bibliothek. Die Armen erhielten — 1500 Thaler. Die langwierige Krankheit machte ihn sehr zahm. Er starb wie ein gemeiner Katholik, unter langen Gebeten, Krucifixküssen, Ohrenbeichten, Oelungen, und vielfältiger Sündenbereuung, am 9. März 1661, im 59sten Jahre seines Alters. Das ganze

Königreich freute sich über seinen Tod. Ludwig selber, obgleich er heuchlerischer Weise seinen ganzen Hof die Trauer, wie um ein fürstliches Haupt, anlegen ließ, war sehr froh, eines lästigen Führers entledigt zu seyn, dessen er jetzt nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ganz frey wurde er indessen erst fünf Jahre später, als auch seine Mutter starb. (1666, 64 Jahre alt.)

7.

Ludwigs XIV. Regierungsanfang.

(1661 — 1667.)

Der nunmehr 23jährige König erklärte alsbald im Staatsrathe, daß er nun die Regierung selbst übernehmen wolle. Er befahl den Staatssekretären, künftig nichts ohne seinen Befehl zu unterzeichnen, und ihm von allen Geschäften Bericht abzustatten. Fouquet wurde angewiesen, Colberten von nun an bei den Finanzgeschäften zu brauchen. Zu Ministerstellen wurden die von Mazarin vorgeschlagenen Räthe befördert. Eine scharfe Untersuchung erging über die bisherige Verwaltung der Finanzen. Das Ende davon war Fouquets Einziehung und Verurtheilung zu einer ewigen Gefangenschaft auf der Festung Pigne-

rol. Der König war so erbittert auf ihn, daß er ihn gern auf der Blutbühne gesehen hätte, aber der brave Parlementsrath von Ormesson, der Referent in diesem Prozesse war, und ihn nicht so schuldig fand, als man ihn gern haben wollte, antwortete standhaft: „Ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir eingeben werden.“ Dieselbe Antwort hallte ihm noch 12 Jahre nachher höhnisch vom Hofe wieder, als der redliche Mann um die Stelle eines Requetenmeisters für seinen Sohn anhielt.

Colbert*), der Nachfolger Fouquets unter dem Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen, ist der unschätzbare Mann, ohne dessen Thätigkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit Ludwig XIV. wenig oder nichts von allem dem hätte möglich machen können, wodurch seine Regierung so glänzend geworden ist. Ihm verdankt Frankreich seinen Handel, seine Fabriken und eine Menge neuer Einrichtungen in den Organen der Staatsverwaltung, die noch lange nach seinem Tode der Segen des Landes und das Muster für alle benachbarte Staaten gewesen sind. Durch eine zweckmäßigere Einrichtung des Steuerwesens war es ihm möglich, die Last der ärmern Klasse beträchtlich zu erleichtern, und doch dem Könige weit

*) Vollständig: Johann Baptist Colbert, Marquis von Seignelay, geboren zu Rheims im August 1619, † den 6. Sept. 1683.

gewissere und reichlichere Hülfsquellen zu eröffnen. Er schloß zuerst Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtsamen König Karl II. von England Dünkirchen für 400,000 Pf. St. ab, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen, und zog dadurch den levantischen Handel nach diesem, und den nordischen nach jenem hin. Unverständige Zolleinrichtungen, die bisher den Handel erschwert hatten, wurden abgeschafft, und die französischen Landesproducte, die bisher von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wurden fortan von französischen Schiffern selber ausgeführt. In der bisher wüsten Insel Cayenne in Südamerika und auf Madagaskar wurden mit Glück französische Kolonien angelegt (1664), und in West- und Ostindien ward zum großen Schaden der Engländer und Holländer eine nach dem Muster beider organisirte Handlungscompagnie gegründet. Beiden schoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen ihre Kapitale dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden allmälig aufgewandt, um den sogenannten königlichen Kanal in Languedoc zu ziehen, der das mittelländische mit dem atlantischen Meere verbindet, und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt (1664). Jener Hafen

von Cette, so wie der bey Rochefort, wurden jetzt erst angelegt, und an dem letztern Orte ward zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet (1666).

Colberts Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen, und von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunstfleiß der Franzosen lebte jetzt herrlich wieder auf, und bald nahmen es die französischen Fabricanten mit den englischen und holländischen auf, für deren Waaren bisher soviel Geld aus dem Lande gegangen war. Im Jahre 1664 zählte man schon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold und Silberdraht wurden in Menge verfertigt und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man listig das Geheimniß der unlängst von ihnen erfundenen Strumpfwirkerstühle. Auch dem Ackerbau und den Künsten half Colbert auf. Im J. 1664 wurde die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die Academie des inscriptions, 1666 die Akademie der Wissenschaften, und 1671 eine Akademie der Baukunst angelegt *). Ludwigs XIV. Prachtliebe gab den Künst-

*) Die erste französische Akademie hatte schon Richelieu 1635 errichtet, um sich bey den Schriftstellern, die dadurch Pensionen erhielten, einen guten Namen zu ma-

lern aller Art Stoff und Ermunterung genug, wovon in der Folge noch mehr gesagt werden soll.

Den 1. Nov. 1661 ward dem Könige ein Dauphin geboren, der wegen der außerordentlichen Anstalten merkwürdig ist, welche dazu gemacht wurden, um ein Muster eines weisen und kenntnißreichen Regenten aus ihm zu bilden. Die berühmtesten Gelehrten Frankreichs wurden zu seinen Lehrern bestellt; zu seinem Unterricht ward eine Reihe von Ausgaben römischer Klassiker auf königliche Kosten — man rechnet 200,000 Livres — veranstaltet, die auf dem Titel die Worte in usum Delphini führten, und für ihn zunächst schrieb der Bischof Bossuet seine für jene Zeit vortrefliche Einleitung in die allgemeine Geschichte. Doch alle diese Bemühungen trugen keine Früchte. Nichts konnte eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften in dem jungen Prinzen erwecken. Auch riß ihn der Tod noch früher als seinen Vater hin (14. April 1711).

Ludwig hielt sich bey seinem festen Körper und seinem feurigen Blut zu allen Arten von Genuß berechtigt, und nicht leicht hat wohl ein Herrscher das Leben im gemeinen Sinne des Wortes mehr genossen, als er. Eine Lustpartie

chen. Das ganze Akademienwesen, bey dem es auf Mittheilung der gelehrten Arbeiten abgesehen war, schreibt sich aus Italien her.

drängte an seinem Hofe die andere, aus einem Rausche stürzte er sich in den andern, und Tausende von Menschen waren einzig für sein Vergnügen beschäftigt. Er führte die schlechte Sitte vieler seiner Vorgänger wieder ein, die im Umgange mit buhlerischen Maitressen eine Entschädigung für den Zwang der aufgedrungenen Gemahlin gesucht hatten; ein heilloses Beispiel für seine Unterthanen nicht allein, sondern auch für viele Fürsten des Auslands, die, geborne Nachäffer des Fremden, auch in diesem Puncte lauter Ludwige im Kleinen seyn wollten, und so die Vergifter der alten keuschen Zucht und die Zerstörer des schönen Glaubens an die Heiligkeit der Ehen wurden, ohne welchen doch kein häusliches Glück bestehen, und keine Kinderzucht gedeihen kann. Wie weit die Schamlosigkeit in diesem Puncte in Frankreich stieg, ist jugendlichen, reinen Gemüthern besser zu verhüllen als zu beschreiben.

Bey solcher Begierde nach Genusse sollte man eigentlich wohl keinen sehr thätigen Regenten in Ludwig XIV. erwarten, und doch muß man gestehen, daß seine Regierung zu den allerkräftigsten gehört, die Frankreich je gehabt hat. Eben jenes feurige Temperament, das ihn jedem Genusse nachzujagen trieb, machte ihn auch so empfindlich für den Ruhm, daß er es zu den allerglänzendsten Genüssen zählte, von seinen Schmeich-

lern als der erste Monarch Europens, als Mehrer und Beglücker seines Reichs, und als Beschützer der Künste und Talente aller Art gepriesen, ja als ein Wesen höheren Geschlechts angebetet zu werden. Daß man ihn den Großen nannte, war eine der geringsten von den Schmeicheleien, die er täglich hören mußte. Alexander und Cäsar waren nichts gegen sein unbegränztes, allumfassendes Genie. Bey seiner Eifersucht nun auf sein Ansehen konnte ihm der Wille nicht fehlen, sich um alles bekümmern, alles prüfen, und jedermann meistern zu wollen. Diese Eigenschaft, verbunden mit seiner Hitze, machte ihn allen seinen Dienern furchtbar, so daß jeder sich zusammennahm, immer besorgend, daß der unruhige Monarch, auch nach langem Schwelgen in dem Schooß der Wollüste, doch einmal plötzlich den Einfall bekommen könne, nachzusehen, und dann von seinen Dienern die Treue doppelt strenge zu fordern, an der er selbst es so oft fehlen ließ. So ward er immer gut bedient, und niemand wagte es, auf seinem Posten zu schlummern. Er hatte Kraft und Gewandheit zugleich, wie es nothwendig war; war unerbittlich im Zorne, freigebig im Belohnen und unwiderstehlich, wenn er schmeicheln wollte.

Die nächste Folge dieser Furchtbarkeit war die, daß alle bisher im Reiche bestandenen Spaltungen und Factionen aufhörten, kein Prinz vom

Hause mehr an ein Parteimachen dachte, und die Statthalter so kurz gehalten wurden, daß der Hof sie mit einem Wink erreichen konnte. Aber auch auswärtige Nationen sollten es erfahren, daß jetzt in Frankreich ein Herr regiere, der keinen andern neben sich dulde. Es war sonst gebräuchlich beym Einzuge eines fremden Gesandten in eine Residenz, daß alle andere Gesandten ihn feierlich einholten, und beym Einzuge eine bestimmte Rangordnung beobachteten. Unter Karl V. waren die spanischen Gesandten immer (als kaiserliche) die vordersten gewesen, und seitdem wollten sie es noch seyn. Aber jetzt war der König von Frankreich nicht mehr Willens, ihnen dies Vorrecht zuzugestehen. Als daher 1661 bey dem Einzug eines schwedischen Bothschafters in London der französische Gesandte dem spanischen vorfahren wollte, aber von den Spaniern und dem Londoner Pöbel überwältigt, und so hitzig bekämpft ward, daß sein Wagen zertrümmert, seine Pferde getödtet, und viele seiner Leute verwundet wurden, ward Ludwig XIV. wüthend, jagte den spanischen Gesandten aus Paris, berief den seinigen zurück, und schrieb dem König Philipp IV., seinem Schwiegervater, der Krieg sey vor der Thür, wenn er nicht eine glänzende Genugthuung erhalte. Der gute Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, seine Unterthanen um einen bloßen Gesandtenzwist in einen

Krieg zu verwickeln, rief seinen Gesandten aus London zurück, und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Gesandten die Erklärung that, daß sein Monarch allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bey öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem französischen Gesandten zusammenzukommen. Diese anständige Erklärung verdrehte Ludwig unredlicher Weise auf der Stelle, indem er sich mit den Worten an die übrigen Gesandten wendete: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der katholische König allen seinen Gesandten befohlen habe, den meinigen bey aller Gelegenheit die Vorhand zu lassen.“

Noch weit empörender war die Art, mit welcher er das Jahr darauf (1662) von dem Papste Alexander VII. Respect verlangte. Sein Gesandter in Rom, ein Herzog von Crequi, beleidigte jedermann durch seinen unerträglichen Stolz, und seine Leute, die ihm glichen, machten sich ein rechtes Vergnügen daraus, die päpstliche Leibwache (die aus Korsen bestand) bey jeder Gelegenheit zu necken und verächtlich zu behandeln. Empört über diese Ungezogenheit befahl der General der päpstlichen Truppen, Don Mario Chigi, Bruder des Papstes, und der Kardinal Imperiali, Statthalter zu Rom, den

Korsen, bey nächster Gelegenheit die Franzosen derb zu züchtigen. Bald (20. Aug. 1662) begegneten einige Bedienten des Gesandten dreien Korsen, fingen, wie gewöhnlich, Händel mit ihnen an, bekamen Schläge, wehrten sich, wurden von andern Franzosen, wie jene von andern Korsen unterstützt; endlich wuchs die Zahl der letztern über, ihre Wuth überschritt alle Gränzen; unter Anführung ihrer Officiere gingen sie sogar nach dem Pallast des Gesandten, schossen nach seinen Fenstern, ja nach dem Wagen seiner Gemahlin, die eben nach Hause kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. — Fürchterlich war der Lärm, den Ludwig XIV. bey der Nachricht von diesem Vorfall erhob. Crequi mußte schleunig Rom verlassen, der päpstliche Gesandte zu Paris wurde von den französischen Reitern über die Gränze gebracht, die Spanier und verschiedene italiänische Fürsten wurden ersucht, 18000 Franzosen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben, und kein Schreiben vom Papste ward angenommen. Als es endlich doch zu einer Unterhandlung kam, waren Ludwigs Forderungen so ausschweifend, daß ihre Erfüllung mit der päpstlichen Ehre kaum bestehen konnte. Unter andern sollte der Bruder des Papstes auf sechs Jahre des Landes verwiesen, und dem Kardinal Imperiali der Kardinalshut abgenommen werden. Als Alexander dagegen billige Vorstel-

lungen that, gab Ludwig Befehl, Avignon und die Grafschaft Venaissin (bekanntlich damals dem Papst gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Dies geschah, und der daselbst befindliche päpstliche Legat ward an die savoyische Gränze gebracht. Der Papst ließ hierauf einen Corsen und einen Sbirren hinrichten, allein da das dem Könige noch nicht Satisfaction genug war, so ging wirklich eine französische Armee von 15,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern nach Italien ab. So bedrängt mußte sich der arme hülflose Papst wohl alles gefallen lassen. Am 12. Febr. 1663 ward deshalb ein förmlicher Friede zu Pisa unterzeichnet, worin der Papst versprach, einen Legaten nach Frankreich zu schicken, der nach einem vorgeschriebenen Aufsatze eine demüthige Abbitte der Beleidigung öffentlich thun sollte; die korsische Nation für unfähig zu erklären, jemals wieder im Kirchenstaat zu dienen; der ehemaligen korsischen Hauptwache gegenüber eine Schandsäule, die dies Decret enthielte und verewigte, zu errichten, auch den Häscherhauptmann in Rom, der bey dem Aufstande thätig gewesen, seiner Stelle zu entsetzen. Noch mehr, der Bruder des Papstes, Don Mario Chigi, sollte sich schriftlich entschuldigen, und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen den französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, ja selbst der Papst sollte öffentlich eine Breve darüber

über ausgehen lassen, daß dieser Herr in dieser Sache ganz unschuldig sey. Auch sollte sich Don Mario so lange außerhalb Rom aufhalten, bis der Legat in Paris die Abbitte gethan. Der Kardinal Imperiali sollte sich persönlich in Paris rechtfertigen, und endlich, zum Uebermaaße des Hohns, sollte Don Augustin, ein Neffe des Papstes, nebst seiner Gemahlin, einer farnesischen Prinzessin, dem Herzog von Crequi und dessen Gemahlin bey ihrer Rückkehr nach Rom zehn Meilen weit entgegenkommen, und denselben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. August bezeigen. — Der Papst erfüllte diesen entehrenden Vertrag pünctlich, und erhielt dafür Avignon und Venaissin wieder zurück. Drey Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandsäule wieder niederzureißen, aber die Korsen durften seitdem nicht wieder nach Rom kommen.

Eine recht ungeduldige Sehnsucht hatte Ludwig, sein Reich mit einem recht beträchtlichen Landstrich zu vermehren, und dazu hatte er sich nach Mazarins Rath die spanischen Niederlande ausersehen. Er wollte nur den Tod seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, abwarten, und dann gleich losschlagen. Zu dem Ende bereitete er alles sorgsam vor. Colbert mußte fleißig die Kassen füllen, und damit er gegen Kaiser und Reich gesichert sey, schloß er vorläufig Bündnisse mit den drey geistlichen Kurfür-

sten, desgleichen mit Pfalz-Neuburg, Hessen, Münster, Würtemberg und Meklenburg-Schwerin. Es wurden jetzt zuerst Magazine angelegt, und ein Fonds zur regelmäßigen und gleichförmigen Bekleidung der Soldaten ausgemittelt. Vorher konnte sich jeder Soldat kleiden, wie er wollte, höchstens hatte es von dem Geiz oder der Freigebigkeit des Kapitäns abgehangen; daher viele Regimenter wie Bettlershaufen aussahen, oft sogar barfuß gingen, und meistens eben so erbärmliche Pferde hatten. Erst Ludwig XIV. führte die Uniformen ein, schärfte die Strenge der Subordination *) und brachte überhaupt das Kriegswesen auf einen ganz neuen Fuß. Das heißt, seine treflichen Generale thaten es auf seine Aufforderung; er selber verschwelgte unterdessen den größten Theil seiner Zeit in Hoffesten und Wollüsten.

8.

Erster Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1667 — 1668.)

Endlich starb sein Schwiegervater Philipp IV. (1665) und nun nahm er sogleich als ein

*) Die Strafe der Spießruthen kommt schon im 30jährigen Kriege, bey Philander von Sittewald, vor.

gerechtes Erbe die spanischen Niederlande in Anspruch. Vergebens beriefen sich die Spanier auf die feierliche Entsagung der Infantin: Ludwig erklärte, diese Entsagung habe einmal als erzwungen keine Gültigkeit, und zweitens sey der ganze damalige Vertrag längst gebrochen, da die Spanier die Mitgift der Prinzessin nicht in den versprochenen Terminen bezahlt hätten. Unglücklicher Weise war damals Spanien in der allertraurigsten Verfassung, und der Kaiser, dessen alter Bundesgenosse, mit dem Türkenkriege überflüßig beschäftigt. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Generalen. So war es freilich dem einbrechenden Türenne ein Leichtes, einen großen Theil der spanischen Niederlande im ersten Anlauf wegzunehmen.

Ueber diesen Krieg und die reißenden Fortschritte der Franzosen in demselben waren fast mehr noch als die Spanier, die Holländer in Sorgen, denn es mußte diesen auf alle Weise lieber seyn, ein schwaches spanisches Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbar zu haben. Sie eröfneten deshalb in größter Stille mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und schlossen unter dem Namen der Tripelallianz mit beiden einen festen Bund, kraft dessen sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutre-

ten, nachher aber, im Fall ihre gütliche Dazwischenkunft fruchtlos seyn sollte, zur See und zu Lande über Frankreich herzufallen.

Ludwig stutzte über die Betriebsamkeit der Holländer nicht wenig, doch unterdrückte er für jetzt noch seinen Zorn, und schien sich auf ihre Friedensvorschläge willig einlassen zu wollen. Dabey aber zog er die Unterhandlungen möglichst in die Länge, und ließ plötzlich (Febr. 1668) die ganze Franche Comté in 14 Tagen wegnehmen, freilich keine Heldenthat für den großen Condé und seinen würdigen Schüler, den Marschall von Luxemburg, welche sie vollführen mußten; denn die Befehlshaber der wichtigsten Städte und Festungen waren schon vorher durch französisches Geld bestochen worden. Dennoch zog Ludwig selbst mit großem Glanze ein, wie er auch bey andern Städten, welche seine Feldherren erobert hatten, zu thun pflegte, und nahm ohne Scham das Cäsarische Veni vidi vici von seinen Schmeichlern hin.

Weil man indessen doch auf so viele Feinde nicht gefaßt gewesen war, und Frankreich es mit Seemächten nicht aufnehmen konnte, so rieth der Kriegsminister Louvois, den des Königs gar zu großes Vertrauen zu dem Marschall von Türenne sehr unruhig machte, den von den Vermittlern vorgeschlagenen Frieden anzunehmen, der auch in der That mehr als zu günstig für ihn war.

Frankreich gab zufolge desselben die Franche Comté wieder an Spanien zurück, behielt aber alle seine Eroberungen in den spanischen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Courtray, Charleroi, Ath, Binch, Furnes, Borgues, Scarpe, Armentiors, mit allen dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien. Der Friede ward unterzeichnet zu Aachen, den 2. May, 1668.

9.

Zweiter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1672 — 1678.)

Umsonst suchte der junge König seinen Feuergeist durch Hoffeste und Vergnügungen aller Art zu dämpfen, und durch Aufführung prächtiger Gebäude, durch Unterstützung ausgezeichneter Genies aller Art, und durch Werke der Mildthätigkeit *) seinen Namen glänzend zu machen. Dies alles beschäftigte sein unruhig strebendes Gemüth noch

*) Die meisten Hospitäler und Armenhäuser in Paris und in ganz Frankreich rühren von ihm her; sie waren nöthig, um das viele erbärmliche Gesindel aufzunehmen, das durch seine Kriege und die vorhergehenden innern Unruhen brodt- und heimathlos geworden war. Das schöne pariser Invalidenhaus, das 4000 Bewohner faßt, ist 1671 angefangen worden.

lange nicht hinreichend, und begierig horchte er daher auf jeden neuen Vorschlag, mit welchem seine beiden ehrgeizigen Minister, Colbert und Louvois, sich um die Wette bey ihm einzuschmeicheln und sich unentbehrlich zu machen strebten.

Diesmal trug es der Kriegsminister über den Finanzisten davon. Er stellte dem Könige vor, wie weit größer sein Ruhm und Frankreichs Gewinn seyn würde, wenn man die vereinigten, als wenn man die spanischen Niederlande erobern könnte. Jene seyen nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, würde man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern, würde es sodann ein Leichtes seyn, die zwischenliegenden spanischen Niederlande auch noch wegzunehmen, und gegen Osten — der alte Wunsch der Franzosen — die Gränze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. Um dem König jeden Gedanken an die Ungerechtigkeit solcher ungeheuren Unternehmung zu benehmen, war nur nöthig, ihm vorzustellen, wie keck die Holländer sich in seinen ersten Krieg mit Spanien gemischt, und ihm zwey mächtige Feinde über den Hals gezogen, wie sie sogar (nach der in Freistaaten erlaubten Scurrilität) Spottschriften und Zerr-

bilder auf ihn und seinen Hof verfertigt hätten, und noch immer feil böten; ja wie endlich ihnen selbst durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachsen würde, indem sie der ewigen innern Unruhen endlich überhoben würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten, indem nichts gewisser sey, als daß die oranische Partey, in deren Händen sich schon die militärische Gewalt befinde, über die republikanische den Sieg davon tragen werde. Die Holländer würden dagegen unter französischem Scepter ihren Handel so gut forttreiben können als jetzt, und mit noch mehrerer Sicherheit, als zuvor.

Was war gegen solche Gründe zu sagen? Entzückt gab Ludwig die Befehle, Condé, Türenne, Luxemburg und der große Kriegsbaumeister Vauban, ein Genie ganz eigner Art, und der Schöpfer der neueuropäischen Befestigungskunst, sammelten ihre Heere, und Colbert füllte den Schatz. Vor allen Dingen aber schloß man Bündnisse, zuerst mit dem Kurfürsten Maximilian Heinrich von Kölln, um sich durch dessen Land einen Weg nach Holland zu bahnen, ohne die spanischen Niederlande berühren zu dürfen, dann mit dem schwachen König Karl II. von England, welchem, außer einer jährlichen Subsidie von 350,000 Pf. Sterling, Seeland versprochen wurde, wenn er mit einer Flotte die Republik ero-

bern hülfe (so wie man die Provinz Holland dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien abtreten wollte, wenn er dem Bündnisse beiträte); und endlich mit Schweden, welches sich in einem geheimen Artikel verpflichtete, gegen eine französische Subsidie von jährlichen 600,000 Thalern ein Kriegsheer zu unterhalten, mit dem es sogleich in Deutschland einbrechen wollte, wenn der Kaiser oder irgend ein Reichsfürst sich unterstehen sollte, den Holländern gegen Frankreich beizustehen. Der Herzog Ernst August von Braunschweig versprach Neutralität, nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war durch kein Geldversprechen zu bewegen, seinen alten Freunden, den Holländern, treulos zu werden.

Die bedrängten Republikaner, die den mächtigsten König der damaligen Welt so ungeheure Zurüstungen machen sahen, als ob er einen Welttheil erobern wollte, schwebten in banger Erwartung, wann und wo zuerst die schwere Wolke sich entladen würde. Der erste Schlag geschah schon 1670 im Sept., als Ludwig durch den Herzog von Crequi unter nichtigen Vorwänden Lothringen so plötzlich wegnehmen ließ, daß der Herzog Karl IV. beinahe gefangen worden wäre. Ihre Anfragen und Vorstellungen wurden so kurz und stolz beantwortet, als ob Ludwig bereits ihr Herr wäre. Am 7. April 1672 erfolgte endlich die französische, und bald darauf die eng-

lische Kriegserklärung. Noch in demselben Monat erschien der König mit seinem Bruder, umringt von prächtigen Garden und von dem Kern des französischen Adels, an der Spitze von 112,000 Mann an der holländischen Gränze. Von Kölln und Münster aus setzten sich 20,000 Deutsche in Marsch. Louvois, der wachsame, war überall gegenwärtig; Condé und Türenne führten die Heere, Vauban sollte die Belagerungsanstalten verfügen, und ein anderer treflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons (kupferne Kähne zu den Schiffbrücken), seine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf seinen Vorschlag, statt der Piken jetzt durchgängig mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor diesen Kriegern her, sie selbst aber jauchzten. und ihr König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich, zum Augenzeugen seiner bevorstehenden Heldenthaten.

Die Holländer hatten dieser furchtbaren Macht nichts entgegenzustellen, als eine ansehnliche Flotte unter dem Commando des größten Seehelden seiner Zeit, des Admirals Ruyter *), schlecht verwahrte Festungen und ein kleines Heer ohne einen versuchten Anführer. Da indessen der 22jährige Prinz Wilhelm III. von Oranien den Muth und die Klugheit seiner treflichen Ahnen

*) Sprich Reuter. Dieser trefliche Mann hatte vom Schiffsjungen auf gedient.

geerbt zu haben schien, so übertrug man ihm das Commando Trotz seiner Jugend und seiner Kränklichkeit, ja Trotz dem Geschrey der mißtrauischen Republikaner, die ihn zum wenigsten auf alle Weise zu beschränken suchten. Auch dies ist eins von jenen allgewaltigen Genies, die ohne viele Vorbereitung und Erfahrung gleich auf einmal den großen Platz auszufüllen wissen, zu dem die Natur sie berufen hat. Mit einer Handvoll Männer wehrte dieser Jüngling der ungeheuren Feindesfluth so lange, bis andere Hülfe kam, und, wie Coligny, so stand auch er nach einer verlornen Schlacht immer furchtbarer als vorher wieder auf. Dem Temperament nach war er kalt und ernsthaft, und ein Verächter alles Prunks und alles weichlichen Wesens.

Der erste Stoß des großen Kolosses erschütterte, wie immer, die Gemüther am meisten. Eine Anzahl kleiner holländischer Städte ward in einem Huy weggenommen. Am 12. Jun. setzt der König bey Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und will in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm muß sich zurückziehen, die Fortschritte der Franzosen sind reißend, am 20. Jun. geht schon Utrecht, bald darauf Naerden über. Aber die vielen Städte, die sich ergeben, schwächen die Hauptarmee durch die Besatzungen, die man darin lassen muß. Condé räth daher, sie zu schleifen, und unaufhaltsam

nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Aber Louvois glaubte auch schon immer sicher genug zu gehen; der König selbst, dem es gänzlich an persönlicher Tapferkeit fehlte, zauderte auch, und so unterblieb es. Fünf französische Dragoner, die nach Beute umherstreiften, kamen an das Thor von Muiden, 3 Meilen von Amsterdam, wo die Schleusen sind, durch welche man die ganze Gegend unter Wasser setzen kann. Erschrocken bringt der Magistrat ihnen die Schlüssel, sie werfen sie übermüthig in den Stadtgraben, und reiten zurück. Bald darauf, als die Franzosen die Wichtigkeit des Orts erfuhren, sandten sie ein stärkeres Corps hin, aber nun war es zu spät: die ganze Gegend war in einen See verwandelt.

An der Spitze der republikanischen Partey stand damals ein ehrenwerther, staatskluger Patricier, Johann van Witt, Großpensionär von Holland, dessen seltener Thätigkeit und Einsicht die Republik einen großen Theil ihres Flors und ihrer großen politischen Wichtigkeit für jene Zeit verdankte. Er sah, wie Brutus, in dem Emporkommen eines Alleinherrschers den Untergang des Staats, und hatte darum längst ein Edict veranlaßt, kraft dessen nie wieder ein Generalkapitän zugleich auch Statthalter sollte seyn dürfen. Dies hatte ihm schon damals die Erbitterung aller Oranischgesinnten zugezogen, und

jetzt ward es sein Verderben. Als er nämlich in der gegenwärtigen großen Noth Unterhandlungen mit Frankreich versuchte, und alles bot, was nur mit seines Vaterlandes Ehre bestehen konnte, Louvois aber die Gesandten wie Rebellen behandelte, und so übermüthige Bedingungen machte, daß jeder brave Holländer empört ward: da gelang es der oranischen Partey im Rath zu Haag, das unwürdige Gerücht unter das Volk zu streuen, van Wirt sey mit den Franzosen heimlich einverstanden, und wolle die Republick dem Feinde verkaufen. Noch mehr, als ein notorisch schlechter Kerl sich rühmte, von dem eben so rechtschaffenen Bruder des Großpensionärs, dem Bürgermeister von Dordrecht, Cornelius van Witt, durch Geldversprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien versucht worden zu seyn, ließen die oranischgesinnten Räthe ihn einziehen, und viertehalb Stunden lang auf eine barbarische Weise foltern. Kaum hatte er mit einem Heldenmuthe die entsetzliche Marter überstanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und seinen Bruder aus den Häusern auf die Gasse riß, und in unzählige Stücke zerspaltete. (29. Jun.) Jetzt wurden auch alle übrige republikanisch gesinnte Magistratspersonen aus dem Rathe gestoßen, und Wilhelm III., der übrigens an diesen Gräueln unschuldig war, zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen. Die übrigen

fünf Provinzen waren nämlich in der Franzosen Händen.

Nach der Ermordung der Witts war von einem Vergleich mit Frankreich nicht mehr die Rede. Wilhelm von Oranien war fest entschlossen, sich mit seinen Kriegern, denen er seinen Heldengeist mitgetheilt hatte, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und auf den schlimmsten Fall hielten die reichsten Familien Amsterdams eine Anzahl Schiffe bereit, um sich mit ihren Schätzen nach Ostindien einzuschiffen, und die hier vernichtete Republik in jenen andern Welttheil hinüber zu pflanzen. Aber es kam so weit nicht. Die Fehler der Franzosen gaben dem allenthalben wachsamen Prinzen soviel Vortheile, daß Condé selbst, dessen guten Rath Louvois beständig verachtet hatte, ohne Scheu sagte, er sehe nun wohl, daß der König den Geist eines Weltbezwingers nicht besitze, und daß seine Minister zwar treffliche Schreiber, aber die armseligsten Practiker von der Welt wären. Wirklich war auch Ludwig, dem das unbequeme Kriegsleben nicht behagte, schon im zweiten Monat nach Versailles zu seinen Maitressen zurückgekehrt, von seinem Sklavenvolke wie ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Die Natur selbst that ein Wunder zu Hollands Rettung. An eben dem Tage, da eine englische Flotte mit Hülfe der Fluth im Texel lan-

den wollte, (3. Jul. 1672.) dauerte die Ebbe, ſtatt ſechs, zwölf Stunden, und darauf folgte ein heftiger Sturm, der die Flotte weit in die hohe See trieb, wodurch der brave Admiral Ruyter Zeit gewann, ſich der Küſte zu nähern, und ſie vor einem zweiten Anfall zu decken. Aber auch im Haag war man nicht müßig. Man ſchickte Abſchriften von den ungeheuren Forderungen Ludwigs an alle europäiſche Mächte, und empörte ſie dadurch aufs äußerſte. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, durch Geldverſprechungen gereitzt, ſetzte ſich noch im September (1672) mit einem Heere in Marſch, und auch der Kaiſer ſchloß ein Bündniß mit den Generalſtaaten, und ſandte ihnen durch den erfahrnen Montecuculi Hülfe. Dies ſetzte wenigſtens die Franzoſen in die Nothwendigkeit, ihr ſchon durch die vielen Beſatzungen geſchwächtes Heer noch mehr zu theilen, ſo daß Wilhelm von Oranien gegen die Uebrigbleibenden ſchon angriffsweiſe verfahren konnte. Im December (1672) ſetzte der eintretende Froſt die Provinz Holland, die bisher durch die geöfneten Schleuſen geſchützt geweſen war, auf einige Tage in große Gefahr, denn Luxemburg hatte ſeine ganze Armee mit Schlittſchuhen verſehen, und wollte auf der blanken Eisfläche, die die ganze Gegend bedeckte, Leiden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn auf halbem Wege wieder umzu-

kehren, und im Zorn über das Mißlingen des schönen Plans erlaubte er seinen Soldaten, ein Paar reiche Dörfer auszuplündern, und mit den Einwohnern nach Belieben zu verfahren. Das gab denn trefliche Vandalenscenen.

Der Anfang des folgenden Feldzugs (1673) war den Holländern nicht günstig. Die fremde Hülfe half ihnen gar nichts, wie schon oben in der deutschen Geschichte erzählt ist. Einem Bundesgenossen aber, der ihnen nichts helfe, glaubten die Holländer auch keine Subsidien zahlen zu dürfen. Darüber verdrossen, und in augenscheinlicher Gefahr, seine westphälischen Länder ganz zu verlieren, machte Friedrich Wilhelm geschwind mit den Franzosen zu Vossem Frieden, (6. Jun.) nachdem er seine Kriegskosten und die Ruhe eines Theils seiner Unterthanen vergebens aufgeopfert hatte.

Dennoch verzagten die wackern Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Reichen mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran, indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krieges hergab. In diesem Jahre wurden auch Bündnisse mit Dännemark, Spanien und Lothringen geschlossen, und das frühere mit dem Kaiser erneuert. Monteeuculi rückte nach Coblenz vor, und Spanien erklärte Frankreich am 16. Oct. (1673) den Krieg. Die Nothwendigkeit, sich gegen so viele Feinde zu vertheis

digen, zwang die Franzosen nun, ihre meisten Eroberungen in den Niederlanden wieder fahren zu lassen, von denen sie also keinen weitern Gewinn gehabt hatten, als die Beute, die sie sich durch ihre mehr als tatarischen Plünderungen zu verschaffen gesucht. Zur See waren sie auch nicht glücklich gewesen. Ruyter, Tromp, und einige andere wackere Holländer hatten ihren besten Admiralen, wie auch den englischen, immer ehrenvoll die Spitze geboten. Die Franzosen eilten mit dem Abzuge so sehr, daß sie 28,000 holländische Kriegesgefangene, den Mann für einen Thaler, laufen ließen.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch viel schlimmer für Frankreich an. Seine Bundesgenossen, die Engländer, waren des Krieges müde, und wie der verschwenderische und charakterlose Karl II. durch französisches Geld zum Kriege bewegt worden war, so bewegte ihn holländisches Geld nun auch zum Frieden. Er ließ seinen Bundesgenossen im Stich, und empfing von den Holländern in 4 Fristen zwey Millionen Gulden. Auch Münster und Kölln söhnten sich mit Holland aus. Dagegen traten mehrere Fürsten Norddeutschlands zu dem großen Bunde gegen Frankreich hinzu, und selbst der kaum abgetretene Kurfürst von Brandenburg führte den Alliirten 16,000 Mann frischer Truppen zu, deren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten.

Jetzt,

Jetzt, möchte man glauben, sey die Reihe, zu zittern, an Frankreich gekommen. Allein wir wissen schon, von welcher Beschaffenheit alle diese Feinde waren, und wie sehr der Mangel an Geld und an Einigkeit, der unter den Allirten herrschte, ihre Schritte hemmte. Die Holländer waren jetzt allerdings erleichtert, denn die Franzosen hatten von ihrem Lande nichts weiter als Maestricht und Grave inne, aber dafür wurden jetzt die spanischen Niederlande desto heftiger überschwemmt, und die Franche Comté innerhalb sechs Wochen, durch Vauhans Hülfe, weggenommen.

Dieser Feldzug ist übrigens durch die Schlacht bey Senef (11. Aug.) merkwürdig, in welcher sich der junge Wilhelm von Oranien zuerst mit dem großen Condé maß, und ihn gewiß geschlagen haben würde, wenn unter seinen Truppen nicht ein Verräther gewesen wäre. Dies war der östreichische General Souches, der Anführer der kaiserlichen Hülfstruppen. Er hatte den Tag vor der Schlacht eine lange Unterredung mit einem französischen Kapuziner gehabt, und betrug sich während der Action so schlecht, daß der sonst so kaltblütige Wilhelm ihm nachher ins Gesicht sagte, er würde ihn vor den Kopf geschossen haben, wenn nicht die Achtung für den Kaiser ihn zurückgehalten hätte. Dennoch behaupteten die braven Holländer das Schlachtfeld, nachdem das Gefecht noch zwey Stunden im

Mondschein fortgedauert hatte, wogegen Condé sich in sein Lager zurückzog. Siebentausend Leichen bedeckten die Wahlstatt. Die Franzosen hatten das meiste Gepäck erbeutet. Beide Heere sangen das Tedeum für einen Sieg, den keins errungen hatte, „ein altes Herkommen, sagt der Hr. von Voltaire, eingeführt in der Absicht, das Volk zu ermuthigen, das immer betrogen werden muß."

Wenige Tage darauf hätte Oranien das Versäumte noch trefflich nachholen können, wenn nicht eben der boshafte Souches ihm abermals zuwider gewesen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entsetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm jener entgegen, aber Souches weigerte sich, mitzufechten. Darüber entstand eine so große Uneinigkeit, daß die Kaiserlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu schwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Nov. 1674) und damit ward der diesjährige Feldzug in den Niederlanden beschlossen.

In Deutschland hatte unterdessen Türenne mit einem verhältnißmäßig nur kleinen Haufen wundergleiche Thaten gethan. Die Schlacht bey Sinzheim, (16. Jun. 1674) die er gegen den Herzog von Lothringen und den Grafen Caprara gewann, war bey weitem nicht das Größte.

Seine künstlichen Märsche, seine Geschwindigkeit, seine Ueberraschungen, seine kluge Benutzung geringer Anlässe, um den Feind zu schwächen, werden, da man ausführliche Nachrichten davon hat, noch jetzt von allen Kennern bewundert. Leider aber wissen wir auch schon, daß er unter den Verheerern unsers Vaterlandes, besonders der armen Pfalz, eine der ersten Stellen behauptet. Theils verlangte es sein Vortheil, die Oerter zu schleifen, die er nicht gegen den Feind behaupten konnte, theils glaubte er, wie Sulla, seinen Soldaten von Zeit zu Zeit eine solche Recreation schuldig zu seyn, für die Schärfe, mit der er sie zu andern Zeiten angriff. Als ihm daher einige Herren in Lothringen Vorstellungen wegen der grausamen Verheerung des Landes thaten, blieb er ganz ruhig, und sagte bloß: „Ich werde es bey der Parole bekannt machen.“ Am Ende des Feldzugs hatte er nicht nur das ganze linke Rheinufer von den Feinden gereinigt, sondern auch ein fast dreimal stärkeres Heer als das seinige entkräftet und zerstreut. Und alles das — gegen Louvois Befehl, nach welchem er eine ganz andere Disposition hätte machen müssen. Aber er durfte es schon wagen, dem Minister ungehorsam zu seyn, und da er mit Sieg und Ehre gekrönt im folgenden Winter nach Paris zurückkam, fand seine männliche Entschuldigung, wenn auch nicht bey Louvois, doch bey dem Könige bald

die vollkommenste Genehmigung. Vielleicht war auch sein Gegner, der kaiserliche General Bournonville, einzig durch die schlechten Befehle, die er aus Wien erhalten, und die er streng befolgen müssen, an bessern Unternehmungen gehindert worden.

Den folgenden Feldzug (1675) eröfnete, wie gewöhnlich, der König selbst in den Niederlanden, das heißt, er ritt mit hin, sah den Belagerern einige Wochen, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Condé, Crequi und Hümieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten einige kleine Gränzfestungen, und darüber ging der Sommer hin. In Deutschland starb diesmal Türenne bey Sasbach den Heldentod (27. Jul. 1675); wie, ist schon einmal erzählt. Dieselbe Kanonenkugel, die ihn tödtete, nahm auch dem neben ihm reitenden General St. Hilaire den Arm weg, so daß beide zugleich vom Pferde sanken. Auf das Geschrey der Begleitenden stürzte der junge St. Hilaire herbey, und bezeigte dem blutenden Vater sein kindliches Mitleid; aber schön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, sondern diesen großen Mann hier, dessen Gleichen unser Vaterland wohl nicht wieder finden wird. Unglückliche Armee, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, setzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier lie-

gen; Gott wird es mit mir nach seinem Willen machen." — Türenne stand damals im 64sten Jahre. Ludwig ließ ihn zu St. Denis in der Gruft der Könige beisetzen, wo auch der tapfere du Guesclin begraben lag, und ein schönes Denkmal ziert die Gruft, wo er ruht.

Das Commando über sein Heer übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé, ohne diesen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und setzte sich auf immer zur Ruhe. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Lustschlosse Chantilly bey Paris zu, vom Hofe vergessen und von der Gicht gequält, ein trauriges Bild von der Hinfälligkeit menschlicher Größe. Er starb 1686, im 65sten Lebensjahre. In demselben Jahre, da er sich zurückzog und Türenne starb, raubte das unparteiische Schicksal auch dem Kaiser seine beiden besten Feldherren, Montecuculi, der freiwillig niederlegte, und den Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher am 18. Sept. 1675 starb, und sein Heer und seine Ansprüche seinem Neffen Karl V. hinterließ. Endlich ward auch das Jahr darauf der große holländische Seeheld Ruyter erschossen in der Schlacht bei Messina, als er aus Sicilien, das der spanischen Unterkönige nämlich müde die Franzosen dort aufgenommen hatte, mit der vereinigten spanischen und holländischen Flotte die

Franzosen vertreiben sollte. Dieses aber gelang auch in dem dritten Treffen das nach Ruyters Tode bald darauf wieder geliefert ward, nicht! Sein Tod vermehrte die Verluste an guten Feldherrn (20. April 1676).

Aber dennoch ruhte der Krieg nicht. Man schickte zwar zu Anfang des Jahres 1676 Gesandte nach Nimwegen, um Friedensunterhandlungen anzufangen, allein dessen ungeachtet suchte man sich im Felde noch soviel Vortheile als möglich zu verschaffen. Du Guesne, ein Genie wie Ruyter, vorher Freibeuter und jetzt französischer Admiral, brachte den Ruhm der französischen Marine zuerst dem der englischen und holländischen gleich, und erfocht mehrere glänzende Siege. In Roussillon focht der Marschall von Navailles, am Rhein der Herzog von Luxemburg, an der Sambre der Herzog von Rochefort, und die für die Niederlande bestimmte Armee wollte der König selbst anführen, und die Marschälle von Schomberg, Crequi, Humieres, la Feuillade und Lorges sollten als Generallieutenants unter ihm stehen. Da er indessen, wie immer, der Sache bald überdrüßig ward, und schon im Junius wieder nach Hause ging, so ward Schomberg Obergeneral. Es wurden einige Städte belagert, auch wohl erobert, und das war alles. Die Unterhandlungen in Nimwegen gingen gleichfalls langsam, jeder zauderte, weil man allge-

mein glaubte, der erschöpfte Ludwig werde bald das äußerste bewilligen müssen. Diesen Wahn zu zerstören, erschien er im nächsten Frühling (1677) schon im März im Felde, ließ Cambray und Valenciennes berennen, und eroberte sie beide, die letzte nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherey. Zu gleicher Zeit führte sein Bruder, der Herzog von Orleans, den man bisher für weichlich und ganz unkriegerisch gehalten hatte, einen Meisterstreich gegen Wilhelm von Oranien aus, denn alle Welt bewunderte. Er belagerte St. Omer, Wilhelm wollte zum Entsatz dieses Platzes ein Treffen wagen, der Herzog ging ihm mit dem Marschall von Luxemburg entgegen, und bey Montcassel geschah die Schlacht. (11. Apr. 1677). Nur durch einen geschickten Rückzug konnte Oranien sein überwundenes Heer retten. Einstimmig ließen alle Franzosen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo der König sich sehen ließ, rief das Volk: Es lebe der König und Monsieur *), der die Schlacht gewonnen hat! ein Zusatz, der dem eifersüchtigen Ludwig sehr widrig in die Ohren schallte. Als er darauf nach St. Omer kam, welches sich gleich nach der Schlacht ergeben hatte, war von Montcassel sehr wenig die Rede, er wollte sich nicht einmal

*) So ward ehemals der Bruder des Königs von Frankreich genannt.

das Schlachtfeld zeigen lassen, und jedermann prophezeihte damals dem braven Herzog von Orleans, daß dies wohl sein erster und letzter Feldzug gewesen seyn möchte, welches auch richtig eintraf.

Unterdessen spannten die zu Nimwegen versammelten Gesandten ihre Forderungen immer höher, besonders da im Winter 167⅞ Wilhelm von Oranien eine Reise nach England machte, und sich, zu Ludwigs großer Unruhe, mit der Tochter des Herzogs von York vermählte. Wie erschöpft auch Frankreich war, so sah es doch nur in einer noch einmal versuchten großen Anstrengung seine Rettung. Ludwig eröfnete daher den Feldzug von 1678 früher als alle vorigen, und brach schon im Febr. mit seinem ganzen Hofe auf, die Königin und seine Maitresse nicht ausgenommen. Der Marschall von Humieres mußte Gent berennen, das sich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach St. Germain zurück, und erneuerte in Nimwegen die Friedensvorschläge.

Bey wenigen Staatsunterhandlungen mag wohl soviel List angewendet worden seyn, als bey dieser. Es kam den Franzosen alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen, welches diese aus allen Kräften zu verhindern suchten. Endlich gelang es aber doch. Die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es bey

diesem Kriege abgesehen gewesen war, verlor nicht ein Dorf, und der König war noch sehr froh, daß er sie zum Separatfrieden hatte bewegen können (10. Aug. 1678). Doch dafür erholte er sich nun an den Spaniern. Diese, welche ohne Hollands Beistand ganz unfähig waren, den Krieg länger fortzusetzen, mußten unter jeder Bedingung, die dem Mächtigern beliebte, Frieden machen. Ludwig verlangte die ganze Franche Comté und 16 schöne Plätze in den spanischen Niederlanden. Was wollten die armen Spanier thun? Sie ergaben sich in ihr Schicksal, und unterzeichneten den 17. Sept. 1678. Mit dem Kaiser wurden nun gar keine Umstände mehr gemacht. Er mußte wohl nehmen, was man ihm anbot, und konnte noch sehr zufrieden seyn, daß man nichts weiter als Freiburg von ihm verlangte. Jetzt waren noch der Herzog von Lothringen und die kleinen Fürsten des nördlichen Deutschlands übrig, die nun freilich sehr leicht zu züchtigen waren. Von den letztern ist schon in der deutschen Geschichte geredet worden. Dem ersten wurden so empörende Beleidigungen gemacht, daß er lieber gar nicht, als so, restituirt seyn wollte. Sein Land blieb also noch lange Zeit von französischen Truppen besetzt.

Man könnte diesemnach den nimwegischen Frieden für Frankreich immer ehrenvoll nennen, wenn bey einem Siege eines Starken über viele

Schwache, die noch dazu die Angegriffenen sind, von Ehre die Rede seyn könnte. Ludwigs Unterthanen hätten ihren König gern etwas weniger mit Ruhm bekränzt gesehen, wenn er dafür nur ein etwas menschlicheres Herz gegen sie bezeigt hätte. Aber sie schmachteten unter der Last der Abgaben, und die so zahlreichen Spitäler konnten doch die Menge der Hungernden nicht fassen, von denen das Land bedeckt war.

10.

Begebenheiten von 1678 bis 1685.

Dennoch war an Ruhe nicht zu denken. Louvois, der den König immer mehr von seinen Weibern umstrickt sah, deren keine ihm, dem herrischen Minister, gewogen war, durfte ihm nicht einen Augenblick unbeschäftigt lassen, wenn er seine Unentbehrlichkeit behaupten wollte. Unaufhörlich zeigte er ihm die schöne Aussicht auf ein gänzliches Arrondissement seiner Staaten, und um diesen Zweck bey jeder Gelegenheit verfolgen zu können, rieth er ihm, die Waffen gar nicht aus der Hand zu legen. Im Frühling 1679 bewegte er ihn, mit seinem ganzen Hofe eine Reise nach den flandrischen Seeplätzen zu machen, die

alle stark befestigt wurden. Die Oerter, welche nach dem nimwegischen Frieden hätten sollen herausgegeben werden, behielt man in Händen, um die Feinde aus neue zu reizen, und das Jahr darauf (1680) legte Louvois seinem Monarchen gar das Reunionsproject vor, von welchem in der deutschen Geschichte schon geredet worden ist *). 1681 wurde auf die dort gleichfalls erzählte überraschende Weise Strasburg weggenommen, und an demselben Tage, da dies geschah, ward dem leichtsinnigen und geldbedürftigen Herzog von Mantua die Festung Casale, der Schlüssel zu Italien, abgekauft (30. Sept.). Was man durch alle diese Maasregeln bezweckt hatte, geschah. Ganz Europa ward besorgt über das Umsichgreifen dieser Politik, und jeder, der etwas zu verlieren hatte, sah sich nach Schutz bey seinen Nachbarn um **). Es ist eine interessante Frage, was für eine Rolle wohl dieser allgefürchtete Ludwig jetzt in der Geschichte spielen

*) S. oben S. 247.

**) Der Herr von Voltaire stellt die Sache so vor, als ob die auswärtigen Nationen in diesen Thaten nur den mächtigen Helden bewundert hätten. En voyant cette puissance, sagt er, qui s'étendoit ainsi de tous cotés, et qui acquéroit pendant la paix plus que dix rois prédécesseurs de Louis XIV. n'avoient acquis par leurs guerres, les allarmes de l'Europe recommencèrent.

würde, wenn er jenen eifersüchtigen, starrköpfigen und kühnen Minister nicht gehabt, der ihn aus eigenem Interesse unaufhörlich von dem Polster der Weichlichkeit aufgepeitscht, und seine Ruhmsucht und Eitelkeit so planmäßig bearbeitet hätte.

Um die Flotte in Uebung zu erhalten, wurde sie 1682 und 83 nach Algier geschickt, um dies Raubnest zu bombardiren, das den französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral du Quesne setzte diesen Seeräubern so heftig zu, daß der Dey um Gnade bat, alle französische Sklaven umsonst losließ, und künftig vor der Macht des Königs die schuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. 1685 erging eine ähnliche Züchtigung auch an Tunis und Tripoli.

In dem Jahre 1683 gingen die Feindseligkeiten gegen Spanien schon wieder an. Luxemburg und andere Oerter wurden zufolge der Reunionen weggenommen. Auch in Roussillon setzte sich ein Heer wieder in Marsch. Man wußte wohl, daß das arme, entkräftete, fast ganz zerrüttete Spanien keinen Widerstand mehr zu thun vermochte.

Eben dies Jahr ist auch durch Colberts Tod ausgezeichnet (6. Sept.). Daß Ludwig diesem Manne einen großen Theil seines Ruhms verdankte, ist schon gesagt. Nur Schade, daß er in den letztern Jahren zur Erschwingung der un-

geheuren Kriegserforderniſſe faſt den Executor hatte machen müſſen. Dadurch war die Stimmung des Volks ſo feindſelig gegen ihn, daß eine militäriſche Bedeckung ſeinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen ſichern mußte.

Sechs Tage nach Colberts Tode geſchah der berühmte Entſatz Wiens durch die Polen und Deutſchen, von welchem oben das Nähere erzählt worden iſt. Die Nachricht davon war Ludwigen ſo empfindlich, daß er ſich drey Tage lang eingeſchloſſen haben ſoll. Er hatte die Türken mit Geld, mit Offizieren, Ingenieurs und weitläuftigen Planen unterſtützt, und ganz ſicher auf die Eroberung der Kaiſerſtadt gerechnet, ja er war in ſeinen ſanguiniſchen Hofnungen ſo weit gegangen, ſich einzubilden, daß Deutſchland werde nun nach ihm die Hände ausſtrecken. Dann wollte er Vermittler ſeyn, und ſo ſeinem Sohne den Weg zu dem allerſehnten Kaiſerthrone bahnen. Alle dieſe glänzenden Ausſichten waren nun durch eine einzige Nachricht zerſtört.

Spanien und der Kaiſer, beide entkräftet, ſuchten den Reunionsunfug vor der Hand durch Unterhandlungen zu ſteuern. Unfähig zum Kriege verlangten ſie einen Waffenſtillſtand. Ludwig bewilligte ihn auf 20 Jahre, doch wollte er bis dahin die reunirten Oerter behalten. Leider mußten ſie die unwürdige Bedingung eingehen, wohl

ahnend, daß das, was zwanzig Jahre in französischen Händen gewesen, wohl auf immer für sie verloren seyn werde. In der That benutzte Ludwig diesen Friedensstand nur zur Befestigung der genommenen Städte, und zur Anlegung immer neuer Festungen am Rhein und in den Niederlanden.

Wie sehr sich Ludwig in den allerschneidendsten Aeußerungen seiner Macht gefiel, zeigte sich besonders 1684 in seinem Verfahren gegen die Genueser. Diese hatten, außerdem daß sie überhaupt dem französischen Handel in der Provence vielen Abbruch thaten, und also des französischen Königs Haß sich zuzogen, als Schutzverwandte Spaniens, zu dessen Dienst im letzten Kriege 4 Galeeren ausgerüstet, und die Durchfuhr des französischen Salzes durch ihr Gebiet nach dem Mantuanischen verweigert, zwey unerhörte Frevel in den Augen des ersten Monarchen in Europa. Sie zu züchtigen, wurden du Quesne und der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Genua gesandt. Sie befehlen den Bürgern, die vier Galeeren sogleich zu entwaffnen, eine davon gar auszuliefern, und vier der vornehmsten Rathsherren nach Versailles zu schicken, um den König um Verzeihung zu bitten, und ihn der tiefsten Reue und Unterwerfung zu versichern. Diese Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen

fremden Staat empörte die freien Genueser. Sie gaben eine Antwort, wie sie der Würde einer Republik angemessen war. Sogleich rückten die französischen Bombardiergalliotten vor den Hafen. Die Bürger setzten sich in Vertheidigungsstand. Das Bombardement begann, und zum großen Schaden der Stadt. Der Pallast des Doge, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin, und einige hundert Privathäuser wurden theils verbrannt, theils zerschmettert. Hierauf ließ Seignelai den Rath fragen, ob er jetzt andern Sinnes geworden sey, und befahl ihm, wenn er es sey, außer den zuerst verlangten 4 Senatoren auch noch den Doge selbst nach Versalles zu schicken, und dem König zugleich 200,000 Thaler Kriegskosten zu bezahlen. Der Doge, ein Mann von Geist und Entschlossenheit, antwortete, die Republik sey nicht gewohnt, unter Bombenwerfen Vorschläge anzunehmen, sie verlasse sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und auf die Unerschrockenheit ihrer Bürger, welche lieber mitten unter den Flammen umkommen, als in einen so schimpflichen Vertrag willigen wollten. Das Bombardement begann hierauf von neuem, und zugleich landeten einige tausend Franzosen, plünderten die Vorstadt St. Pietro d'Arena, und zündeten sie an. Nach sieben Tagen, da alle Munition verschossen war, kehrte die Flotte zurück. Da indessen die Ge-

nueser wohl denken konnten, daß der stolze Ludwig es dabey nicht werde bewenden lassen, so hielten sie es für das Beste, durch weise Ergebung in das Unvermeidliche noch härtern Gewaltthätigkeiten vorzubeugen. Es kam darauf ein Vergleich in 8 Artikeln zu Stande, davon die vornehmsten die schon von Seignelai geforderten waren, nur mit dem Zusatze, daß die Republik alle für Spanien ausgerüstete Galeeren entwafnen sollte. Im May 1685 erschien darauf verlangtermaßen der Doge Imperiale Lescaro nebst 4 Rathsherren in Versailles, die in den ehrerbietigsten Ausdrücken von Seignelai vorgeschriebene Abbitte herzusagen. Ludwig empfing ihn mit bedecktem Haupte auf einem prächtigen Throne sitzend, und rings umgeben von seinem ganzen Hofe. Der Doge blieb stehend, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Nachher erwies ihm der König die ausgezeichnetste Höflichkeit, die gegen Louvois und Seignelai's Stolz sehr abstach, welches den Doge zu sagen veranlaßte: „Der König raubt unsern Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber seine Minister geben sie uns wieder.“ Bekannt ist auch die Antwort dieses feinen Mannes auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Versailles ihm die bewundernswürdigste scheine: „die, mich hier zu sehen.“

II.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes.

(1685.)

Es möchte manchem, nach dem, was bisher von Ludwig XIV. erzählt worden ist, schwer fallen, sich diesen Monarchen als einen religiösen Eiferer zu denken, und doch war er es nicht allein, sondern dieser Eifer war der Character seines ganzen Zeitalters. Die Glaubenslehren der katholischen Kirche galten jedem, der von Kindheit auf darin erzogen worden war, für göttliche Wahrheiten; jeder, der daran zweifelte, erregte Grauen, und wer die Kühnheit hatte, sich öffentlich davon loszusagen, ward als ein Bösewicht angesehen, dem man keine Pflicht der Menschlichkeit schuldig sey. Dies war die Quelle des fortwährenden Hasses der Protestanten oder Hugenotten. Richelieu, ganz frey von jeder religiösen Leidenschaft, hatte nur ihre Sicherheitsplätze zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien, einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht ganz so hoch als sein Vorgänger stand, neckte sie schon mehr, aber Ludwig XIV., der von Geistlichen erzogen worden war, und nichts ohne Leidenschaftlichkeit thun

konnte, haßte sie recht eigentlich um der Kühnheit willen, einen andern Glauben, als den seinigen, haben zu wollen. Seine Diener bemerkten diese Gesinnung nicht so bald, als sie dieselbe zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die armen Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen Schuld, um sie zu harten Strafen verdammen zu können, erklärte sie königlicher Bedienungen unfähig, nahm ihnen Handwerksprivilegien, ließ ihre Kinder zu den höhern Schulen nicht zu, nahm sie ihnen wohl gar weg, legte ihnen Soldaten zu freier Beköstigung in die Häuser, verdammte sie zur Bezahlung der Schulden solcher, die katholisch geworden waren, und hob die chambres mi-parties auf, damit ja kein protestantischer Richter sich eines ungerecht verfolgten Glaubensbruders annehmen konnte.

Bey diesen Plackereyen blieb es nicht. Beredte katholische Geistliche (selbst ein Bossuet und Flechier) schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit, die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen, und Ludwigs Beichtvater La Chaise, in Verbindung mit mehreren andern Geistlichen und der letzten sehr bigotten Maitresse des Königs, stellte dem letztern unaufhörlich vor, welche Gnade bey Gott zu erlangen sey von soviel zum wahren Glauben zurückge-

führten Sündern, und wieviel Ruhm bey der Nachwelt, wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich kein ganz vollkommener Souverain zu nennen sey, so lange noch zwey Millionen Menschen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte ihn, daß der weise Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn er Ludwigs unumschränkte Macht gehabt hätte.

Fast der einzige Louvois war für die Milde, welches selbst die Frau von Maintenon, Ludwigs Freundin, verwunderte. Doch als er des Königs heftige Neigung zu der entgegengesetzten Maaßregel sah, schlug er sich zur Partey der Uebrigen, um nur das Geschäft der Ausführung in seine Hände zu bekommen. Und diesem stand er alsobald mit aller Kraft und Festigkeit vor, als es einmal beschlossen war Wenn in dieser Sache etwas rasches geschehen solle, meinte er, so müsse es mit Nachdruck und schreckendem Zwange geschehen, und diesem Grundsatze zufolge wurden Dragoner und Priester zugleich in alle Provinzen geschickt, das Bekehrungswerk anzufangen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde.

Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für ihren König hingeben wollten, aber ihre Ueberzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt oder werdet katholisch!“ Diese unmenschlichen Executoren wurden bey den reformirten Bürgen einquartirt, und wirthschafteten mit den Gütern und Weibern derselben, als mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten, und unschuldige Männer und Frauen, einer anständigen Behandlung gewohnt, wurden ohne Unterschied blutrünstig, ja wohl gar ungesund geprügelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil gerädert; Weibern, die reformirte Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten bey den Armen an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen, und solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten, und nachher doch bey einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Aeußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung“ in den abscheu-

lichsten Gefängnissen, ja wohl gar auf dem Blutgerüst büßen. Damit sich aber niemand dieser Tyranney entziehen konnte, so hatte man an alle Häfen und Gränzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten, und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten, und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Bearn gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge, Poitou, Languedoc und Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus hinauf nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Ludwig erfuhr das wenigste davon, vielmehr erfreute man ihn oft durch die Nachricht, daß der Ketzerey im Lande immer weniger werde, und endlich, daß nun das Edict von Nantes ganz überflüssig geworden sey. Hierauf schritt man zum völligen Widerruf desselben, und das neue deshalb ausgefertigte Edict ward am 18. Oct. 1685 bekannt gemacht, und von allen Parlementern willig registrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes sey nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteyen desto eifriger arbeiten zu können, dies sey auch mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr

bedürfe. Der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten sey als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sey ihnen demnach jede religiöse Zusammenkunft untersagt bey Strafe der Einziehung ihrer Güter und Personen. Jeder Reformirte, der auswanderte, und jeder Prediger, der innerhalb 14 Tagen nicht auswanderte, solle zu den Galeeren verdammt werden. Uebrigens wolle man niemand drücken.

Dies Edict wurde gleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste vollzogen. Jetzt fingen die Dragonaden erst recht an, und die unterirdischen tödtlichen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht in die katholische Kirche gehen wollten. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs äußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Gränzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als 50,000 Familien Mittel, hindurchzuschlüpfen, und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe

verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichtete ganze Regimenter von französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der allein 20,000 derselben als Kolonisten in seine Mark vertheilte, gab in ihnen seinen Unterthanen eben so viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe. So lenkt der Genius der Menschheit oft selbst den Unsinn eines verwirrten Kopfs Andern zum Segen.

12.

Franziska d'Aubigné, Frau von Maintenon.

(Geb. 1635, † 1719.)

Louvois, der schon auf seinen ehemaligen Kollegen Colbert so eifersüchtig gewesen war, hatte jetzt Nebenbuhler, die ihn mit Recht noch weit mehr beunruhigen mußten, Jesuiten und Weiber. An der Spitze jener stand der königliche Beichtvater la Chaise, der des wollüstigen Ludwigs Gewissen so bearbeitete, daß allmälig aus dem leichtsinnigen Epicuräer ein reuiger Andächtler

und ein bußfertiger Beter hervorging. Vorzüglich schwer lasteten ihm auf dem Gewissen seine vielen Maitressen, von denen die eine (die Marquise von Montespan) noch dazu eine Ehefrau gewesen, so daß also ein doppelter Ehebruch begangen worden war. Mit rühmlicher Ergebung hatte seine sanfte Gemahlin diese Kränkungen ertragen, und vielleicht war es der Gram darüber, der ihrem Leben schon 1683 ein Ende machte. Lange vorher schon hatte der trübsinnige Ludwig eine Bekanntschaft gemacht, die ihn auf eine ganz eigene Art angezogen hatte. Es war eine Wittwe von beynahe 50 Jahren, deren feiner edler Geist aber ihren Zügen den Reiz einer Jungfrau gab, und in deren ganzem Wesen eine Würde und eine Anmuth zugleich verbreitet war, daß sie, wie eine Heilige, mehr zur Verehrung als zu zärtlichen Gefühlen einlud. Geboren von französischen Eltern, die ein sehr unstetes Leben geführt, hatte sie die ersten Jahre ihrer Kindheit in Amerika verlebt, und war in ihrem 14ten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo sie es bey ihrer großen Dürftigkeit für ein Glück gehalten hatte, als Gesellschaftsfräulein bey einer reichen und stolzen Dame unterzukommen, die ihr die niedrigsten Geschäfte übertrug. Hier hatte ein berühmter komischer Dichter, Scarron, einer der witzigsten Köpfe, aber auch eins der ungestaltesten, ausge-

mergeltsten und kraftlosesten Gerippe Frankreichs, ihren seltenen Geist kennen gelernt, und ihr die Ehe angetragen (1651). Die Lage des wirklich schönen und tugendhaften Fräuleins muß sehr traurig gewesen seyn, da sie sich entschließen können, sie mit einer solchen Ehe zu vertauschen, allein es zeigte sich auch in ihrem ganzen folgenden Leben, daß eine sinnliche Neigung zum männlichen Geschlechte ihr gänzlich fehlte, und daß nur geistige Bedürfnisse allein ihr den Umgang mit gebildeten Männern wünschenswerth machen konnten.

Diese Bedürfnisse fand sie in ihrem neuen Ehestande auf das vollkommenste befriedigt. Scarrons Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Köpfe von Paris, und hatte man den kleinen possirlichen Mann vorher wegen seiner launigten Einfälle gern besucht, so kam man jetzt, da er die schöne, geistreiche junge Frau hatte, noch viel fleißiger. Allein so witzig mancher Anfangs das ungleiche Ehepaar bespöttelt haben mochte, so schnell gewann die junge Frau die allgemeine Hochachtung für sich. Niemand wagte es, auch nur einen leisen Verdacht auf sie zu werfen, und ein Hofmann sagte sogar öffentlich von ihr, er würde es eher wagen, der Königin ein unanständiges Wort zu sagen, als ihr.

Nach Scarrons bald erfolgtem Tode (1660) zog sie sich in die Einsamkeit zurück, lebte von

einer kleinen Pension, und erheiterte ihren Geist durch Lectüre und religiöse Uebungen. „Ich würde vielleich, schreibt sie von sich selbst, nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menschen mehr befriedigt hätten.“ Ein merkwürdiges Wort, das ein großes Licht auf ihren Charakter wirft. Als endlich die Marquise von Montespan dem Könige einen Sohn gebahr, den sie heimlich erzogen zu sehen wünschte, (1671) so ward die Wittwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäft ausersehen, das sie zu großer Zufriedenheit des Königs verwaltete, daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Bastards von derselben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte, und sie an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige eine nie empfundene Hochachtung für weibliche Tugend ein. Er las einige von ihren Briefen, und fand sie vortreflich; er unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon 13 Jahre unterhaltenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden, und brannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritsultanin auch die

Eifersucht einer solchen verband, schnaubte wüthende Rache, und drohte, eine zweite Medea, ihre Kinder vor den Augen ihres ungetreuen Jason zu zerreißen. In dieser Lage hatte der arme Ludwig keinen andern Zufluchtsort, als seinen lieben Pater la Chaise und die fromme Wittwe Scarron, die sich zwischen beide stellten, den König beruhigten und die Maitresse zum Schweigen brachten. Diese ermordete nun zwar ihre Kinder nicht, aber dafür starb die schöne Nebenbuhlerin plötzlich, (1681) nicht lange nach ihrer Erhebung zur Herzogin. Erst als die zähe Montespan sahe, daß alles für sie verloren war, zog sie sich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König eine monatliche Pension von 1000 Louisd'or *).

So lange die Königin lebte, ermahnte die Wittwe Scarron, nunmehrige Frau von Maintenon (von der Herrschaft Maintenon, welche sie sich 1679 gekauft hatte) den König beständig, gut mit ihr zu leben, und beobachtete gegen ihn dieselbe sittsame Zurückhaltung, die sie von Jugend auf gegen alle Männer beobachtet hatte. Nach dem Tode der Königin, da der welke und erschöpfte Ludwig keiner jener üppigen Freuden mehr Geschmack abgewinnen konnte, und zu seinem Ueberdruß sich noch die Reue gesellte, hing

*) Mem. de la Fayette p. 224 — 234.

er am liebsten den religiösen Ideen nach, mit denen seine Freundin ihn oft unterhalten hatte, und da er sich nun einmal des weiblichen Umgangs nicht entschlagen konnte, und einer Frau von so strengen Grundsätzen keinen unanständigen Antrag zu machen wagte, so entschloß er sich endlich, sie förmlich zu seiner Gemahlin zu machen. (1685) Louvois war außer sich vor Schrekken, als er diesen Vorsatz vom Könige selbst erfuhr. „Ists möglich? rief er, der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Wittwe Scarron zu heirathen?" Er warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn weinend, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch, Stehen Sie auf!" Am andern Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finstern Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr alles wiederzusagen. Alles was er erlangen konnte war, daß der König diese Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille von dem Erzbischof von Paris vollzogen. Der Pater la Chaise und zwey andere Personen waren die einzigen Zeugen. Einige verschwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihren Zimmern hingegen wie einer Königin zu begegnen. Der König brachte fast alle Nachmittage bey ihr zu,

und blieb bis gegen Mitternacht bey ihr, oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, indeß sie las, oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Bey aller ihrer äußerlichen Bescheidenheit hatte sie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten einen großen Einfluß, und ihrem unersättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In Gesellschaften betrug sie sich auch als Königin, sonst aber führte sie ein stilles, eingezogenes Leben, beschäftigte sich mit Werken der Mildthätigkeit, und ermunterte auch den König dazu. Weit entfernt, sich glücklich zu fühlen, warnte sie gern junge Mädchen, sich ja nicht von dem Schimmer der Pracht täuschen zu lassen, und vertrauteren Freunden gestand sie es offen, daß sie sich herzlich nach dem Ende dieses Lebens sehne, welches ihren ganz verschieden gesinnten Bruder zu der Spötterey verleitete: „Ganz gewiß hast du schon das Wort, droben Gott den Vater zu heyrathen.“ Wer indessen eine oft von ihr wiederholte Aeußerung recht zu würdigen weiß, daß es nämlich keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht amüsabel sey, der wird die Klagen der armen Frau nur allzu natürlich finden.

Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof, und zog sich nach St. Cyr zurück,

wo sie eine gut fundirte Erziehungsanstalt für 300 Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort liegt sie auch begraben. Ihre noch übrigen Briefe sind in demselben Ernste geschrieben, der auch der Character ihres Lebens war.

13.

Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1683 — 1697.)

Louvois, welcher wußte, daß auch die philosophischste Frau eine Kränkung ihres Stolzes nie vergißt, sah seinen Sturz vor Augen, wenn er nicht durch Verwickelung der Angelegenheiten des Königs sich unentbehrlich machte. Dies konnte um so eher geschehen, da das Verhältniß Frankreichs zum deutschen Reiche noch nicht so, wie man es wünschte, vollendet war und dies nicht möglich zu machen schien ohne dem Französischen Reiche neue Kriege zu erregen. Eine Kurfürstenwahl in Kölln, die den König gar nichts anging, eine pfälzische Erbschaft, an der er gar kein Recht hatte, mußten den Vorwand zu Händeln mit dem deutschen Reiche hergeben. Louvois war es auch gewesen, der mitten im Frieden Strasburg und Luxemburg überfallen und gewaltsam weggenom-

men hatte, von welchem allem oben in der deutschen Geschichte dieses Zeitraums schon geredet worden ist. Noch mehr, er ließ bey Hüningen eine Brücke über den Rhein schlagen, deren Ende auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Insel ruhte. Tausend kleinerer Neckereien zu geschweigen, die recht eigentlich dazu angestellt wurden, um die Nachbarn noch einmal in die Waffen zu treiben. Diesen Zweck ward auch zum Theil erreicht. Prinz Wilhelm von Oranien, der Erbfeind Frankreichs, brachte zwischen dem Kaiser, den Kronen Spanien und Schweden, und vielen deutschen Reichsfürsten ein großes Bündniß zu Augsburg zu Stande, (9. Jul. 1686) in welchem alle diese Mächte sich gelobten, mit einer nahmhaften Anzahl Truppen auf Frankreich loszugehen, wenn dieses fortfahren sollte, den 20jährigen Waffenstillstand so unverschämter Weise zu verletzen. Die Nachricht von diesem Bunde war dem unruhigen Louvois sehr erfreulich, der von demselben eine herrliche Gelegenheit hernehmen konnte, dem immer mürrischer werdenden *) König die Nothwen-

*) Hierher gehört die oft erzählte Anekdote von dem unsymmetrisch angebrachten Fenster zu Trianon. Als nämlich der König hier ein prächtiges Lustschloß bauen ließ, und jenes häßliche Fenster bemerkte, machte er dem Louvois, der zugleich Intendant der königl. Bauten war, darüber Vorwürfe, worauf dieser nachher zu einem Ver-

digkeit eines kriegerischen Angriffs, durch den man den Feinden zuvorkommen müsse, zu beweisen. Seine Bemühungen gelangen. Ludwig gab die Befehle, eine Kriegserklärung an den Kaiser und eine an Holland wurden aufgesetzt, und jene am 24. Sept., diese am 6. Nov. 1688 bekannt gemacht. Zwey andere an Spanien und Savoyen folgten im andern Jahre nach.

Ehe noch die erste in Wien ankam, stand schon eine französische Armee von 190,000 Mann am Rheine. Oberfeldherr derselben war der Dauphin, ein bescheidener, gutmüthiger Prinz von 27 Jahren, der gern in allen Dingen der Meinung seiner Unterfeldherren war, und außerdem noch eine genaue Vorschrift vom Hofe in der Tasche hatte. Der Feldzug ward mit der Belagerung und Eroberung (29. Oct.) von Philippsburg eröfnet, welche Vauban dirigirte. Auch der hofnungsvolle Generallieutenant Catinat zeigte hier zuerst seine Geschicklichkeit. Was übrigens dieser abermalige Krieg unserm deutschen Vaterlande gekostet, wie Melac, Boufflers und Duras, die ganze Pfalz und die alten Städte Worms und Speier nebst vielen andern in die Asche gelegt, ist oben bereits ausführlicher erzählt worden. Der Zweck der erreicht werden sollte

trauten gesagt haben soll: „Nein, nein, es ist Zeit, daß wir ihm außerhalb zu thun geben, sonst bekümmert er sich hier noch um die Ziegelsteine."

Frank-

Frankreich von seinen Feinden durch eine Wüste zu trennen, mußte durch die Barbarei, welche dieser angegebene taktische Grund bei der Ausführung erforderte, zu gleicher Zeit aber auch nun noch den allgemeinen Haß und Abscheu aller Nationen gegen Ludwig recht glühend und unauslöschlich machen, und die Kriegesflamme recht anschüren, deren Erlöschung Louvois der Urheber dieses Krieges nicht erlebt. Er starb schon 1691, am 16. Jul., als eben Ludwig mit allen seinen Nachbarn im heftigsten Kampfe begriffen war, ohne die innern Hülfsmittel zu besitzen, die ihm in seinen frühern Kriegen zu Gebote gestanden hatten. Selbst Colberts Sohn und Nachfolger, der Marquis von Seignelai, war nicht mehr, (er war kurz vor Louvois gestorben), und sein Nachfolger, der Generalcontrolleur Pelletier war zu sehr Mensch, um die fürchterlichen Erpressungen durchsetzen zu können, welche nöthig waren, um die Kriegskassen unablässig zu erfüllen. Edelmüthig legte er den drükkenden Posten nieder, und überließ ihn einem gewissen Herrn von Pontchartrain, der hart genug war, dem seufzenden Volke das letzte Mark auspressen zu können. Auch das ward bald genug sichtbar, daß kein Louvois mehr die Seele aller Unternehmungen sey. Ludwig traute sich die Kunst zu, junge Staatsmänner zu bilden, und daher nahm er lauter unerfahrne, biegsame Ge-

hülfen in sein Kabinet, allein die Folge lehrte, daß er sich zuviel eingebildet hatte. Sehr treffend war daher der Einfall Wilhelms von Oranien, daß Ludwig gerade die entgegengesetzte Sitte andrer Könige befolge, welche jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Niemand zog von diesen Verwirrungen Frankreichs größere Vortheile, als eben dieser kluge, unternehmende Prinz. Er war, wie wir wissen, der Schwiegersohn des damals in England regierenden Königs Jakobs II., eines so finstern und verkehrten Kopfes, daß alle Engländer seine Herrschaft mit Gram und Unwillen ertrugen. Da er endlich gar die Nation mit Gewalt zum alten Katholicismus zurückbringen wollte, erhob sich ein Aufstand in London, man sprach von einem andern Könige, und da kein Würdigerer vorhanden war, so richtete man seine Augen auf den tapfern Statthalter der Niederlande. Dieser eilte, die günstige Stimmung der Engländer zu benutzen, rüstete eine Flotte aus unter dem Vorwande, als gälte es Frankreich, und setzte damit plötzlich nach England über, wo ein ansehnlicher Theil des vorher schon gewonnenen Adels sich mit ihm vereinigte, Jakob II. absetzte, und Wilhelm III. von Oranien zum König von Großbrittannien ausrief (1689). Die Folge davon war, daß nun noch England in das große Bündniß gegen Frankreich mit hineingezogen wurde,

und demselben zuerst den Krieg erklärte (im May 1689). Vergebens nahm sich Ludwig des entflohenen Königs an, schimpfte Wilhelmen einen Usurpator, und ließ mehrere ansehnliche Heere in Irland landen: Jakob ward selbst an den Festen, die man ihm zu St. Germain gab, von den Hofleuten wegen seiner Einfalt verspottet, Wilhelm blieb König, und schlug alle Franzosen mit leichter Mühe aus Irland hinaus. Gewöhnlich brachte er die winterliche Rastzeit in London zu, und focht im Sommer an der Spitze seiner niederländischen Truppen, und ward so zweier Völker Hort und Stolz, und eines allgehaßten Tyrannen furchtbarste Geißel.

Neun Jahre dauerte dieser dritte Krieg Ludwigs XIV. gegen alle seine Nachbarn. Alljährlich mußten fünf bis sechs Armeen in allen Weltgegenden unterhalten werden, doch hatte Frankreich auch hier, wie immer, das Glück, alle seine Kriege auf feindlichem Boden führen zu können. Wie leicht man das Kriegführen in Deutschland wegen der Uneinigkeit der vielen Parteien behandelte, ist schon oben erzählt. Eine Armee in Katalonien, die der Herzog von Noailles, ein Günstling der Frau von Maintenon, schlecht genug anführte, drückte die Spanier auch nicht sehr. Dagegen hatte das Heer, welches gegen den Herzog Victor Amadeus von Savoyen stritt, in dem jetzt zum Marschall ernannten Catinat einen

vortreflichen Feldherrn *). Am lebhaftesten war der Streit in den Niederlanden, weil hier der beste Gewinn zu machen, und zugleich der furchtbarste Feind zu bekämpfen war. Hieher zog auch Ludwig jedes Jahr bey Eröfnung des Feldzuges selbst, verweilte nach seiner Gewohnheit einige Wochen im Lager, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Eigentlich aber führte Luxemburg den Oberbefehl, bis zum Anfange des Jah-

*) Er war ein Genie, das zu allem taugte. Zuerst war er Advokat gewesen, und hatte diese Laufbahn im 25sten Lebensjahre verlassen, weil er einen Prozeß verloren hatte, in welchem doch das Recht auf seiner Seite gewesen war. Darauf hatte er Kriegsdienste genommen, und von der Fahne auf gedient. Der große Verstand, der aus seinen kleinsten Unternehmungen hervorgeleuchtet hatte, war seinen Vorgesetzten nicht lange verborgen geblieben, und ihm verdankte er allein seine schnelle Beförderung, die er nie erlangt haben würde, wenn sie hätte erschmeichelt werden müssen. Er vereinigte mit seinem Heldencharakter drey seltene Eigenschaften, Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit. Die gesundeste Lebensphilosophie begleitete ihn bis an sein Ende. Seine Soldaten sahen nur ihren Vater in ihm. Als er 1690 die Schlacht bey Staffarda gewonnen hatte, legte er sich ermattet und in seinen Mantel gehüllt, auf die bloße Erde nieder, und schlief ein. Leise schlichen seine treuen Gensdarmen herbey, stellten alle erbeutete Fahnen in einem weiten Kreise um ihn her, und erwarteten mit Freudenthränen sein Erstaunen und seinen gerührten Dank im Augenblick des schönen Erwachens.

res 1695, da er starb. Er war ein Freund und Schüler des großen Condé gewesen, und hatte mit diesem den hochfahrenden, raschen Geist, den schnellen und richtigen Blick, und das unruhige, leidenschaftliche Gemüth gemein. Nächst dem Kriegswesen waren Weiberintriguen sein Element. Sein Aeußeres war von abschreckender Häßlichkeit, aber der durchschimmernde lebendige Geist und der kraftvolle Mannssinn erweckten ihm dennoch der Weiber Gunst.

Der ganze lange Krieg ward mehr gezogen als geführt. Man hielt sich bey den vielen Festungen auf, eroberte sie mit Mühe, verlor sie im nächsten Feldzug wieder, und suchte nur das, was man besaß, zu behaupten. Entscheidende Schlachten vermied man. Die berühmtesten sind die bey dem Dorfe Fleurús an der Sambre, wo Luxemburg die Bundesgenossen unter der Anführung des Fürsten von Waldeck schlug (1690, 1. Jul.), Catinats Sieg bey der Abtey Staffarda unweit Saluzzo über den Herzog von Savoyen (1690, 18. Aug.), Luxemburgs und Wilhelms III. blutiges, doch unentscheidendes Gefecht bey Steenkerken (1692, 3. Aug.); ein ähnliches bey Neerwinden (1693, 29. Jul.) und ein zweiter Sieg Catinats bey Marsaglia in Piemont (1693, 4. Oct.). Eine verlorne Seeschlacht bey Brest unter Tourville dagegen, entkräftete die französische Seemacht auf lange

Zeit. Jakob II. sollte nach England hinübergesetzt werden, wenn die Schlacht glücklich abgelaufen wäre. Allein er mußte Zuschauer seyn, daß 18 andre Linienschiffe, welche in la Hogue eingelaufen waren, von Rooke verbrannt worden. Man sagt, Jacob habe sich der patriotischen Freude nicht erwehren können, so oft er während des Kampfs den Sieg sich nach den Engländern habe hinneigen gesehn.

Ludwig, entkräfteter als je, hatte schon 1693 angefangen, Friedensvorschläge zu thun. Aber diesmal wollte man ihn ganz niederdrücken, und ihn zur Herausgabe alles seit dem 30jährigen Kriege Weggenommenen zwingen. Niemand also wollte vom Frieden hören, als bis sich der überwundene Ludwig vor allen seinen Feinden recht schimpflich demüthigen würde. Aber wer waren die, welche bey jener Herausgabe am meisten zu hoffen hatten? Spanien und Deutschland. Doch gerade diese hatten unter allen Bundesgenossen am wenigsten ausgerichtet, jenes wegen seiner Schwäche, dieses wegen seiner Uneinigkeit und Schwerfälligkeit. Sollten England und Holland, die so viel Geld aufgeopfert, und so tapfere Thaten gethan, und das kleine Savoyen, das ganz in Feindes Händen war, sollten diese nun nach langer Anstrengung noch Jahre lang fortfahren, Blut und Geld fremden Völkern aufzuopfern, wenn sie jetzt unter den billigsten Bedingungen zur

Ruhe kommen konnten? Dem Herzog von Savoyen war dieses Uebermaaß von Großmuth am wenigsten zuzutrauen, daher wandte sich Ludwig 1696 ganz insgeheim an ihn, und versprach ihm die völligste Wiedereinsetzung in seine Länder, wenn er zuerst das große Bündniß verlassen wolle. So oft der Herzog schon mit rühmlicher Bundsgenossentreue ähnliche Anträge zurückgewiesen hatte, so stand doch bey ihm soviel auf dem Spiele, und seine Helfer waren so entfernt, und selbst so hülflos, daß man ihm sein endliches Wanken wohl verzeihen kann. Als ihm zuletzt der französische Botschafter gar vorlog, daß die heimlichen Unterhandlungen mit Spanien und Holland schon so gut als abgeschlossen wären, und daß beide ihn zuerst im Stiche lassen würden, wenn er sich nicht bey Zeiten sicher stelle: so unterschrieb er, zum Schein von Catinat gezwungen, zuerst die günstigen Friedensartikel (1696, 29. Aug.).

So heftig ihm die übrigen Bundesgenossen darüber zürnten, so geneigt waren doch einige, seinem Beispiel zu folgen. Unter Schwedens Vermittelung ward hierauf zu Ryswick ein Congreß eröfnet. Der Erfolg ist aus der deutschen Geschichte bekannt. Im folgenden Jahre (1697) kam der allgemeine Friede zu Stande, der doch immer in so fern noch rühmlich für Frankreich war, als kein einziger seiner Feinde in dem ganzen langen Kriege das Geringste von seinem Zwecke

erreicht hatte. In steter Erwartung der baldigen Todesbotschaft aus Spanien blieben die Heere gerüstet, die Festungen wurden allenthalben ausgebessert, und an den Gränzen von Deutschland und Savoyen wurden zwey neue angelegt (Neubreisach und Fenestrelles), zur großen Beunruhigung aller Nachbarn.

14.

Kulturzustand Frankreichs unter Ludwig XIV.

Jener alte Römer, welcher den Magen und die Glieder mit dem regierenden und gehorchenden Theil einer Nation verglich, mochte selbst kaum glauben, bis zu welchem hohen Grade dies Verhältniß richtig sey. In der That, so wie von der Beschaffenheit des Magens die Kraft und Regsamkeit aller übrigen Theile abhängt, so strömt auch von dem Throne, auf welchem ein kraftvoller Herrscher waltet, Feuer und Leben in alle Adern des ganzen weiten Staatskörpers hin. Und wie man auch immer Ludwig XIV. als Menschen beurtheilen mag, so gaben doch die Früchte seiner Regierung schon davon Zeugniß, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erschei-

nung gewesen seyn könne. Wie er mit einem glühenden Gefühl für den Ruhm geboren war, so konnte selbst die ausschweifendste Wollust ihn nie so sehr einschläfern, daß er auch nur einen Augenblick seine Würde und die Ehre seiner Nation vernachlässigt hätte. Und da sich in allen seinen Handlungen und Reden der einzige Zweck, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen, so bestimmt aussprach; da er jeden, der ihm dazu behülflich werden wollte, so huldreich aufmunterte und so großmüthig belohnte; so konnte es nicht fehlen, daß dieser Geist der Ruhmbegier sich über alle gute Köpfe verbreitete, und gleichsam ansteckend wurde. Daher macht das Zeitalter Ludwigs XIV. als das Blüthenalter der französischen Kultur, Epoche in der Geschichte dieses Volks, so wie das des Augustus in der römischen, und in der That hat die französische Nation zu keiner Zeit so viele Genies auf einmal gehabt, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Richelieu hatte schon glänzende Hoffeste gegeben, so wie er auch der erste gewesen war, der regelmäßige Schauspiele, nach Art der Alten, dabey eingeführt hatte. Unter ihm hatte sogar der größte tragische Dichter Frankreichs, Peter Corneile, (geb. 1606, † 1684) seine berühmtesten Stücke geschrieben. Mazarin hatte darauf noch mehr Abwechselung in die Hoffeste gebracht durch

die italiänische Oper, welche er einführte, und zu der er zuerst die Sänger aus Italien kommen ließ. Aber das alles waren Kleinigkeiten gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig XIV. auf seine Feste verwandte, besonders auf die, welche er seinen Maitressen zum Besten gab. Man hat dicke Kupferstichwerke in Royalfolio, in denen die verschiedenen Decorationen, Sänger und Tänzergruppen, Carousselpartien und allegorischen Pantomimen, die bey einzelnen solcher Feste vorkommen, abgebildet, und mit langen Beschreibungen versehen sind. In allen spielt der König eine Hauptrolle, bald eines Helden, bald eines Gottes, und alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Nie ist einem Könige unsinniger geschmeichelt worden, als ihm. Aber auch wenigen sinnreicher *), denn selbst die feinsten Dichter nahmen Theil an dem allgemei-

*) Noch lange nach seinem Tode sagte Voltaire von ihm: Si on le considére dans sa vie privée, on le voit bon fils sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari même sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité. Und an einem andern Orte: Un prince, qui, ayant fait d'aussi grandes choses que lui, seroit encore simple et modeste, seroit le premier des rois, et Louis XIV. le second. Es mag dem Leser überlassen bleiben, ob er diese Urtheile zu den sinnreichen oder zu den unsinnigen rechnen will.

nen Rausche. Unter den Werken Mollieres findet sich eine ziemliche Anzahl für solche Feste verfertigter Gelegenheitsstücke, und Racine machte als ein 18jähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

Einst hörte der noch sehr junge Ludwig gesprächsweise von dem Herzog von St. Aignan, der Kardinal Richelieu habe einigen auswärtigen Gelehrten, welche Lobreden auf ihn verfertigt hätten, Geschenke zugesandt. Das gefiel ihm unmein, und er beschloß es nachzuahmen, aber in umgekehrter Ordnung. Erst wollte er die Geschenke versenden, sicher daß sich die Lobreden dann wohl von selbst finden würden. Zu dem Ende verlangte er von seinen Ministern eine Liste der größten Gelehrten, und Lionne mußte deshalb ins Ausland schreiben, und sich nach den hellsten Lichtern desselben erkundigen. Man brachte gegen 60 Namen zusammen, unter denen auch sogar ein Paar Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen seyn sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden, worin sie ersucht wurden, zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe, ihr Oberherr zu seyn. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon er-

bauen konnten. Andere erhielten gar fortgehende Pensionen. Diese Freigebigkeit hatte die erwünschtesten Folgen. Die armen Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, diesen außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen August und Mäcen nur armselige Wichte waren, und in zwölf verschiedenen Städten Italiens erschollen alljährlich an seinem Geburtstage pomphafte Lobreden, die ihm, sobald sie gedruckt waren, sauber gebunden nach Versailles geschickt wurden.

Die berühmtesten unter den französischen Gelehrten und Künstlern, die jenem Zeitalter seinen Glanz gegeben haben, sind etwa folgende:

Renatus Descartes (Cartesius) geb. 1596, † 1650. Ein Mathematiker und Philosoph erster Größe. Die Theologen, zu einfältig, um ihn zu verstehen, schrieen ihn für einen Gotteslängner aus, und zwangen ihn, ins Ausland zu wandern.

Claudius Saumaise (Salmasius) geb. 1588, † 1653, ein Mann von stupender antiquarischer Gelehrsamkeit, in welcher er es mit der ganzen übrigen gelehrten Welt aufnehmen zu können prahlte. Auch er war den Pfaffen zu anstößig, und brachte den größten Theil seines Lebens in Holland zu.

Johann Dominikus Caffini (1625—1712) ein berühmter Astronom, den Colbert aus

Italien nach Paris berief, wo für ihn die erste Sternwarte erbaut ward.

Christian Huygens (1629 — 1695), ein Nebenbuhler des Vorigen, aus Holland nach Paris berufen. Er ist der Erfinder der Pendeluhren und der Entdecker des ersten Ringes und der Trabanten des Saturn.

Peter Gassendi (1592 — 1656), gleichfalls ein großer Mathematiker und Physiker.

Anna Dacier, geb. Lefevre (1651 — 1720) edirte, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne um die Wette alte Klassiker. Nach der Aussage des Hrn. v. Voltaire soll sie sich durch ihre Uebersetzung des Homer und Terenz unsterblichen Ruhm erworben haben.

Peter Bayle (1647 — 1706), ein trefflicher Historiker, Philosoph und Kritiker, der aber eben deswegen Frankreich verlassen, und in dem freien Holland seinen Schutz suchen mußte.

P. Bourdaloue (1632 — 1704), P. Massillon, Bischof von Clermont (1663 — 1742) und S. Flechier (1632 — 1710), Bischof von Nimes, drey Jesuiten und berühmte Kanzelredner. Auch Jak. Benignus Bossuet, Bischof zu Meaux (1627 — 1704), machte zuerst sein Glück durch seine Beredsamkeit, die er in der

Folge auf den Vortrag der Geschichte anwendete. Seine ersten geistlichen Reden, die er um das Jahr 1662 vor dem Hofe hielt, fanden soviel Beifall, daß der junge König eine Ehre darin suchte, dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen zu lassen.

In einer ganz eignen, milden Art der Beredsamkeit that sich ein anderer Geistlicher hervor, dessen Charakter zu den edelsten und liebenswürdigsten gerechnet werden kann, die die Geschichte kennt: Franz Fenelon, (1651 — 1715) Erzbischof von Cambray, und vorher Erzieher der jüngern königlichen Prinzen. Wenige Bücher sind so allgemein gelesen, und so oft gedruckt und übersetzt worden, als sein Telemach, ein moralischer Roman, in welchem sich das reinste, tugendhafteste Gemüth in einer edeln Sprache abspiegelt. Und doch zog eben dieses Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte lauter Portraits vom Hofe zu Versailles darin zu finden. Idomeneus der Herrschsüchtige und Ueppige sollte Ludwig seyn, der harte, stolze, neidische Protesilaus, der Marquis von Louvois u. s. w. Ja man muß es sagen, daß eben diese vermeinten Anspielungen eine Hauptursach waren, daß das Buch so viele Leser fand. Ein gleichzeitig erschienenes Werk, die lettres provinciales von

einem Jesuiten, Pascal, das gleichfalls ein Nationalbuch ward, hat ungemein viel gesunde Philosophie und klare Ideen verbreitet. Eine Frau von Sevigné (1626 — 1696) entwickelte in einer Reihe hinreißender Briefe die Anmuth einer liebenswürdigen, fein ausgebildeten Weiblichkeit auf eine vorher ganz unbekannte Weise.

Bildeten die oben genannten treflichen Kanzelredner und die übrigen guten Prosaisten Geist und Sprache der Pariser merklich aus, so gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter den Phantasien einen bisher ungekannten Schwung. Die Trauerspiele des ältern Corneille und des Racine (1639 — 1699) werden noch jetzt von den Franzosen bewundert, und als nachher nie wieder erreichte Muster studirt.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient hier wohl der berühmte Moliere, der Vater der neuern Komödie (1620 — 1673). Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, und war der Sohn eines Pariser Tapetenwirkers, der ihn, als er heranwuchs, zu demselben Handwerk anlernen wollte. Aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum ein Paarmal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals

theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und der Aufenthalt in seines Vaters Trödelladen ihm ein rechter Ekel ward. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem alten Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht? antwortete der Alte. Wollte Gott, es könnte ein Belleroſe aus ihm werden.“ (So hieß der berühmteſte Schauſpieler jener Zeit). Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf den gegenwärtigen Knaben, der, dreiſter gemacht durch des Großvaters Beiſtand, bald darauf ſeinem Vater freimüthig erklärte, daß er zur Tapetenwirkerey gar keine Luſt habe, und ihn mit Thränen bat, ihn doch ſtudiren zu laſſen. Auf vieles Zureden des Großvaters ward endlich dieſe Bitte erfüllt, und der junge Poquelin in das Jeſuiterkollegium von Clermont geſchickt, wo er alte Sprachen, Philoſophie und Rechtswiſſenſchaften ſtudirte, und mit vielen humoriſtiſchen Köpfen Bekanntſchaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriffe ſtand, eine Advokatenſtelle anzunehmen, reiſete der Hof nach Narbonne (1641), und bey dieſer Gelegenheit reiſete er unter den Leuten des Königs mit. Als dieſen in dem abgelegenen Städtchen die Zeit lang ward, fielen ſie darauf, ein Liebhabertheater

theater zu errichten. Hierbey zeigte sich nun niemand geschäftiger, als der junge Poquelin, in welchem die früh gefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte soviel Leben und Ordnung in diese kleinen Spiele, und zeichnete sich selbst auf dem Theater durch Figur, Anstand und komisches Talent so sehr aus, daß ihn alle übrigen willig für ihren Meister erkannten. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu heroischen Rollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übriges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte.

Zurückgekehrt nach Paris ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, Trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt St. Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an erträglichen französischen Komödien noch sehr fehlte, so nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiäner und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. Dadurch brach er sich die Bahn zur Schöpfung eigener Werke, unter denen der Tartüffe, der Misanthrop, der Geizige ꝛc. eine ganz vorzügliche Bewunderung erhalten haben. Um seiner Familie nicht länger anstößig zu seyn, ver-

tauschte er um diese Zeit auch nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler seinen Namen mit dem erdichteten: Moliere. Ein Edelmann, wie manche glauben, ist er nie gewesen.

Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des großen Condé Bruder. Als dieser 1653 sein Gouvernement in Languedoc bezog, lud er ihn ein, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen, und dort zu spielen. Moliere ging 1654 dahin, und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. Oct. zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm 1000 Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber soviel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30,000 Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußern Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der treflichste Maler der verderbten Sitten seiner

Zeit in seinem eignen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebendsten Mannes darstellte.

Nach Moliere verdienen noch drey Dichter genannt zu werden, die sich in der witzigen, leichten und naiven Gattung ausgezeichnet haben, Boileau (1636 — 1711), Quinault (1635 — 1688), und la Fontaine (1621 — 1695). Der erste ist als Satiren-, der zweite als Lieder-, der dritte als Fabeldichter berühmt. La Fontaine war eben so einfach und anspruchlos im Leben, wie in seinen Schriften, und dies war wohl Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Ueberflusses, das der prunkende Ludwig über die schönen Geister seiner Hauptstadt so freigebig ausschüttelte, nur spät erst ein Weniges zufloß.

Auch die zeichnenden und bildenden Künste hatten in Frankreich unter Ludwigs XIV. Regierung ihr goldenes Zeitalter. Kenner der Malerey schätzen noch jetzt die treflichen Werke eines Poussin, le Sueur und le Moine. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen, und noch jetzt gehören die prächtigen Anlagen in Versailles, Marly, Clagny, Trianon ꝛc. zu den bewundertsten Werken der neuern Baukunst. Aber die Sache wurde auch mit einem Ernst betrie-

ben, der in neuern Zeiten seines Gleichen nicht wieder gehabt hat. Man rechnet, daß an den Bau der königlichen Schlösser, bloß von 1674 bis 1690, 157 Millionen Livres verwandt worden sind. Dafür gehört aber auch der Garten zu Versailles wegen seiner Grotten, Springbrunnen und Wasserkünste zu den Wunderwerken der neuern Welt. Colbert und Louvois nach ihm, mußten auch in diesem Fache Plane auf Plane erfinden, um den unruhigen Sinn Ludwigs, der immer neue Schöpfungen sehen wollte, unausgesetzt zu beschäftigen; und stets darauf bedacht, ihn zu ergötzen, ließen sie keinen Tag vergehen, ohne ihn durch irgend einen schönen Genuß oder eine Nachricht, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zu überraschen.

Auch die Stadt Paris ward unter seiner Regierung durch eine Menge neuer Häuser verschönert, sie bekam auch an vielen Stellen ein regelmäßigeres Pflaster, und eine nächtliche Erleuchtung. Das Fahren wurde allgemeinere Sitte, und damals erfand man die in Federn hangenden Kutschen mit Glasfenstern, die bey aller ihrer Plumpheit doch gegen die vorher üblichen achtsitzigen Postwagen immer schon sehr geschmackvoll waren. Dasselbe muß man auch von den damaligen Kleidermoden sagen. Ein Anzug, in welchem ein galanter Hofmann Ludwigs XIV. alle Hofdamen entzückt hätte, würde

jetzt auf dem Theater ein schallendes Gelächter erregen (man denke nur an die entsetzlichen Perücken und an die Rock- und Westenschöße), und eine heutige Dame würde eben so gern am Pranger stehen, als in einem Anzuge über die Straße gehen wollen, in welchem die Frau von Montespan alle Schönen vor Neid rasend machte.

Keine Kunst war noch zu jenen Zeiten mehr in ihrer Kindheit, als die Musik. Von Concerten wußte man in ganz Frankreich noch nichts, außer am Hofe, wo 24 Violinen die ganze königliche Kapelle ausmachten. Ein damals sehr beliebter Componist, Namens Lully, setzte so einfache Sachen, daß jetzt ein Kind sie vom Blatte spielen würde, und doch wurden sie von den damaligen Musikern so außerordentlich schwer gehalten. Mit dem Tanze stand es nicht besser. Ludwig XIV. war in jüngern Jahren selbst ein Freund dieser Ergötzlichkeit gewesen, nur hatte er sich immer an die ernsteren Tänze gehalten, die seiner imposanten Figur am gemäßesten gewesen waren.

Am weitesten brachten es die Franzosen unter ihm in denjenigen Künsten, welche auf die zweckmäßigere Führung der Kriege gerichtet sind. In der Geschichte der Belagerungs- und Kriegsbaukunst wird Vaubans Name unsterblich leben. Hierin und in der Artillerie, ja in der

ganzen Kriegswissenschaft überhaupt, wurden die Franzosen so sehr die Lehrer der übrigen Nationen, daß noch jetzt alle Kunstausdrücke, ja alle Benennungen der Waffen, der militärischen Würden und der Manöver bey uns französisch sind. Damals entstanden zuerst Cadettenschulen, Uniformen, u. dgl. Ludwig hatte zuletzt ein stehendes Heer von 400,000 Mann auf den Beinen, und eine Flotte, die sich mit der englischen und holländischen messen konnte. 1681 zählte man in allem 190 Kriegsschiffe. Die Connetablewürde war schon vor seiner Zeit eingegangen.

Eine umständlichere Schilderung der Sitten jenes Zeitalters würde kein erfreuliches Gemälde geben. In den Provinzen wirkte noch die Religion eine innere Scheu vor dem Bösen, wiewohl die allgemeine Armuth und die schlechte Gesetzgebung dasselbe wieder mächtig beförderten. In der Hauptstadt gehörte Verschwendung und Liederlichkeit zum guten Ton, Giftmischereien waren ganz gewöhnlich, und wie Ludwig XIV. Sittsamkeit und eheliche Treue öffentlich mit Füßen trat, so fingen auch alle Vornehmen an, diese Tugenden als alte Vorurtheile zu verlachen. Verheyrathete Damen trugen ihre Liebschaften öffentlich zur Schau, und es gab rechte Virtuosinnen in der Schamlosigkeit, so daß die berühmte Ninon de Lenclos, die französische Aspasia oder Lais, (1615 — 1706) noch als die recht-

lichste unter den berühmten Weibern ihres Zeitalters erscheint, indem sie, im Bewußtseyn ihrer Unbeständigkeit, sich nie in ein eheliches Bündniß verflocht, um wenigstens keine Pflicht verletzen zu dürfen. Daß diese schöne Frau durch die Anmuth, Feinheit, und Lebhaftigkeit ihres Geistes beständig einen kleinen, auserlesenen Hof um sich her versammelte, daß dieser lebendige Geist ihrem Körper noch im 80sten Jahre ein hohes Interesse lieh, und daß sie im 60sten durch ihre Reize ihren eigenen Sohn, dem sie seine Abkunft verheimlicht hatte, zum Selbstmörder machte, ist bekannt.

III.

Die Engländer.

1.

Zustand des Reichs unter Jakob I.

(1603 — 1625.)

Wie unzufrieden mit seiner Regierung der Sohn der unglücklichen Maria Stuart die Engländer hinterlassen habe, ist schon im vorigen Theile dieses Werks gesagt worden. Diese muthige, kraftvolle Nation, die unter kraftvollen Regierungen allen Nachbarn Furcht und Achtung eingeflößt hatte, mußte wohl das Joch eines Königs mit Unwillen tragen, der nichts als verkehrte Schritte that, Despotenstolz ohne innere Würde zeigte, und die Einkünfte des Reichs an unwürdige Günstlinge verschwendete. Einen Ein-

griff von einem Heinrich VIII. oder einer Elisabeth in die Rechte des Parlements, hatte man aus angeborner Ehrfurcht vor der Majestät noch wohl geduldet, jetzt war die Idee schon reger geworden, daß dem Parlamente die gesetzgebende Gewalt gebühre und man wünschte sie um so mehr realisirt, wenn man sah, daß oft ein Minister, der seine Stelle bloß seiner Schönheit verdankte, und der nicht selten aus dem niedrigsten Stande zum Vertrauten des Regenten emporgehoben worden war, daß ein solcher den hohen Pairs von England und den Repräsentanten der Nation Gesetze vorschrieb. Wozu half denn ein Parlament, wenn ein geheimer Befehl von der hohen Commission oder von der Sternkammer den vornehmsten Engländer ohne Untersuchung ins Gefängniß werfen, und den reichsten proscribiren konnte? Leicht beweglich war die Menge der Armen und die der Unbeschäftigten. England war damals in Vergleich mit Frankreich und Holland nur ein unkultivirtes Land. Wissenschaften und Manufakturen waren noch in ihrer Kindheit. Den Handel nach Ostindien und Amerika hatten die Holländer fast ganz erstickt, und England zählte damals in allem kaum 10,000 Seeleute. London hatte noch lauter hölzerne Häuser, und war noch lange nicht durchgehends gepflastert.

Den Kampf den die königliche Macht mit

dem Parlamente eingehen mußte, wurde für die erstere um so schwieriger, da es den Königen nicht wie in Frankreich gelungen war ein feststehendes von ihnen abhängiges Abgabesystem einzuführen, sondern da das Parlament dieses Recht sich in die Hände gespielt hatte. Der König nahm etwa 450,000 Pfd. Sterling von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kammergütern ein, und wenn er außerdem etwas brauchte, so ließ er durchs ganze Land Kopfsteuern sammeln, womit er dann wohl einige Millionen zusammenbrachte. Davon konnte aber zu Kriegszeiten noch kein großes Heer erhalten werden, und im Frieden stehende Garnisonen zu besolden, daran war gar nicht zu denken. Es fehlte also dem Könige eine Gewalt, mit welcher er den Widerstand hätte überwältigen können.

Ein drittes Element bei diesen Gährungen waren nun die dreifachen Religionsspaltungen, welche von der Nation mit dem größten Interesse behandelt wurden. Unter Jakobs I. Regierung wurden zwey Arrianer verbrannt, und ein armer Wahnsinniger, der sich für den heiligen Geist ausgab, hatte dasselbe Schicksal. Viele Katholiken und Presbyterianer, die von der herrschenden (Episcopal) Kirche verfolgt wurden, ließen sich als Tabackspflanzer in Virginien nieder, und zu ihrer Unterstützung ward die erste Lotterie in England errichtet. Zwanzig Pfund

Sterling mußte derjenige entrichten, der seit vier Wochen den gewöhnlichen Gottesdienst nicht besucht hatte, und das fand kein Rechtgläubiger unbillig, denn Religion war damals jedem Engländer und Schotten das Höchste, und er traute keinem, ehe er nicht wußte, wie es in diesem Punkte mit ihm stand.

2.

Karl I.

(1625 — 1649.)

Jakobs I. Sohn und Erbe, Karl I. war ein Prinz von kaltem Temperament, ernsthaft, und von mäßigen Verstandskräften. Im Privatstande würde er durch seine Nüchternheit und seinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genossen haben, aber auf dem Posten dem er vorstand, reichten diese Eigenschaften nicht hin. Schon seine Jugend — er war erst 16 Jahre alt — war dem Volke ein Anstoß. Er mußte sich Rathgebern in die Arme werfen, und da fiel unglücklicher Weise seine Wahl auf den Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, den die ganze Nation haßte, weil er bey

sehr geringer Geschicklichkeit doch alle höchste Würden der Krone an sich gerissen hatte, und die vornehmsten Männer mit einem unverzeihlichen Hochmuth tyrannisirte. Was aber alles Vertrauen und alle Liebe der Engländer zu ihrem neuen Regenten abschnitt, war seine katholische Gemahlin, Henriette Marie, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter. Mit ihr glaubten die reformirten Engländer den leibhaftigen Antichrist übers Meer zurückkehren zu sehen, und weil Buckingham in Paris diese Ehe geschlossen hatte, so verwandelte sich der Haß des Volks gegen ihn von nun an in Abscheu und Erbitterung.

Der König erfuhr es bald, wie unglücklich ein Oberhaupt ohne die Achtung seiner Untergebenen sey. Er hatte von seinem unbesonnenen Vater einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlin des vertriebenen Pfalzgrafen in Deutschland, verlangte gleichfalls seine Hülfe. Um neue Steuern zusammenzubringen versammelt er ein Parlament. Er trägt die Bitte vor, man schlägt sie ab. Er verwundert sich darüber, läßt nochmals sein Verlangen vortragen; vergebens. Es bleibt bey der Weigerung, und er ist genöthigt, das Geld von Fremden zu borgen. Buckingham, auch nach Kriegsruhm durstig, rüstet dafür eine Flotte aus, und führt sie nach Cadix. Sein ungeschicktes Comman-

do macht die Soldaten mißmuthig, es wird nichts ausgerichtet, Krankheiten raffen den besten Theil der Mannschaft weg, und eine schimpfliche Rückkehr ist alles, was ihm übrig bleibt. Zu Hause beleidigt er das Parlament so übermüthig, daß dies ihn geradezu des Hochverraths anklagt. Noch ließ man indessen seine Vertheidigung durchgehen, weil man doch nicht so plötzlich mit dem Könige zu brechen wagte.

Wäre Karl jetzt seiner eigenen Neigung gefolgt, er hätte vielleicht bey seiner gänzlichen Entblößung von Gelde und militärischer Macht die Klugheit dem Trotze vorgezogen. Aber da er ganz von dem leidenschaftlichen Günstling abhing, so beging er auf dessen Geheiß die Unbesonnenheit, dem Parlamente in harten Ausdrücken zu drohen, und zwey Mitglieder des Unterhauses, welche eine Anklageakte gegen Buckingham überreicht hatten, ohne Umstände ins Gefängniß werfen zu lassen. Dazu schwiegen aber die übrigen nicht, sie wollten die Ursach dieses widerrechtlichen Verfahrens wissen. Man sagte ihnen, es sey die Strafe für gewisse respectwidrige Ausdrücke, die in der Anklage Buckinghams vorgekommen wären. Die Acten wurden hierauf nachgesehen, und es fand sich nichts respectwidriges darin. Der König sah sich hierauf gezwungen, die beiden Gefangenen wieder loszugeben, und so

hatte er durch diesen Schritt nichts als Erbitterung gewirkt, und nur seine Schwäche gezeigt.

Dennoch hörte er nicht auf, Buckinghams unbedachtsamen Rathschlägen zu folgen. Er hob die Sitzungen des Parlaments auf, (dies Recht stand dem Könige zu) er gab unvernünftiger Weise, allen seinen rechtgläubigen Unterthanen zum Aerger, den Katholiken völlige Religionsfreiheit, er nahm sich heraus, eine allgemeine Anleihe von seinen Unterthanen zwangsweise einzuziehen, ohne das Parlement zu fragen, ja er ließ Befehle an die Prediger ergehen, ihren Zuhörern die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von der Kanzel herab einzuschärfen. Um die Anleihe einzutreiben, legte man denen, welche ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Expedition nach Cadix zurückgekommen waren, auch wurden viele ins Gefängniß geworfen. Ein Krieg nun durch die Einmischung in die französischen Händel zum Beistand der in Rochelle belagerten Reformirten begonnen, war zwar mehr nach dem Wunsche der Nation und Buckingham hofte sich zugleich an dem ihm verhaßten Richelieu zu rächen, und die Nation mit sich auszusöhnen. Allein das ganze Unternehmen mißglückte. Eine Flotte von 100 Segeln sollte 7000 Mann auf der Insel Rhe aussetzen, ward zurückgeschlagen und mußte un-

verrichteter Sache wieder zurückkehren nach London (1627). Wiederum ein schwarzer Stein in die Schicksalsurne des sorglosen Karl.

Um neue Steuern erheben zu können, mußte das Parlament durchaus noch einmal versammelt werden (1628). Es kam, aber wohl gefaßt gegen jeden souverainen Eingriff, und entschlossen, die Rechte der Nation aufs äußerste zu vertheidigen. Mit großer Freimüthigkeit redeten die beherzten Männer über die Verletzung der bürgerlichen Freiheit und über die frevelhaften Anmaßungen des Ministers. Der König, um nur seinen nächsten Zweck zu erreichen, gab ihnen nach, und erhielt wirklich die Bewilligung einer ansehnlichen Steuer. Er war schwach genug, über diese Bereitwilligkeit Thränen zu vergießen, und versprach ihnen, künftig nichts unbilliges mehr zu fordern Aber dies flüchtige Versprechen genügte ihnen nicht. Sie setzten eine Reihe von Forderungen auf, die sie an ihn machten, und petition of right nannten, des Inhalts, daß Niemand zu einem Geschenk oder Darlehn anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne, daß das Volk mit Einquartirung der Matrosen und Soldaten verschont werden sollte u. s. w. Der König fand sich dadurch beleidigt, und ertheilte nur eine unbestimmte Antwort. Um eben diese Zeit erschien (auf des Königs Befehl, wie man

nachher erfuhr) eine Predigt von einem Londoner Geistlichen, Dr. Manwaring, im Druck, worin gelehrt ward, alles Eigenthum der Unterthanen gehöre im Nothfalle dem Könige, und dieser habe das Recht von Gott selbst, ohne Zuziehung des Parlaments dem Volke beliebige Schatzungen aufzulegen. Für diese, wie es jetzt war, verfassungswidrige Grundsätze zog das Parlament den erkauften Redner zur Rechenschaft, warf ihn ins Gefängniß, entsetzte ihn seines Amts und verdammte ihn zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund. Dagegen schenkte ihm der König, aus kindischem Trotze gegen das Parlament, eine weit höhere Pfründe. Das Parlament, immer mehr erhitzt, wiederholt sein Verlangen nach der Anerkennung der petition of right, und macht Anstalten, den Minister noch einmal zu belangen. Karl, um ihn nicht aufzuopfern, entschließt sich mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begiebt sich ins Oberhaus, und erkennt die Petition für ein Reichsgesetz, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte ausspricht: Let it be law, as is desired, (Laßt es Gesetz seyn, wie gebeten wird).

Aber auch damit begnügte sich das Parlament noch nicht. Die englischen Könige hatten seit mehr als 100 Jahren von den Kaufleuten und Schiffern ohne Zuziehung des Parlaments eine Auflage erhoben, die man Pfund- und Tonnengeld

nengeld (tonnage and poundage) nannte. Jetzt glaubte das Parlament dem Könige auch diese Einnahme streitig machen zu müssen, und als er gar Miene machte, einige tausend deutsche Reiter kommen zu lassen, die sie mit Gewalt eintreiben sollten, erhob sich ein solcher Lärmen, daß er wieder zu seinem alten Nothmittel, Aufhebung der Sitzungen, greifen mußte (26. Jun. 1628).

Die bewilligten Subsidien hatte Buckingham indessen auf die Ausrüstung einer neuen Flotte gewandt, mit der er den noch immer vor Rochelle liegenden Kardinal Richelieu abermals angreifen wollte. Er begab sich zu dem Ende nach Portsmouth, nicht ahnend, daß ihm hier sein Ende bereitet sey. Mitten in einer glänzenden Gesellschaft durchbohrte ihn ein Lieutenant, Namens Felton, mit einem Messer so rasch und unvermuthet, daß der Thäter schon entsprungen war, ehe man die That bemerkte (23. Aug. 1628). Es war ein milzsüchtiger Mensch, der den Minister wüthend haßte, besonders seitdem er selber von ihm einmal zurückgesetzt worden war. In der Verwirrung, die durch die seltsame That entstand, deren Urheber noch niemand anzugeben wußte, fand man einen Hut an der Thür, mit einem Zettel auf welchem Buckingham ein Feind des Königsreichs genannt war. Indem man diese neue Erscheinung anstaunte, erblickte man durch das Fenster einen Menschen,

der in größter Fassung ohne Hut vor dem Hause auf und nieder ging. „Das ist er! das ist er!“ schrien einige. „Welcher ists?“ fragten andere. „Ich bins,“ sagte Felton mit dem Tone der innigsten Zufriedenheit, und ließ sich willig ins Gefängniß, und von da zum Tode führen. Buckinghams Expedition nach Rochelle wurde darauf von einem Lord Lindesey, gleichfalls ohne Ruhm, ausgeführt, worüber der Unwille der Nation nur noch höher stieg.

Im Anfange des folgenden Jahres (1629) fing das suspendirte Parlament seine Sitzungen wieder an, aber weit entfernt, sich auf des Königs Forderungen einzulassen, nahm es vielmehr alle alte Beschwerden wieder vor, und bestritt vor allem des Königs Recht, ein Tonnen- und Pfundgeld nach Willkühr auszuschreiben. Das Unterhaus ging so weit, daß es die Kaufleute verhaften ließ, die den königlichen Beamten diese Abgabe willig entrichteten, und daß es alle Freunde des Königs für Feinde der englischen Freiheit erklärte. Auch über des Königs Nachsicht gegen Katholiken und Arminianer wurden heftige Reden geführt, und hier war es zuerst, wo der nachher so berühmte Olivier Cromwel, damals noch ein unbedeutendes Parlamentsglied, laut in einer Sitzung über einen Geistlichen Beschwerde führte, der das klare Papstthum gepredigt habe. Mit jeder neuen Sitzung wurden die Redenden

kühner, und dies brachte den König so auf, daß er nicht nur das Parlament rasch aus einander gehen ließ, (10. März, 1629) sondern auch mehrere Mitglieder zum Gefängniß, und zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund verurtheilte. Aber das hieß nur Oel ins Feuer gegossen. Die gestraften Volksredner thaten stolz auf ihre Banden, und rühmten sich, Märtyrer der Nationalfreiheit zu seyn: ja sie wollten nicht einmal wieder losgesprochen seyn, um ihre Freiheit keiner königlichen Gnade verdanken zu dürfen.

Jetzt schloß nun auch der König, von Buckinghams Fesseln frey, mit Spanien und Frankreich Frieden, und freilich schimpflich genug, denn er gab jenem seinen Schwager Friedrich V. und diesem das Schicksal der Hugonotten Preis. Aber wie hätte der noch andere beschützen sollen, der sich selber nicht beschützen konnte!

An des ermordeten Ministers Stelle trat jetzt (1630) ein Graf von Strafford, ein kluger und entschlossener Mann, dessen fester Vorsatz es war, dem Parlament von nun an nicht einen Finger breit mehr nachzugeben. Und vielleicht wäre er durchgedrungen, wenn nicht der König zu gleicher Zeit einen andern Rathgeber für die Kirchensachen gewählt hätte, dessen unzeitiger Starrsinn die Nation gerade an ihrer empfindlichsten Seite gereizt hätte. Dies war der Bischof Laud von London, ein heftiger Gegner

der Reformirten (Presbyterianer, Puritaner), und eifriger Verfechter der Episcopalkirche. Seiner Meinung nach war der damalige Gottesdienst zu sehr des Sinnlichen entkleidet, er entwarf daher eine neue Liturgie, vermöge welcher eine Menge längst abgeschaffter Ceremonien wieder einführt, und durch neue von seiner Erfindung vermehrt werden sollten. Dem Könige gefiel dies ungemein, weil dadurch der herrschende Cultus dem katholischen wieder sehr genähert wurde, welches ihm um seiner Gemahlin willen lieb war. Aber eben aus diesem Grunde loderten alle presbyterianische Gemüther in hellen Flammen auf, sobald die Neuerung kund ward. Und nicht etwa unmerklich ward die neue Liturgie eingeführt. Alle Kirchenvorsteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der die neuen Ceremonien nicht mitmachen würde. Die Puritaner wurden strenge verfolgt, und ein Advokat Prynne, der in einem dicken Quartanten hin und wieder die Neuerungen des Bischofs scharf getadelt hatte, ward von der Sternkammer, in welcher der leidenschaftliche Laud präsidirte, verurtheilt, 5000 Pfund Strafe zu bezahlen, öffentlich am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren, und zeitlebens im Gefängniß zu schmachten.

Aber dieser Prynne galt alles bey den Puritanern, und er brüstete sich laut mit seinem

Märtyrerthum. Man muß glauben, daß Karl in seinem Schlosse von den Bewegungen im Volke gar nichts vernommen habe, weil sich sonst nicht begreifen läßt, wie er so blindslings in sein eignes Verderben habe rennen können. Aber seine Umgebung sagte ihm davon nichts, und so blieb er in Ansehung seines Volkes und dessen Stimmung in der tiefsten Unwissenheit. Er fuhr sogar immer fort, in die Glut zu blasen, indem er seinem Bischof die Herstellung einer völligen Hierarchie bewilligte, und als das Volk ein Parlament verlangte, laut erklärte, er werde es für eine Beleidigung ansehen, wenn jemand des Parlaments noch einmal erwähnen sollte. Um Einkünfte zu erhalten, die ihm das Parlament verweigerte, ertheilte er reichen Kaufleuten gegen starke Abgaben Monopole über die gemeinsten und nothwendigsten Dinge, als Leder, Salz ꝛc., worunter das Volk freilich litt. Alle Geldstrafen wurden übermäßig erhöht. Ein gewisser Morley mußte 10,000 Pfund bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten in dem Schlosse Whitehall geschlagen hatte. Ein anderer, Namens Allison, nicht so reich als jener, wurde zu einer Strafe von 1000 Pfunden verdammt, wurde außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drey verschiedenen Städten am Schandpfahl stehen, und zeitlebens im Gefängnisse sitzen, bloß weil er ein verläumderisches Gerücht von

dem Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Sir Richard Granville hatten den Grafen von Suffolk, der ihm wirklich einen schlechten Streich gespielt, einen Niederträchtigen genannt, und mußte dafür auf Befehl der Sternkammer 8000 Pfund, halb dem Grafen, halb dem Könige bezahlen. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt, ward zu einer Buße von 2000 Pfunden verurtheilt. Der Bischof von Lincoln, Williams, ein Feind des allgebietenden Laud, war wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um 10,000 Pfund von der Sternkammer gestraft worden. Der rachsüchtige Laud (seit 1633 Erzbischof), dem diese enorme Strafe noch nicht hoch genug schien, befahl den Officieren, welche zum Empfange des Geldes abgeschickt wurden, sein Haus überall zu durchsuchen, ob man vielleicht noch Beweise auffinden könnte, aus denen sich eine neue Anklage schmieden ließe. Sie durchwühlten alles, und fanden wirklich einen Brief von einem Schulmeister, in welchem über die kirchlichen Neuerungen gespöttelt, und der Erzbischof Laud ein „kleiner großer Mann" genannt ward. Dafür ward der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe empfangen, und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldstrafe von 8000 Pfunden verurtheilt, und der Schulmeister sollte 5000 Pfund bezahlen, und beide Ohren verlieren, welche an

einen vor seiner Schule errichteten Schandpfahl genagelt werden sollten. Zum Glück entwischte der letztere noch.

Solche Rechtsfälle wurden von dem Volke begierig aufgesammelt, und emsig weiter verbreitet, und die Unzufriedenheit ward so groß, daß viele Hunderte, besonders von den Presbyterianer, sich entschlossen, ein Land auf ewig zu verlassen, in welchem eine Justiz wie diese herrschte. Acht große Schiffe lagen schon in der Themse segelfertig, um nach Nordamerika zu gehen, als ein neuer Machtspruch vom Hofe sie zurückhielt. Merkwürdig ist es, daß sich unter dieser Reisegesellschaft auch der berühmte Cromwel befand. Hätte der König wissen können, was ihm von diesem Manne bevorstand, wie gern hätte er ihn und die ganze Gesellschaft ziehen lassen!

Die Stimmung des Volks zeigte sich bald bey verschiedenen Gelegenheiten. Unter andern hatte der König 1637 um seine nicht zureichenden Domaineneinkünfte zu vergrößern, ein gewisses Schiffgeld verlangt, und schickte seine Diener nun zu allen Schiffsbesitzern herum, diese neue Abgabe einzufordern. Ein gewisser Hambden, ein Parlamentsglied und ein sehr entschlossener Mann, ließ sich lieber gefangen wegführen, ehe er die unbefugte Steuer bezahlte. Man brachte ihn vor das Schatzkammergericht. Hier vertheidigte er sich mit einer solchen Freimüthig-

keit und mit so siegreicher Beredsamkeit, daß er die Richter selbst verlegen machte, und ob sie gleich alle, bis auf viere, für des Königs Vortheil stimmten, so hatte doch Hambden die größte Ehre von dem Processe, denn die ganze Nation sah ihn als ihren Sprecher an, und von jetzt an wurden die Rechte des Königs und des Volks der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung in allen Bürgergesellschaften und Bierhäusern. Jedermann war der Meinung, man dürfe sich nun nichts mehr bieten lassen, und jetzt wäre es wohl sehr weise gewesen, wenn der König, da er nun einmal von aller Zwangsmacht entblößt war, sich alles ferneren Bietens so sorgfältig als möglich enthalten hätte.

Aber der Glaube an seine Unverletzlichkeit muß ein wahrer Wunderglaube bey ihm gewesen seyn, sonst hätte er nicht die Raserey begehen können, seines Bischofs neue, halb katholische Liturgie, wie sie in England schon bestand, mit Gewalt in die übrigen Königreiche einführen zu wollen. Man weiß, wie viel seine Großmutter Maria Stuart schon von den purtanischen Schotten auszustehen gehabt hatte, da sie doch nur für sich allein Duldung verlangte. Wie mußten diese Schotten nicht auffahren, da Karl I. sie gar zwingen wollte, nach seiner Weise religös zu seyn! Kaum erschien nur an dem

Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte, (23. Jul. 1637) der Dechant von Edinburg in der großen Kathedrale in einem weißen Chorhemde, so schrie schon, ehe er noch den Mund geöfnet hatte, die ganze Versammlung, und besonders die Weiber; „ein Papst! ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" und der Tumult ward so arg, daß der Dechant sich schnell zurückziehen mußte. Darauf trat der Bischof an seine Stelle, die Gemüther zu besänftigen, allein nach dem ward gar mit Schemeln und Fußbänken geworfen, und als er nachher mit den Londoner Deputirten nach Hause gehen wollte, mußte die Gesellschaft sich mit Lebensgefahr durch den wüthenden Haufen drängen. Noch einige Tage nachher waren alle diejenigen, welche Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen und Lästerungen des Pöbels ausgesetzt. Ein zweiter Versuch, der am 18. Oct. gemacht ward, lief nicht besser ab, und diesmal sah man nicht blos Leute aus dem gemeinen Volke unter den Widerstrebern, denn indem Karl den Bischöfen zugleich die höchsten Civilämter übertrug, beleidigte er auch den hohen Adel.

Einige edle Schotten entschlossen sich hierauf, selbst nach London zu reisen, und den König so bescheiden als möglich zu ersuchen, um seines eigenen Friedens willen von seiner eigensinnigen

Neuerungssucht abzustehen. Umsonst, er bleibt unbeweglich, und sendet sogar im folgenden Jahre (1638) eine neue Proclamation nach Edinburg, in welcher ein strenger Gehorsam verlangt wird. Die Schotten setzten dagegen eine Protestation auf, und zwey Lords haben die Freimüthigkeit, dieselbe mit ihren Namen zu unterzeichnen. Unterdessen schlägt die puritanische Geistlichkeit allenthalben Lärm, von allen Kanzeln ertönen Flüche gegen die Papisten, und Ermunterungen, sich gegen die Feinde Gottes brüderlich zu vereinigen. Nie sah man eine größere Einheit der Gemüther, als hier. Fast ganz von selbst bildeten sich vier Ausschüsse, bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringern Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Alle viere versammelten sich in bester Ordnung zu Edinburg, und brachten einen Aufsatz zu Stande, den sie den Covenant, nannten, und in welchem sie sämmtlich gelobten, ihrer väterlichen Religion treu zu bleiben, und sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen. Jedermann ward eingeladen, diese Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf dazu ergangen, als Tausende Tag für Tag hinzuströmten, ihren Patriotismus und ihren Glaubenseifer zu bewähren, und die Sache Gottes, wie sie meinten, zu vertheidigen.

Diese besonnene Ruhe der insurgirenden Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährli-

cher scheinen, als alle planlose Widersetzlichkeiten, die er bisher in England nur von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Er schickte Gesandte über Gesandte nach Edinburg, den Aufruhr gütlich beizulegen; er versprach auch Aufschub, nur verlangte er die Zurücknahme des Convenants. Vergebens. Er sagt darauf ein Parlament an, um welches willen er selbst nach Edinburg kommen will. Die Stände sind neugierig darauf, warten es jedoch nicht ab, sondern versammeln sich vorher in Glasgow, und vernichten durch ein weitläufiges Dekret die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die neue Liturgie. Die Frage, ob sie dazu befugt seyen, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist größer, Christus oder der König? Auch an einem treflichen Haupte fehlte es den Schotten nicht. Der Graf von Argyle war im ganzen Lande eben so beliebt, als der König verhaßt war, und seine Einsicht und Kraft machten ihn zu einem treflichen Volksführer. Er sah weit richtiger, als der König, worauf es in diesem Streite hauptsächlich ankommen werde. Ein Heer von tüchtigen Schotten ward aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Gränze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt, und so groß war der allgemeine Enthusiasmus,

daß selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitrugen. Viele Officiere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Organisation der neugeworbenen Truppen. Die allgemeine Begeisterung ward noch durch inspirirte Weibsbilder erhöht, die sich durch ihre Rasereien Prophetenrang und Achtung erwarben. Eine solche war eine Frau Michelson, die nur von Zeit zu Zeit ihre Paroxysmen bekam, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie nicht anders als den convenantischen Jesus nannte. In ihrer Gesellschaft sah man oft einen beliebten reformirten Prediger, Namens Rollo, der ihre Orakel am ehrerbietigsten einsog, und unter andern einmal, da das Volk ihn aufforderte, mit ihr zu reden, die Antwort gab, es wäre sehr unbescheiden, wenn er jetzt das Wort führen wollte, da sein Meister Christus aus ihr spreche.

Auf Straffords und Lauds Rath beschloß der König thöricht genug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man hatte etwas Geld gespart, dafür warb man Truppen, und Karl selber stellte sich an ihre Spitze. (29. May 1639) Noch ehe er aufbrach, erhielt er eine Bothschaft von den Schotten, die ihm einen Vergleich anboten. Sollte er die Unterhandlung mit Rebellen, als

seiner unwürdig, ausschlagen? Wo nahm er dann die Macht her, so erbitterte und so wohl gerüstete Feinde zu unterdrücken? Sollte er sie annehmen? Das hieß seine rebellischen Unterthanen wie eine fremde Macht ehren. Wahrlich, er war in einer übeln Lage. Der schlechte Zustand seines Heeres, dessen Besoldung er auf die Länge nicht erschwingen konnte, oder was eben so schlimm war, ihn zum Parlement seine Zuflucht zu nehmen gezwungen haben würde, nöthigte ihn endlich zur Nachgiebigkeit. Er mußte sich wirklich zu einem Vergleich mit seinen Unterthanen herablassen; es ward ausgemacht, daß beyde Theile ihre Truppen entlassen sollten; ein nächstens abzuhaltendes Parlament sollte alle vorwaltende Streitigkeiten entscheiden, und bis dahin wollten die Schotten des Königs Autorität anerkennen.

Man kann sich den Triumph der Schotten denken. Die Engländer stimmten für jetzt nur noch im Stillen mit ein. Die königliche Armee, schon vorher durch Desertionen geschwächt, lief sogleich aus einander, aber die Schotten, die aus innerm Eifer dienten, blieben klüglich beisammen. Mißmuthig kam der König nach Hause. Tief empfand er seine verlorne Achtung, und schon reute ihn seine allzu rasche Nachgiebigkeit. Wie wenn er sich noch einmal aufmachte? Aber dazu gehörte Geld! Wie, wenn das Parlament

jetzt, nach 11jähriger Vacanz, gefälliger wäre? Es ward zusammenberufen (1640) und um Beistand ersucht. Aber jeder hatte nur den alten Groll mitgebracht, und sich recht auf diese Gelegenheit gefreut, wo er demselben Luft machen könnte. Eben jetzt nahm man sichs vor, die königliche Gewalt auf immer der parlamentarischen zu unterwerfen. Anstatt sich also in des Königs Geldgesuche einzulassen, nahm man erst alle alte Beschwerden wieder vor, und dabey kamen so heftige Reden zum Vorschein, wie man sie bisher im Unterhause noch nicht gehört hatte. Der König, aufgebracht, bediente sich des schon oft versuchten Mittels, er hob die Sitzungen schleunig auf, und ließ die kühnsten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch damit gewann er nichts, vielmehr erbitterte er nur heftiger die Gemüther. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung, in einer Nacht ward unter andern der Pallast des Erzbischofs Laud von etwa 500 Aufrührern bestürmt, und gegen 2000 andere drangen einmal in die St. Paulskirche, als die hohe Commission daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe! keine hohe Commission!“

So ganz von seinem Volke verlassen, sah sich der König in der schimpflichen Nothwendigkeit, von seinen Ministern, Hofleuten und Geist-

lichen Geld zu borgen; denn noch einmal hatte er gegen die trotzigen Schotten Gewalt zu brauchen beschlossen. Für das Zusammengebrachte wurden 19000 Fußsoldaten und 2000 Reiter geworben. Aber die Schotten sind eher an der englischen Gränze, als der König. Bey Newburn an der Tyne stößt ein königlicher Vortrab von 4500 Mann auf sie, der theils niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen wird, (28. Aug. 1640) und hierauf nehmen die Schotten schon das englische Schloß Newcastle in Besitz. Von hier aus senden sie, wie das erste Mal, die höflichsten Bothschaften an den König, und bitten um einen friedlichen Vergleich. Der arme Karl, dessen Schatz schon wieder erschöpft, und dessen Heer durchaus unzufrieden ist, muß die nämliche traurige Rolle zum zweiten Male spielen; er nimmt zu Rippon von seinen rebellischen Unterthanen einen Vergleich an, und verspricht wiederum, das Geschehene zu vergessen, und allen Beschwerden abzuhelfen.

Jetzt war auch der letzte Rest von Achtung verschwunden, den der Name der Majestät bisher noch in den Gemüthern der Britten erhalten hatte. Noch im Lager erhält der König eine dringende Bittschrift von der Stadt London, worin er um ein Parlament ersucht ward. Er wollte sich damit helfen, daß er bloß daß Oberhaus zusammen berief (der hohe Adel knüpfte

gewöhnlich sein Interesse an das des Hofes) allein die Forderungen wurden so ungestüm, daß ihnen kaum länger auszuweichen war. Der König erklärte demnach, es sey selbst sein Wille, ja auch seine Gemahlin wünsche es, und bald nach seiner Ankunft in London gingen wirklich die Zusammenkünfte des Unterhauses an. (3. Novemb. 1640). Ganz England war gespannt auf die Thaten dieser Versammlung, denn daß etwas Großes erfolgen müsse, verrieth die dumpfe, grauenvolle Bewegung, die durch die ganze Nation hinlief, und eine neue, schleunige Aufhebung war diesmal nicht zu fürchten.

Das Beginnen dieses so genannt langen Parlaments entsprach der Erwartung vollkommen. Ankläger auf Ankläger traten auf, man schien auch nicht einen Stein der alten Verfassung mehr auf dem andern lassen zu wollen. Zuerst ward der Graf Strafford, Karls erster Minister, als Feind des Vaterlandes angeklagt, ja sogar, als er ins Haus der Lords eintreten wollte, von dazu bestellten Häschern verhaftet und in den Tower gebracht. Das nämliche Schicksal hatte kurz darauf des Königs zweiter Rathgeber, der Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer und dem Staatssekretär war ein Gleiches zugedacht, aber beide flüchteten noch eben zu rechter Zeit übers Meer. So war in wenigen Tagen des Königs Staatsrath aufgelöset, ohne

ohne daß er selbst ein Wort dagegen hätte einwenden dürfen. Aber dabey blieb es nicht. Durch einen neuen Beschluß des Parlaments wurden alle diejenigen für Verbrecher erklärt die zum Besten des Königs Truppen geworben, und Schiff- und Tonnengeld eingefordert hatten; ja die letztern wurden zu einer Geldstrafe von 150,000 Pfunden verurtheilt. Alle in den letzten Jahren erlassene Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden kassirt; alle Mitglieder des Parlaments selbst, welche irgend ein Monopol hatten, aus dem Unterhause gestoßen. Durch diese letztere Maaßregel verlor der König seine einzigen Anhänger in dieser furchtbaren Versammlung. Keine Sitzung verging nun ohne einen neuen revolutionären Beschluß. Reden hörte man jetzt an dieser Stätte, die eines Demosthenes und Cicero würdig gewesen wären, und die so allgemein interessirten und erschütterten, daß sie gedruckt verlangt wurden, welches vorher nie üblich gewesen war. Das erhöhte die Begeisterung des Volks, und die Prediger auf den Kanzeln thaten das Uebrige. Laut jauchzend, und Freiheit und Gleichheit fordernd, lief der Pöbel schaarenweise durch die Straßen, öffnete die Gefängnisse, und führte alle diejenigen, welche wegen allzu freier Schriften gefangen saßen, im Triumph heraus, streute ihnen Blumen, und begrüßte sie mit hohen Ehren-

titeln. Das alles mußte der ohnmächtige König in seinem Schlosse mit ansehen und anhören, ungewiß, wann oder wie diese seltsame Gährung sich enden werde.

Das Unterhaus verfuhr demnach jetzt vollkommen als unumschränkte gesetzgebende Macht, und wurde auch von allen Engländern als solche anerkannt. Um sich die Schotten zu verbinden, behandelte man sie als sehr ehrenwerthe Alliirte, beherbergte ihre Truppen noch immerfort in den von ihnen eingenommenen nordenglischen Gränzplätzen, zahlte ihnen sogar eine Subsidie von 300,000 Pfunden, und erklärte sie öffentlich für brave Unterthanen des Königs. Ja man schmeichelte ihnen auf der allerzartesten Seite, indem man ihrer Religion auch in England alle Achtung erwies, wie denn die Mehrheit im Parlamente wirklich schon aus Presbyterianern bestand. Die Stadt London reichte sogar eine von mehr als 15,000 Personen unterzeichnete Bittschrift um eine gänzliche Kirchenverbesserung ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Kruzifixe vom Pöbel zerschlagen.

Noch gab sich indessen bey allen diesen Stürmen das Parlament das Ansehen, als handle es bloß im Namen des Königs, und stattete ihm auch ehrerbietig von allem Bericht ab. Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes

Mittel, den kleinen Rest seiner Ehre noch zu retten, als wenn er sich mit denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er ging hierin so weit, daß er sein Ministerium mit lauter eifrigen Gliedern der Volkspartey besetzte, aber dadurch machte er nichts besser. Er ließ sich ferner die Einwilligung zu dem Gesetze ablocken, daß künftig Pfund- und Tonnengeld nur vom Parlament erhoben werden, und das Parlament sich wenigstens alle drey Jahre versammeln solle, auch daß es nur sich selbst solle aufheben können. Für diese Gnade, wie mans nannte, erhielt er öffentlich eine Danksagung, indeß man heimlich über seine Schwäche die Achseln zuckte.

Er hatte durch seine Nachgiebigkeit besonders seinen wackern Minister Strafford zu retten gehofft, der noch immer im Tower saß, und dessen Prozeß nun ernstlich vorgenommen wurde, aber das war ein eitles Bemühen. Strafford war ein viel zu gehaltvoller Mann, als daß man ihn nach solcher Kränkung wieder hätte frey lassen sollen. Umsonst vertheidigte er sich im Parlament so edel und so gründlich, daß die Ankläger zur elendesten Schikane flüchten mußten, um nur nicht beschämt und stumm vor ihm dazustehen. Und wäre seine Unschuld durch ein Wunder vom Himmel bezeugt worden, dennoch hätte das überwiegende Interesse seiner Feinde seine Vernichtung nothwendig gemacht. So ward er

dann zum Tode verurtheilt, und die Sentenz dem Könige zur Unterschrift zugesandt. Hier wenigstens hätte Karl als Mann sich zeigen müssen, aber alle Kraft verließ ihn, und nach einem vergeblichen Bittschreiben an die Pairs ließ er sich von seiner Gemahlin (die Strafford'n nie hatte leiden können) bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Mit aller Würde der Unschuld ging der edle Mann zum Blutgerüst. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen, und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hieher geliebt, von mir trennen. Gott sey mit ihnen allen. Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben so kummerlos auf diesen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte." Mit einem Hiebe flog der Kopf herunter. Der Unglückliche stand erst im 49sten Jahre.

Immer kühner, griff das Unterhaus jetzt noch die letzten Ueberreste der königlichen Gewalt an. Eine Bill ging durch, daß die Sternkammer und die hohe Commission auf ewig abgeschaft

seyn sollten, und der König unterschrieb, mit schwerem Herzen, auch diese Verfügung.

Karl hatte, wie wir wissen, den Schotten ein Parlament versprochen, und dies Versprechen wollte er nun lösen. Vielleicht, dachte er, sind die Schotten leichter zu gewinnen, und so könnten sie, seine ersten Feinde, ihm jetzt vielleicht zu einer Vormauer gegen seine zweiten, die Engländer, werden. Allein der Geist des Mißtrauens und der Empörung waltete in beiden Königreichen gleich stark, und die Engländer thaten ihr möglichstes, die Schotten noch mehr aufzuwiegeln. Da die königlichen Truppen von dem letzten Zuge her noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen, und auf Bezahlung warteten, so schoß das Parlament geschwind eine Summe zusammen, befriedigte sie damit, und ließ sie schnell aus einander gehen, damit der König sie bey seiner Durchreise nicht mehr fände. Auch drängte sich eine Gesellschaft von Gliedern des Unterhauses hinzu, ihn zu begleiten, und ließ ihn nie aus den Augen. Am 14. Aug. 1641 kam er in Edinburg an. Er fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Anklagen und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Geschrey. Man scheute und haßte ihn als einen Ketzer. Vergebens that er freundlich und gütig, man verachtete

seine Geschenke und seine Schmeicheleien als Eingebungen der Nothwendigkeit. Selbst daß er sich überwand, puritanische Kirchen zu besuchen, gereichte ihm nur zum Schimpfe, denn eben hier ergriffen die geistlichen Eiferer die Gelegenheit, ihn durch die frechsten Reden öffentlich zu verhöhnen und zu kränken. Zur Vergrößerung seiner Angst mußte eben um diese Zeit ein Gerücht von einem fürchterlichen Aufstande in Irland einlaufen. Hier hatten bekanntlich von Anfang an gefährliche Gährungen unter den wilden katholischen Eingebornen geherrscht, seitdem eine Menge englischer, meist reformirter Kolonisten sich unter ihnen angesiedelt hatten. Ein stehendes Corps von 8000 Mann hatte indessen bisher die Empörer in Respect erhalten, aber seit kurzem hatte das londoner Parlament diesen Haufen auseinander gehen lassen, aus Furcht, der König möchte ihn zu seiner Unterstützung an sich ziehen. Die augenblickliche Folge davon war die, daß die Irländer, dieser Zwinger entledigt, mit fürchterlicher Wuth über die englischen Kolonisten herfielen, sie gräßlich zerfleischten, schändeten, ermordeten, ihre Häuser niederbrannten, und jedes Andenken an sie ausrotteten. In Ulster allein wurden nach der geringsten Schätzung über 40,000 dieser Unglücklichen niedergemacht. Gegen 3000 flüchteten sich, fast nackt, nach Dublin, wo noch eine englische Stadtwache zu ihrem Schutze

übrig war; weit mehrere aber verbargen sich in Wälder, wo sie aus Mangel an Wärme und Nahrung jämmerlich umkamen.

Allenthalben also war Anarchie und wilde Empörung. Anstatt daß, wie der König gehofft hatte, die so eifrig reformirten Schotten ihm zur Rache ihrer irländischen Brüder und zur Züchtigung der katholischen Rebellen ihre Truppen hergeben sollten, hatte er noch den Schmerz zu hören, daß man ihm ein geheimes Einverständniß mit den katholischen Irländern andichtete, und ihn durch solcherley Gerüchte in England und Schottland nur noch verhaßter zu machen suchte. Hier lernte er zugleich, daß die Religion allein ein Volk nie in die Waffen bringt, wenn nicht ein anderes, eigennütziges Interesse hinzutritt. Mißmuthig verließ er das trotzige Volk, und kehrte nach London zurück. (25. Nov. 1641) Hier ward er auf den Straßen mit Jubelgeschrey empfangen, eine Freude, die ihm der Lordmayor bereitet hatte, die aber leider von kurzer Dauer war. Er fand das Parlament schon wieder zahlreich versammelt, und mit der Untersuchung langer Beschwerden beschäftigt, die von allen Seiten eingereicht worden waren, ja die sogar, um recht bekannt zu werden, gedruckt unter das Publikum vertheilt wurden. Die Commons (Glieder des Unterhauses) verbreiteten sogar falsche Gerüchte von feindlichen Landungen, die

der König bestellt habe, von geheimen Verschwörungen der Katholiken, u. dgl. um nur einen Vorwand zu haben, sich selbst mit einem starken Truppenkorps versehen zu dürfen. Von dieser Zeit an sah man schon Wachen auf den Straßen, und ganz London bekam allmählig ein kriegerisches Ansehen.

Einen Versuch — wiewohl sehr unüberlegt — machten jetzt die Bischöfe, die im Parlamente gleichfalls Sitz und Stimme hatten, die alte Verfassung zu schützen. Sie erklärten nämlich (27. Dec.) da man auf sie so wenig Rücksicht nehme, so würden sie den jetzt herrschenden Unfug nicht länger begünstigen, sondern alle Gesetze für nichtig erklären, die während ihrer Abwesenheit würden gegeben werden. Die, meist presbyterianischen, Commons ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe des Hochverraths anzuklagen, und vor der Hand von allen Versammlungen auszuschließen.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König jetzt, nach so vielen vergeblichen Versuchen der mildesten Nachgiebigkeit, von der Königin und dem Lord Digby bewegen, noch einmal ganz unerwartet entschlossenen Ernst zu zeigen. Er klagt demnach (1642) im Oberhause fünfe der wildesten Sprecher des Unterhauses als Umstürzer der alten Verfassung an, und sendet zu gleicher Zeit Boten aus, sie gefangen zu neh-

men. Man findet sie aber nicht, und ihre Sachen werden versiegelt. Am andern Tage erscheint er selbst im Unterhause, von einigen hundert Trabanten begleitet, und hält eine ernste Rede, in der er seine Nachgiebigkeit und ihren Uebermuth, seine Mäßigung und ihre Tyranney mit den kräftigsten Farben schildert, und sie auffordert, zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn zurückzukehren. Umsonst. Beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die unaufhörlich, Privilegium! Privilegium! nachriefen, und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die 5 Parlamentsglieder zu beschützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, der König habe aus Bosheit den Befehl gegeben, die Stadt in der Nacht an allen Ecken anzuzünden. Den Tag darauf sah man die Themse mit unzähligen Schiffen und Kähnen bedeckt, die mit kleinen Böllern bewaffnet waren, und in Begleitung der Stadtmiliz und einer unabsehbaren Volksmenge zogen die 5 verfolgten Parlamentsglieder im Triumph einher, und wurden in Westminsterhall eingeführt, wo sie unter lautem Jubelgeschrey aller Anwesenden ihre Plätze im Parlament einnahmen. Als der Zug vor Whitehall (dem damaligen königlichen Schlosse) vorbeikam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Cavalieren

geworden, und wo sind sie hingeflogen?" Dazwischen ward geschossen, getrommelt, und mancher anderer Muthwille verübt.

Die Macht, Soldaten zu werben, was bisher ein unbestrittenes Recht der Krone gewesen. Jetzt verlangten die Commons dieselbe für sich, und man kann denken, daß der König sich so lange als möglich dagegen gesträubt haben werde. Um den immer drohendern Stürmen wenigstens etwas ferner zu seyn, verläßt er London mit seinen Prinzen, und geht nach York, wo man ihn achtungsvoll aufnimmt (im Jul. 1642). Das Parlament nimmt nun gar keine Notiz mehr von ihm, eignet sich von freien Stücken die Macht zu, ein stehendes Heer zu errichten, stellt wirklich Werbungen an, und etablirt zu Hull ein wohlversehenes Waffenmagazin. Der König, welcher den Hüter desselben, Lord Hotham, zu gewinnen hofft, reitet von York aus mit etwa 30 Mann dahin, allein Hotham verschließt ihm das Thor, und er muß schimpflich wieder abziehen. Ja noch mehr, als er sich über dies Betragen Hothams beim Parlamente beschwerte, bewilligte und lobte dies die That.

Doch hatte Karl auch jetzt noch nicht Ursach, so ganz die Hofnung aufzugeben. Alle entferntere Provinzen und der ganze Adel war ihm noch treu, und ein kräftiges Haupt hätte aus so vielen und starken Gliedern einen furchtbaren Kör-

per zusammensetzen können. Aber er selber verstand nichts vom Kriege, und verließ sich bloß auf seine beiden Vettern, Rupert und Morz von der Pfalz, die seit ihres unglücklichen Vaters Vertreibung Schutz in England gesucht hatten. Die Yorker boten ihm sogar freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen folgten dem Beispiel. Sogleich erging nun ein Beschluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sey. Dagegen erließ Karl eine Proclamation, kraft welcher das Parlament und dessen Anhänger für die wahren Verräther der rechtmäßigen Verfassung erklärt wurden. Jetzt war der Krieg unvermeidlich. Beide Theile warben, aber mit ungleichem Vortheil. Der König hatte kein anderes, als geschenktes oder erborgtes Geld, dagegen war das Parlament im Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte, und hatte sich aller königlichen Einkünfte bemächtigt. Die Londoner schickten soviel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben alle anzunehmen; sogar silberne Fingerhüte und Schmucknadeln von Weibern waren darunter. Alles junge Volk von London ließ sich zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über 4000 Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, ward ein Bündniß geschlossen. Gegen solche Hülfsmittel waren

die des Königs allerdings gering. Die Königin verpfändete ihre Juwelen in Holland, und erhielt dafür Geld und Schiffe, allein leider ward ein Theil der letztern von englischen Kapern aufgebracht, und so blieb auch diese Hülfe unbedeutend. Auswärtige Mächte konnten sich um diese Händel nicht bekümmern. Die meisten waren in den 30jährigen Krieg verwickelt, in Frankreich erfolgte in diesem Jahre Richelieus Tod, und wirklich hatte auch Großbritannien damals in den Augen auswärtiger Nationen nur noch eine geringe Bedeutung.

Noch wollte Karl mit seinem ungerathenen Parlamente den Weg des gütlichen Vergleichs versuchen. Sie sandten ihm darauf auch einen Vorschlag, der 19 Bedingungen enthielt, unter denen sie ihn wieder aufnehmen wollten. Aber diese Bedingungen waren so schimpflich, daß Karl lieber das Aeußerste versuchen, als sie annehmen wollte. Indessen dauerten die Rüstungen fort. Der König, seiner schwachen Macht immer weniger vertrauend, erniedrigt sich, die Friedensvorschläge noch einmal zu wiederholen. Man antwortet ihm, erst wenn er seine Truppen entlasse, und seine Proclamation zurücknehme, könne man sich auf Unterhandlungen einlassen. Er verspricht beides zu thun, wenn das Parlament seinerseits dasselbe thun wolle. Das wird abgeschlagen. So bleibt denn nichts als Gewalt

übrig. Des Königs Generale ermuntern ihn, vorzuschreiten. Sie brechen mit 10,000 Mann von Schrewsbury gegen London hin auf. Die Armee des Parlaments, unter den Befehlen eines Grafen von Essex, geht ihnen von Worcester aus entgegen. Bey Edgehill kommt es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit beider Heere bringt nur eine ungeschickte Verwirrung zuwege, indessen zeigt sich doch Prinz Ruperts Einsicht und Gewandheit, und die Parlamentstruppen zerstreuen sich. Karl, schon muthiger, rückt näher nach London vor, und jetzt bietet das Parlament den Vergleich an. Der König nimmt die Abgeordneten desselben in Oxford an, da er indessen auf völliger Wiederherstellung der ehemaligen königlichen Gewalt besteht, so zerschlagen sich alle Unterhandlungen fruchtlos. Dafür schien der Feldzug des folgenden Jahres (1643) günstiger für ihn auszufallen. Der Norden und Westen von England hatte sich für ihn erklärt. Am 16. May schlug ein Haufe Königlicher einen fast noch einmal so starken Feindeshaufen bey Stratton, und einen eben so herrlichen Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13. Jul. bey Roundwaydown. Prinz Rupert nahm darauf am 25. Jul. Bristol weg, und der König schickte sich an, Glocester zu belagern. Eine Schlacht bey Newbury (20. Sept.) blieb unentschieden. Der König zog sich hierauf

nach Oxford in das Winterquartier zurück, und hatte den Muth, hier ein eigenes Parlament zusammen zu berufen. Wirklich zählte das Oberhaus desselben noch einmal soviel Pairs, als das in Westminsterhall. Aber das frommte wenig. Der König war ärmer als jemals. Seine nicht bezahlte Soldaten murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, schrien noch lauter. Das londoner Parlament half sich durch eine Accise auf Bier, Wein, Korn u. dgl., wovon man vorher in England nichts gewußt hatte, und das begeisterte Volk, sonst zu Geben so schwierig und den König wegen ähnlichen Forderungen eben verfolgend, zahlte sie mit Freuden. Karl bot noch einmal Frieden und gänzliches Vergessen an, allein man war nun schon zu weit gegangen, um sich mit Sicherheit versöhnen zu können.

Bisher hatten die Schotten noch keinen Antheil an dem Kriege genommen, jetzt aber, da ganz England mit Truppen bedeckt war, rückten sie auch ein (1644). Der König hatte dagegen ein in Irland geworbenes Corps durch Versprechungen gewonnen, welches mitten im Winter die Ueberfahrt nach England machte. Aber ihnen lauerte Thomas Fairfax, ein treflicher General der Parlamentstruppen, wachsam auf, griff sie bey Nantwich im nordwestlichen Theile von England an (25. Jan.), und zernichtete sie völ-

lig. Dies Jahr überhaupt war entscheidend für das Unglück des Königs. Am 2. Jul. verloren seine Generale eine Hauptschlacht bey Marstonmoor gegen dem nämlichen Fairfax und dessen treflichen Unterfeldherrn Cromwel, und er selbst mußte sich nach einem zweiten Treffen bey Newbury (27. Oct.) mit großem Verlust nach Oxford zurückziehen.

Jetzt beginnt der Zeitpunct, in welchem der zuletzt genannte berühmte Mann die Hauptrolle in dem verwickelten Schauspiele übernimmt. Es wird daher hier der Ort seyn, etwas Näheres von ihm zu sagen. Olivier Cromwel stammte aus einer guten Familie, wiewohl sein Vater nicht reich war. Er war 1599 zu Huntingdon geboren, war dann zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber, wie Wallenstein, seine ungeheure Jugendkraft lieber in den Armen der Wollust vergeudet, und sich nur durch Raufereien berühmt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel verschleudert hatte, sah man plötzlich eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Er mischte sich unter die hitzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Clubbs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten, und erbot sich, allen, denen er sonst im Spiele Geld abgewonnen, dasselbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, und unternahm damit eine

Pachtung, allein er hatte nun einmal keinen Sinn für eine ruhige häusliche Beschäftigung, sondern schwärmte tiefsinnig umher, und hatte, wie Muhamed, Träume und Eingebungen. Damals war es auch, als er aus Haß gegen die Kirchenregierung nach Amerika überzugehen entschlossen war. Als endlich das lange Parlament zusammen kommen sollte, ward er halb durch Zufall, halb durch Intrigue, von der Stadt Cambridge zum Deputirten dabey erwählt. Er besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von niemand besonders bemerkt, denn sein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hing übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, als damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen, und brach sich daher eine andere Bahn. Er hob ein Corps Truppen aus, lauter junge und wohlhabende Pachtersöhne, führte einen ganz eigenen esprit de corps unter ihnen ein, und steckte sie mit seiner religiösen Begeisterung an. Hierauf vereinigte er sich mit Fairfax, einem ehrlichen alten Manne, der Ruf, Achtung und Feldherrntalent besaß, aber sich vor Cromwels durchdringenderm Genie beugen mußte. Cromwel erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch

dessen

dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge imponirten den Trägen eben so sehr, als sein belebender Zuspruch den Tapfern schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem 43sten Jahre das Kriegeshandwerk ergriff, so führte er kraft seines Genies das Commando trotz dem geübtesten Krieger.

Nichts theilte sich von seinem Geiste den Truppen schneller mit, als sein religiöser Enthusiasmus. Cromwel war Hauptmann und Feldprediger zugleich, und darin hatte er im Heere viele seines Gleichen. Die Grundsätze, die hier gepredigt wurden, waren noch weit strenger, als die puritanischen. Es heiß, Oberherrschaft und Rang sey im Geistlichen wie im Weltlichen unerlaubt, jedermann sey geboren, frey zu denken und zu handeln. Von diesen lockenden Grundsätzen ward die neue Partey Independenten genannt. Von ihn ging zuerst ganz bestimmt die bisher ganz unerhörte Idee aus, das Königthum gänzlich umzustürzen, und wir werden sehen, welche Schritte zu diesem Zwecken gethan worden sind.

Der erste bestand darin, daß im Hause der Gemeinen ein Gesetz in Vorschlag gebracht ward, kein Parlamentsglied dürfe ferner ein Commando im Felde führen. Dieser Vorschlag war vielen der Commons sehr willkommen, die schon

lange mit Neid die vornehmsten Glieder des Oberhauses an der Spitze der Armeen gesehen hatten. Trotz aller Widersetzlichkeit der dabey interessirten Glieder ging das Gesetz durch; alle Pairs, unter andern der Graf von Essex, mußten ihre Generalate niederlegen, und so kam das Commando der Hauptmacht in Sir Thomas Fairfax's Hände, der kein Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun freilich auch Cromwel seine Stelle aufgeben müssen, allein Fairfax stellte den Commons vor, daß dieser Gehülfe ihm jetzt unentbehrlich sey, und so geschah es denn, daß das Gesetz zu Gunsten Cromwels vergessen ward.

Der König hielt sich den Winter über wieder in Oxford auf, und versuchte neue Unterhandlungen. Wirklich versammelten sich am 30. Jan. 1645 Deputirte von beiden Seiten zu Urbridge, und rathschlagten 3 Wochen lang, allein die Forderungen des Parlaments wurden immer kühner, weil es ihnen nun längst kein Ernst mehr war, den König wieder anzunehmen. Ihn immer mehr zu kränken, nahm man jetzt den Prozeß des noch im Tower sitzenden Erzbischofs Laud wieder vor, und sprach ihm, wie vor 4 Jahren seinem Freunde Strafford, das Todesurtheil. Auch er ging, wie jeder Mann von Charakter, den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand, sagte er auf dem Schaffotte,

kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche." Betend kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herunter flog (12. Jan. 1645).

Im Felde war der König von nun an immer unglücklich. Seitdem Fairfax und Cromwel das Commando der Parlamentsarmee hatten, und alle detaschirte Corps von Independenten angeführt wurden, verloren die Royalisten einen Platz nach dem andern, und als am 14. Jun. 1645 gar bey Naseby ihr Hauptcorps, unter dem Prinzen Rupert, von Fairfax und Cromwel geschlagen ward, mußte der König nach Wales fliehen, und seinen ältesten Prinzen nach Frankreich schicken, wohin die Königin bereits vorangegangen war. Er selbst, zu einen härtern Schicksal gleichsam aufgespart, blieb und machte Versuche seinen Thron zu retten. Er sandte von Zeit zu Zeit noch Friedensbotschaften nach London, allein jetzt antwortete man ihm gar nicht mehr. Alle seine einzeln noch zerstreuten Corps wurden von den Siegern aufgesucht und zernichtet, und Fairfax eroberte nun auch den ganzen westlichen Theil des Reichs (1646, März und April).

In dieser äußersten Noth faßte der, eigner Hülfe entblößte König, einen Entschluß, bei welchem er seine Rettung auf die Entzweiung sei-

ner Feinde selbst bauen wollte. Er wußte, daß die puritanischen Schotten mit den englischen Independenten nicht sehr zufrieden seyen, und glaubte also, wenn er sich ihnen mit der Miene des offensten Vertrauens überlieferte, sie für sich gewinnen zu können. Er ritt deshalb in seiner großen Noth, verkleidet und nur von zweien Dienern begleitet, bey der Nacht zum Thore von Oxford hinaus, und kam am 5. May (1646) im Lager der Schotten vor Newark an. Die schottischen Generale waren über seinen Besuch sehr verlegen, und da das londoner Parlament auf die erste Nachricht von seiner Entweichung in einem schnell erlassenen Edicte jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hatten sie die Feigheit, das Parlament sogleich von seiner Ankunft zu unterrichten. Ihm selber gaben sie unterdessen eine Ehrenwache, dem Anschein nach, im Grunde aber eine Zwangswache, um sein Entfliehen zu verhindern. Jetzt sah er wohl, wie schlecht er sich gebettet hatte. Keine Spur von Theilnahme fand er hier, keine Nachricht von seinen Freunden, seiner Familie; kein religiöser Zuspruch, an den er so sehr gewöhnt war; vielmehr lauter Lästerungen der ausgelassenen Puritaner. Zu den Predigten, denen er hier beiwohnen mußte, wurden schon solche Texte gewählt, die ihn kränken mußten. Einer dieser fanatischen Pfaffen, nachdem er im Ein-

gange von gottlosen Regenten heftig gesprochen, gab der Gemeine auf, ein Lied zu singen, welches sich anfing: „Was rühmst du doch, Tyrann, dich noch All' deiner Frevelthaten?“ Worauf der König von seinem Sitze aufstand, und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, Sie wollen mich verschlingen.“ Er hatte die Freude, von der gerührten Gemeine wirklich dieses Lied vorgezogen zu sehen.

Nur Schade, daß diese Rührung den Häuptern der schottischen Armee fremd blieb. Ihr Vortheil lag ihnen näher. Das Parlament war ihnen gegen 400,000 Pfund Subsidien schuldig, und versprach ihnen, diese Summe in zwey Terminen pünctlich abzuzahlen, wenn sie dagegen den König ausliefern wollten. Manche schämten sich dieses unwürdigen Handels, allein bey der Mehrheit ging er dennoch durch. Man machte es dem Könige schriftlich bekannt. Er saß eben am Schachbrett, als er den Brief erhielt, und er hatte die Fassung, den bittern Inhalt desselben den Anwesenden auch nicht durch eine Miene zu verrathen, wie denn dieser unglückliche Mann in den letzten Tagen seines Lebens Eigenschaften entwickelte, die ihn mit den Tadlern seines frühern Verhaltens aussöhnen konnten.

Am Anfange des Jahres 1647 holte ihn ein englisches Detaschement aus dem schottischen Lager ab, und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Northampton in einen engen Gewahrsam, von welchem alle seine Diener entfernt wurden. Der Krieg war nun, nach vierjähriger Dauer, beendigt, alle königliche Truppen waren zerstreut und aufgerieben, nur das Parlamentsheer, lauter Independenten, blieb noch in den Waffen, und bezog ein Lager bey Cambridge. Von ihm ging jetzt eine ganz neue Ordnung der Dinge aus, und dem Parlament, das bisher so übermüthig mit dem Könige verfahren war, stand jetzt eine Wiedervergeltung bevor, die es sich bey aller seiner Religiösität so rasch und so vollgemessen nicht hatte träumen lassen.

Die Armee hatte große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament trotz den unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belastet hatten, doch so schnell nicht auftreiben konnte. Um ihr eine anderweitige Beschäftigung zu geben, wollte man sie nach Irland schicken, allein dieser Befehl erregte allgemeines Mißvergnügen. Die entschlossensten Officiere setzten eine Vorstellung an das Parlament auf, die von allen Soldaten unterschrieben wurde, und in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, widrigenfalls aber die Ueberfahrt nach Irland

verweigerte. Die Antwort war für die Rädelsführer erwünscht, die Forderung ward nämlich für Meuterey erklärt (30. März 1647). Hierauf erfolgte eine noch ernsthaftere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als 200 Officieren. Cromwel war heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs, allein er war so schlau in der Verheimlichung dieses Antheils, daß das Parlament eben ihn nebst einigen andern beauftragte, den Quellen der Meuterey nachzuforschen, ja er reisete in der kritischsten Periode selbst nach London, um zum Schein mit dem Unterhause über die besten Mittel zur Herstellung der Ruhe zu unterhandeln.

Unterdessen gab ein Officier der Independenten, Namens Joyce, vormals ein Schneider, dem ganzen mißlichen Handel den Ausschlag. Er machte sich nämlich plötzlich, gewiß nicht ohne Cromwels geheimen Auftrag, mit 500 Reitern auf, ritt nach Holmby, bemächtigte sich des Königs mit Gewalt, und führte ihn ins Lager (3. Jun.). Nun war der Wurf geworfen. Das Parlament ohne Armee war so ohnmächtig, wie der König ohne Parlament. Der behagliche Fairfax überließ Cromweln völlig das Oberkommando, und dieser führte nun das Heer gerade auf die Hauptstadt los. Die Einwohner derselben waren darüber mehr erfreut als erschrocken, denn sie hatten nun 5 Jahre lang erfahren, was

es heiße, statt eines Herren hundert über sich zu haben, und haßten das Parlament aufs äußerste. Die Commons, mit Recht um ihr Ansehen besorgt, gestanden der Armee geschwind alle ihre Forderungen zu, aber diese ließ es nunmehr bey jenen ersten Forderungen nicht mehr bewenden. Sie verlangte mehr: alle ihre Feinde im Parlamente sollten bestraft werden, und als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianerpartey angegeben. Was war zu thun? Die elf Glieder resignirten freiwillig, aber das Heer hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Die Stadtmiliz sollte abgedankt, und mit einem Independentenkorps vertauscht werden. Auch dies Gesuch mußte das Parlament bewilligen, aber die Bürger erhoben darüber einen Aufstand. Dies hatte Cromwel nur gewünscht, denn er konnte es nun zum Vorwand nehmen, warum er in die Stadt einrücken müsse. Angeblich geschah dies nämlich, um dem Parlament gegen die widerspenstigen Bürger beizustehen. Die Stadtmiliz wagte keinen Widerstand. Am 6. Aug. (1647) rückten die Regimenter ein, und wurden durch die ganze Stadt vertheilt. Alles geschah mit Anstand und Ordnung. Ein Theil der Truppen umzingelte das Parlamentshaus, in welchem sogleich sieben Pairs angeklagt wurden. Einige Tage darauf ward in

allen Kirchen ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit angesagt.

Der gefangene König glaubte aus Cromwels Sorgfalt für ihn frohe Hofnungen für seine Wiedereinsetzung fassen zu dürfen. Allen Officieren, die ihm liebreich begegneten, verhieß er königliche Belohnungen, und Cromweln selbst versprach er zum Grafen von Essex zu erheben, sobald er seiner königlichen Rechte wieder mächtig seyn würde. Der König blieb indessen nicht lange in seinem Wahne. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn gebracht hatte, sah er sich von den ärgsten Hitzköpfen unter den Independenten umgeben, und schöpfte aus ihren Reden und Mienen den Verdacht, daß es darauf abgesehen seyn möchte, ihn meuchelmörderisch hinwegzuräumen. In seiner größten Angst faßt er mit wenigen Getreuen, den von Cromwell selbst ihm eingegebenen Entschluß, heimlich zu entfliehen. Es gelingt, (11. Nov.) und glücklich erreicht er die Meeresküste. Aber kein Schiff, das ihn über die See hätte führen können, war zu sehen. Ungewiß, wohin er sich wenden solle, fiel ihm ein, den Gouverneur der nahen Insel Wight um Schutz zu ersuchen. Aber dieser Mann war einer von Cromwels treusten Gehülfen. Ein abgesandter Bote kam mit einer freundlichen Einladung vom Gouverneur zurück, der dem Könige gleich nach seiner Ueberfahrt eine Ehrenwache

geben ließ, und Cromwein von dem geschehenen Nachricht gab.

Cromwels Feuergeist konnte sich nicht bezähmen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. So lange noch die Verwirrung und das Schwanken währte, mußte er seinen Beruf darin finden, Ruhe und Entsche dung herbeizuführen, und über diesem Streben entwickelten sich Herrscherkräfte in ihm, die er selbst in diesem Grade kaum in sich geahnt haben mochte. Seine erste Sorge mußte der Gehorsam der Soldaten seyn, ohne die er nichts machen konnte. Schon führte ihre Schwärmerey die sogenannten Levellers dahin, daß sie von allgemeiner Freiheit und Gleichheit sprachen, und auch von ihren Officieren nichts mehr wissen wollten. Cromwel sah die Gefährlichkeit dieser Grundsätze ein, die um so größer war, da der König militärische Hülfe von Schottland aus erwartete. Er rief das ganze Corps zur Heerschau zusammen, ließ die ärgsten Freiheitsredner hervortreten, hielt ihnen eine furchtbare Strafpredigt, und ließ einen niederschießen. Mit Vergnügen bemerkte er dagegen, daß man von nichts, als Republiken sprach, und das Königsthum ganz vernichtet wissen wollte. Auch nach seiner Idee waren alle Früchte der bisherigen Revolution verloren, wenn nach soviel Unruhen, Kämpfen und Anstrengungen doch dieser Karl wieder sollte eingesetzt werden, und sich viel-

leicht für alle ihm zugefügte Beleidigungen noch einmal rächen können. Jetzt ward der Plan, den König öffentlich hinzurichten, zuerst gefaßt (1648). Nicht heimlich ermordet sollte er werden, damit nicht der Haß des Volks auf den einzelnen Mörder fiele, sondern die Theilnahme des ganzen Parlaments sollte der ungeheuren That das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken. Um die Engländer auf diesen unerhörten Proceß vorzubereiten, suchte man sie zuerst allmälig an die Idee zu gewöhnen, daß der König so gut wie der geringste Unterthan unter dem Gesetze stehe, und, wenn er seine Pflichten verletzt habe, nach dem Gesetz gerichtet werden könne; daß es gottlos sey, noch länger sein Heil von einem abgöttischen Monarchen zu erwarten, dessen Herz Gott verhärtet habe, u. dgl.

Erst jetzt, da solche Grundsätze im Volke ruchbar wurden, rührte sich das Gewissen der Menge, besonders in Schottland; und so sehr man den König vorher gehaßt hatte, so abscheulich fand man doch die Idee, ihn hinzurichten. Nach vergeblich eingereichten Beschwerden der Schotten bey dem Parlament zu London rückte Lord Hamilton, ein schottischer Pair, mit 40,000 Mann in England ein, auch in England selbst standen viele bewaffnete Vertheidiger des Königs auf, und so war ein neuer Bürgerkrieg da, und ein neues Geschäft für Cromwel. Die-

ser erklärte zuerst im Namen des Parlaments die Schotten, und alle die ihnen anhangen würden, für Verräther, dann zog er mit der Armee aus, trieb die Walliser in wenigen Angriffen zu Paaren, und ließ durch einen andern Feldherrn gegen die Schotten daſſelbe thun. Die Independenten, unwiderſtehlich durch ihren Glaubenseifer, ſiegten überall mit leichter Mühe, und nahmen ſelbſt den wackern Schotten Hamilton gefangen. Colcheſter war der letzte Platz, den die Royaliſten vertheidigten. Er mußte ſich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Iretons (eines wüthenden Independenten) Antrieb die beiden Häupter der Beſatzung, Sir Karl Lucas und Sir George Liſle wider allen Kriegsgebrauch zum Tode verurtheilte. Und hier ſah man wieder ein ſchönes Beyſpiel männlicher Tugendkraft. Alle übrige gefangene Officiere verlangten ein gleiches Schickſal, weil es unbillig ſey, daß nur jene zwey für ein Verbrechen büßen ſollten, an dem ſie alle gleichen Antheil hätten. Dies ward ihnen abgeſchlagen, dagegen wurden jene beiden ſogleich vorgeführt, um erſchoſſen zu werden. Lord Lucas trat zuerſt auf den Platz, und gab ſelbſt das Commando zum Abfeuern, als ob er an der Fronte ſeiner Truppen ſtände. Kaum war er gefallen, ſo rannte ſein Freund Liſle auf ihn zu, küßte den Leichnam, ſtellte ſich dann gleichfalls hin, und befahl den Schü-

ßen, ihm näher zu treten. „Seyd unbesorgt, Sir, rief einer von ihnen, wir werden Euch schon treffen!“ Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen, und ihr habt mich doch verfehlt.“ — Ihre Schüsse streckten ihn zu Boden. So wissen Männer zu sterben.

Triumphirend kehrten Fairfax und Cromwel nun zu Anfange des Winters wieder zurück. In London fanden sie neue Arbeit. Das Parlament, ihrer Herrschaft überdrüßig, hatte die weggejagten Glieder wieder aufgenommen, und geschwinde mit dem Könige in Wight Unterhandlungen eröffnet. Da sie ihm aber seine religiösen Forderungen nicht durchlassen wollten, so hatte sich das Geschäft so lange verzogen, daß Cromwel vor der Abschließung desselben schon wieder vor London eintraf. Nun that er Schritt auf Schritt zu seinem großen Ziele. Er beschwerte sich heftig über den versuchten Vergleich, verlangte eine totale Reform des Parlaments, und Bestrafung des Königs, der an allen diesen Bürgerkriegen Schuld sey, rückte mit der Armee nach Windsor vor, und ließ den König in die Nachbarschaft, auf das Schloß Hurst bringen, und strenge verwahren. Als darüber das Parlament laut sein Mißfallen zu erkennen giebt, marschirt er mit der Armee in London ein, (6. Dec. 1648) der Oberst Pride, vorher ein

Bierkärrner, umzingelt mit 2 Regimentern das Parlamentshaus, ergreift 41 Mitglieder, und setzt sie fest; hierauf werden noch 160 andere Glieder ausgeschlossen, und nur den erklärtesten Independenten, etwa 50 oder 60 an der Zahl, wird der Eingang gestattet. Dieser kleine Haufe erklärt sofort alle mit dem Könige gepflogene Unterhandlungen für ungültig. Ein militärisches Concilium, an dessen Spitze Cromwel und sein cholerischer Schwiegersohn Ireton standen, legt demselben einen Plan zu einer Republik vor, und bald darauf wird eine Bill in Vorschlag gebracht, kraft welcher dekretirt werden soll, daß es Hochverrath von einem Könige sey, sich mit Waffengewalt seinem Parlamente zu widersetzen, und daß daher ein Gerichtshof einzusetzen sey, um über den Verräther „Karl Stuart" Recht zu sprechen. Als diese Bill, der Sitte nach, an das Oberhaus geschickt wird, verwerfen die anwesenden Lords (nur 16 an der Zahl) sie einmüthig. Die Commons, ohne sich daran zu kehren, erklären, sie selber seyen sich genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bey dem Volk zu suchen sey, dessen alleinige Repräsentanten sie wären. Die Bill wird darauf im Unterhause nochmals vorgelesen (4. Jan. 1649) und von der ganzen Gesellschaft einstimmig für gerecht erklärt. Cromwel spielte dabey eine seltsame Rolle. Er stellte sich verwundert

über Gottes wunderbare Fügungen, und versicherte, er würde den verabscheut haben, der ihm noch vor wenig Wochen von des Königs Hinrichtung gesagt hätte, indessen jetzt sehe er wohl aus der allgemeinen Uebereinstimmung aller Lieblinge Gottes, daß diese außerordentliche Begebenheit auf höhere Zulassung geschehe. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs sprechen wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, und dies sey ihm ein deutliches Zeichen des göttlichen Willens gewesen.

Indem diese Dinge alle Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Herfortshire Gehör vor dem militärischen Concil, sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eignem Zeugniß der rechte sey. Dies tröstete und beruhigte viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten, und so gingen dann die religiösen Leute in Gottes Namen ans Werk. Der König ward von Hurst abgeholt, und nach London gebracht, wo seine Wärter schon völlig mit ihm, wie mit einem gemeinen Missethäter umgingen. Die Commons setzten einen Gerichtshof zu Westminsterhall ein, der aus 133 Richtern bestehen sollte, von denen sich aber kaum 70 einfanden. Diese waren meistens Officiere, alle Independenten, und unter ihnen waren

auch Cromwel und Ireton. Der alte Fairfax war trotz der Einladung nicht erschienen. Man führte den König vor. Die Wände waren mit Zuschauern dicht bedeckt. Als der Ausrufer die Namen der Richter laut vorlas, und auch den des Generals Fairfax nannte, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „der ist zu klug, um hier zu seyn." Und als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen englischen Volks —," rief die nämliche Stimme: „Nicht der zehnte Theil desselben!" Der wachhabende Officier befahl jetzt, Feuer zu geben nach der Stelle, woher die Stimme komme, und da zeigte sichs dann, daß der kühne Sprecher kein anderer als Lady Fairfax war.

Die Anklage geschah darauf mit größter Feierlichkeit. Die Antworten des Königs waren würdevoll und ruhig. Wie übel berechnet auch sein Leben gewesen war, so hatte er doch in seinem langen Gefängnisse Zeit gehabt, über die edelste Art des Todes nachzudenken, und man kann sagen, daß er in seinen letzten Tagen dem Sokrates an Fassung und edler Besonnenheit nicht nachgestanden habe. *) Nur dreimal ward er

*) Die Soldaten, die ihn zum Gerichte hinführten, mußten auf Anstiften ihrer Officiere laut schreien: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! „Arme Wichte! sagte Karl, für ein wenig Geld würden sie eben so mit ihren jetzigen Anführern

er vorgefordert, und jedesmal verwarf er die Befugniß der Versammlung, ihn zu richten, berief sich auf seine oft wiederholten milden Anerbietungen, und erinnerte an die Hartnäckigkeit und Frechheit des Parlaments. Man verhörte darauf, sehr überflüßig, einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parlament geführt habe, und hierauf erfolgte sogleich die Sentenz (27. Jan. 1649). Das Volk rührte sich nicht; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hielt jedes Gemüth erstarrt und jede Zunge gefesselt. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse gemeinhin die schönsten Züge der menschlichen Natur kund thun, so ward auch in diesen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung sichtbar. Vier Grafen, sonst des Königs Freunde, und sämmtlich ehrenwerthe Männer, stellten sich persönlich vor Gericht, und sagten aus, sie allein seyen als ehemalige Rath-

verfahren!" Es gab unter diesen gemeinen Kerlen einige, die ihm sogar ins Gesicht spien. Er erinnerte sich dabey jenes großen Martyrers der Religion, der dasselbe hatte dulden müssen, und trug es schweigend. Nur einer war unter den Soldaten, der von Mitleid ergriffen in des Königs Gegenwart für sein Schicksal betete. Aber ein barbarischer Officier, welcher dazu kam, gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen."

geber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten Schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, sie also solle man strafen, und dafür jenen Unglücklichen loslassen, dessen wohlwollender Charakter jedes redlichen Mannes Hochachtung verdiene. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

Nach ausgesprochener Sentenz verstattete man dem Könige nur noch 3 Tage bis zur Vollstreckung derselben. In diesen Tagen ließ man seine beiden jüngsten Kinder, die 14jährige Prinzessin Elisabeth, und den noch jüngern Herzog von Gloceſter, zu ihm, welche noch in England geblieben waren. Der harte Cromwel selbst, der Zeuge der ersten Zusammenkunft dieses liebevollen Vaters mit seinen Kindern war, gestand, er habe in seinem Leben nichts rührenders gesehen. Diese Vergünstigung war dem Unglücklichen die größte Wohlthat, die man ihm noch hatte erweisen können. Sie beruhigte völlig sein Gemüth, und so nahe er den Pforten des Todes stand, so erquickte ihn doch noch jede Nacht der sanfteste Schlaf, trotz dem Geräusch, welches die Zimmerer vor seinem Fenster machten. Das Blutgerüst ward nämlich öffentlich in der Straße von London errichtet, in welcher das (nachher abgebrannte) Schloß Whitehall lag, um der Handlung jedes Zeichen des schüchternen Meuchelmords zu nehmen. Am Morgen des Todestages (30.

Jan. 1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, und ließ sich von seinem treuen Freunde, dem Bischof Juxon, zum Schafott begleiten. Die ganze Straße war mit Menschen dicht bedeckt, in einem Fenster, dem Schlosse gegenüber, sah Cromwel, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiel ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden, aber die Soldaten rings um die Blutbühne machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Er unterredete sich daher bloß mit seinen nächsten Begleitern, erkannte sein bevorstehendes Schicksal für eine gerechte Strafe, dafür daß er in des braven Straffords Hinrichtung gewilliget, ermahnte die Nachbleibenden zum Frieden, und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein künftiges schöneres Leben. „Ich weiß es, erwiederte der König, ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt.“ Hierauf kniete er nieder, und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske schlug ihm dasselbe mit einem Hiebe herunter, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bey den Haaren ergriff, und es mit den Worten dem Volke zeigte: „dies ist der Kopf eines Verräthers!“ Jedermann wandte den Blick vor Wehmuth und Unwillen weg, nur Cromwel sagte ru-

hig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet, und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von außen zu erhalten.“

Merkwürdig ist, daß der alte Fairfax, der schon voller Unzufriedenheit aus dem Blutgerichte weggeblieben, nachher von dem Schlusse desselben so empört worden war, daß er sich vorgenommen hatte, allein mit seinem Regimente die Execution zu hintertreiben, Cromwel, der ihn nicht zu beleidigen wagte, suchte ihn zu überlisten. Er schickte einen religiösen Heuchler, Namens Harrison, am Morgen des Todestages zu ihm, der ihm die Stunde der Hinrichtung viel später angeben mußte, und ihm vorstellte, daß der Herr den König verworfen habe, und daß man nur durch frommes Gebet den Himmel zur Linderung des harten Schicksals bewegen könne. Er fing darauf an, mit dem alten frommen General die längsten Psalmen zu singen, die er finden konnte, und so hielt er ihn mit Singen und untermischtem Gebete so lange hin, bis die Nachricht kam, es sey geschehen. Dies stellte nun Harrison als ein recht augenscheinliches Zeichen des unabänderlichen göttlichen Rathschlusses vor.

Die Revolution zu vollenden ward nun das

Königthum in England für auf ewige Zeiten abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet, (6. Febr. 1649) die Verfassung auf republikanischen Fuß eingerichtet, ein neues großes Reichssiegel verfertigt, mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit, 1648," viele vom höchsten Adel hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt, und das Piedestal mit der Inschrift versehen: exiit tyrannus, regum ultimus. Zuletzt wollten die Independenten auch noch die beiden jüngsten Kinder des Königs bey Handwerkern unterbringen, allein die Prinzessin Elisabeth starb bald vor Gram, ehe sie noch den ihr zugedachten Knopfmacher heyrathen konnte, und den kleinen Prinzen schickte Cromwel selber, zu größerer Vorsicht, über das Meer.

3.

Die Republik.

(1649—1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frey, ungeachtet es nie von

härteren Banden gedrückt worden war, als unter den gegenwärtigen Gewalthabern. Funfzig tausend Mann unter des unnahbaren Cromwels Befehlen hielten jeden Laut der Unzufriedenheit schreckend zurück. Die verwittwete Königin lebte mit ihren Kindern in ihrer Vaterstadt Paris, ward aber, obwohl sie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz sich selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hofnung, noch einst zurückzukehren, und seines Vaters blutbefleckten Thron wieder zu besteigen. Dazu veranlaßten ihn besonders die Irländer und Schotten, die in ihrer Entlegenheit der neuen Regierung trotzen zu dürfen glaubten, und die bedenklichsten Unruhen anzettelten. Ganz Irland war in Waffen, und die Schotten, die schon aus Fanatismus die Independentenregierung verabscheuten, traten geradezu in Unterhandlungen mit dem herumirrenden Prätendenten, und versprachen ihn als ihren König anzuerkennen, wenn er den Convenant beschwören, und lauter vorgeschriebene Räthe annehmen wolle. Der junge Prinz, so leichtsinnig er von Natur war, schämte sich doch eines solchen Vertrags, und wollte günstigere Umstände

abwarten. Da nahm sich seiner ein wackerer Schotte, Jakob Graham, Marquis von Montrose, an, der schon für seinen Vater mit dem Muth und dem Mannssinn eines alten Römers gefochten, zuletzt aber, auf dessen eigenes Verlangen, die Waffen niedergelegt hatte, und vor Verdruß über das Meer gegangen war, um nur den Unsinn der schottischen Fanatiker und die Herrschsucht der englischen Demokraten nicht länger vor Augen zu haben. Doch als er in Deutschland die Kunde von dieses unglücklichen Königs Ende vernommen, war er zurückgeeilt, um, wenn es möglich wäre, Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu setzen. Mit etwa 500 Deutschen, die sein Enthusiasmus und die allen großen Seelen eigene magnetische Gewalt an ihn gezogen hatte, landete er auf den noch fast wilden Orkneysinseln, bewegte einen Theil der dort wohnenden Fischer durch seine männliche Beredsamkeit zur Theilnahme an seinem gewagten Unternehmen, und betrat darauf mit seinem kleinen Haufen den Schottischen Boden, in der Hoffnung, viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Absicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen den Eingang in sein väterliches Reich zu bahnen. Aber jedermann war noch so in Furcht seit den bisherigen blutigen Auftritten, daß der brave Mann sich fast ver-

lassen sah, und schon flüchten mußte, als nur das erste gegen ihn abgesandte Heer sich zeigte. In Bauernkleidern vermummt blieb er mehrere Tage verborgen, aber ein falscher Freund verrieth ihn doch endlich, und er ward auf einem hohen Karren unter den Schmähungen aller puritanischen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geistlichen, die noch immer die lauteste Stimme in der Verwaltung der Regierung hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen gegen diesen sogenannten Feind der Religion und des Covenants ein, sondern bewirkten auch im schottischen Parlament diesem größten Manne, den Schottland damals aufzuweisen hatte, für seine treue Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König und die alte Verfassung ein ausgesucht schändliches Todesurtheil. Er sollte an einen 30 Fuß hohen Galgen hinauf gezogen werden, daselbst 3 Stunden hangen, dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte an das Staatsgefängnis, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorlesung dieses Urtheils an, und versicherte, daß er stolzer darauf sey, sein Haupt von solchen Richtern zum Zeugnisse seiner Tugend und ihrer Schande öffentlich aufgesteckt, als sein Bildniß im Zimmer des Königs zu wissen, ja daß er es

bedaure, nicht soviel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung seiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Den Priestern, die ihn noch im Gefängnisse mit geistlichen Schrecknissen abquälen wollten, sagte er mit wahrem Mitleid, sie seyen ein elendes, betrogenes und wieder betrügendes Gesindel, das das Vaterland in die allertraurigste Sklaverey stürzen werde. Bey seinem Hingange zum Gericht ersann man noch eine eigene Art von Hohn für ihn, indem man ihm als einen Orden einen Strick um den Nacken legte, an welchem ein von seinen frühern heroischen Kriegesthaten handelndes lateinisches Buch hing. Er dankte dafür dem Henker, der dies thun mußte, als für eine Ehre, die er höher schätze, als wenn man ihn dem Orden des Hosenbandes umgehängt hätte, und erlitt hierauf den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines solchen Geistes würdig war (21. May 1650).

Jetzt sah der Prätendent wohl, daß, wenn er wenigstens den Schatten des Königsthums retten wolle, nichts anders übrig sey, als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte daher zuletzt alles was sie verlangten, und erschien darauf mit 7 hollän-

dischen Schiffen (23. Jun.) an der schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterschreiben, und von nun an verließen ihn die Pfaffen nicht, die ihn sogar zwangen, alle Grundsätze seines Vaters als gottlos und ungerecht zu verrufen. Der nichts weniger als kopfhängerische Prinz lebte hier demnach in einem wahren Sklavenzwange, und freute sich, das Leben unter den Pfaffen doch endlich mit dem militärischen vertauschen zu können, als nämlich ein Heer unter dem treflichen General Lesley ausgerüstet wurde, um dem anrückenden Cromwel zu begegnen.

Dieser allgefürchtete Demagog hatte den vorigen Sommer damit zugebracht, den Aufruhr in Irland zu stillen, und der rasche Ernst, verbunden mit den klugen Maaßregeln, die er bey diesem Geschäfte angewandt, hatten ihn in den Stand gesetzt, dasselbe in 9 Monaten zu vollenden. Hart war er allerdings dabey verfahren, in den festen Städten Tredah und Wexford, die er mit Sturm erobert hatte, war kein Mann von der Besatzung lebendig davon gekommen, und auch außerdem war das Blut der Rebellen in Strömen geflossen. Allein auf welchem andern Wege hätte er seinen Zweck so schnell und so sicher erreichen können? Er blieb darauf noch den Winter hindurch in Irland, um die Ruhe völlig herzustellen; dann übergab er das fernere Commando

seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohne Ireton, und setzte im Sommer 1650 mit 16,000 Mann nach Schottland über.

Hier fand er den wackern Lesley in einer so vortheilhaften Stellung zwischen Edinburg und Leith verschanzt, daß er es nicht wagte, ihn anzugreifen. Der Name des jungen Königs hatte dem schottischen Heere einen treflichen Zuwachs versuchter Krieger verschafft, welche, die jetzigen Gewalthaber hassend, nur um seinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten, und diese Gesinnungen im Lager laut äußerten. Kaum hörten die Geistlichen in Edinburg hiervon, als sie, von schrecklicher Unruhe gequält, dem König sogleich befahlen, die Armee zu verlassen, und dem General Lesley, alle Gottlosen (so hießen die Freunde des Königs) zu verabschieden. Dadurch verlor das Heer 4000 Mann seiner besten Truppen, aber die Geistlichen trösteten den General mit der Versicherung, er könne nun gar nicht geschlagen werden, da er lauter Heilige in seinem Heere habe. Zu Gott ward jetzt nicht mehr bloß gebetet, sie drohten ihm sogar, er solle nicht länger ihr Gott seyn, wenn er sich in dieser Noth nicht als ihren Erretter beweise, welches sie durch ihre treue Erfüllung seiner Gesetze doch wohl verdient hätten. In diesem Punkte hatten sie allerdings Recht, denn, um nur eines anzuführen, sie hatten den General

an einem Sonntage einmal verhindert, einen höchst vortheilhaften Streich auszuführen, bloß um dem lieben Gott durch solche Sabbathsverletzungen keinen Anlaß zur Klage zu geben. Ja sie gingen in ihrem Vertrauen auf die göttliche Hülfe so weit, daß sie den General Lesley ungeachtet seiner dringenden Vorstellungen mit Gewalt zwangen, seine Stellung auf den Hügeln zu verlassen, und dem Feinde in die Ebene entgegenzugehen, den der Herr, wie sie versicherten, in ihre Hände gegeben habe. Cromwel traute seinen Augen kaum, als er die Schotten das freiwillig thun sah, was so lange sein einziger Wunsch gewesen war. Unvorzüglich rückte er auf sie los, und gewann (in der Ebene von Dunbar, 3. Sept. 1650) einen so vollständigen Sieg über sie, daß man wohl sahe, der Herr habe, wie billig, nicht den Frömmsten, sondern den Klügsten ihren Feind in die Hände gegeben. Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und 9000 wurden zu Gefangenen gemacht. Die schottischen Geistlichen suchten den Grund ihres Unglücks in dem Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Royalisten, die noch im Lande verborgen seyen, meinten aber doch, es sey sehr unklug von Gott, wenn er seinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende sein eigner Schade seyn werde, wenn seine treusten Verehrer auf der Erde unterdrückt würden, und nur seine ab-

gesagtesten Feinde übrig blieben. Solche Ideen waren vollkommen eines Volkes würdig, das weder Künste, noch Wissenschaften, noch Schulen kannte, und jährlich einige hundert Personen als Zauberer verbrannte *).

Nach der Schlacht bey Dunbar zog Cromwel unverzüglich in Leith und Edinburg ein, indeß das schottische Parlament nach St. Johnstone floh. Das nächste Frühjahr (1651) ward mit neuen Rüstungen zugebracht; Lesley, Hamilton und der König sollten ein neues Heer zusammenbringen, und damit hinter Cromwels Rükken in England einfallen. Cromwel erreichte sie in der Stadt Worcester, deren sie sich unlängst bemächtigt hatten, brach in die Thore ein, und lieferte ihnen in den Straßen ein so blutiges und so entscheidendes Gefecht, als nur immer das vorjährige an demselben Tage (3. Sept.) bey Dunbar gewesen war. Dieser Schlag vernichtete die ganze schottische Armee und alle Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete. Die Geschichte dieser Rettung verdient wohl einen eigenen Abschnitt.

*) In einem Dörfchen bey Berwick, das nur 14 Häuser zählte, wurden in einem Jahre 14 Hexen verbrannt.

4.

Karls II. Flucht.

(1651.)

Am Abend des unglücklichen Tages entwischte der Prinz mit 50 oder 60 seiner Freunde aus Worcester, legte mit ihnen, ohne anzuhalten, mehr als 5 deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte seitwärts nach der Gränze von Staffordshire, wo er einen abgelegenen Hof fand, den ein redlicher Pachter, Namens Penderell, mit seinen vier gleich wackern Brüdern bewohnte. Diesen treuen Seelen vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn, als einen Verwandten, mehrere Wochen lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung, und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie alle, mit Gärtnermessern in den Händen, in den benachbarten Wald gingen, Stäbe zu schneiden. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich streiften Cromwelsche Patrouillen durch, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung versprachen, der ihn ausliefern würde. Zuletzt dünkte ihm die Gefahr so groß, daß er auf eine Eiche

kletterte, und in deren dichtem Laube 24 Stunden verborgen saß, nicht ohne Angst, denn mehrere Soldatenhaufen gingen dicht unter dem Baume hin, und nannten unter Flüchen seinen Namen. Dieser merkwürdige Baum ist noch lange nachher unter dem Namen der Königseiche von den Einwohnern jener Gegend verehrt worden.

Ein treuer Freund, Lord Wilmot, fand den König hier auf, und beredete ihn, nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo ein Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot nebst den fünf Penderells begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war des langen Gehens in plumpen Bauernstiefeln nicht gewohnt) kam der abgeängstigte Flüchtling in Bentley an, und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder, man kann denken, mit welchem Dankgefühl. Lane, um seinen Gast nach der Küste hinzuschaffen, entwarf einen Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristel, wo eine nahe Verwandte von ihm, Mistriß Norton, wohnte, welche zu besuchen er sich einen Paß für sich, seine Schwester, und einen Bedienten auswirkte. Den letztern stellte, wie man errathen wird, der König vor, und Wilmot zog auf seinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit ei-

nem Falken auf der Hand, als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Bey Mortons sagte man nichts von der Wichtigkeit des Gastes, vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterweges ein Fieber bekommen habe, und für den sie deshalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn geschwind auf, und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unsichern Lande gingen wieder an. Zunächst begab man sich nach Dorsetshire, zu einem Obersten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartey, der den verfolgten Gast mit derselben Treue, wie die vorigen Freunde, verbarg, und das Geheimniß allen seinen Leuten mittheilte, die sich alle beeiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Solche Zeiten der Angst und der allgemeinen Verwirrung sind es, in denen die romantischen Tugenden der Treue und der Aufopferung für Andere in ihrem schönsten Glanze hervortreten. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß sie jetzt gern ihre drey im Kriege für

seinen

seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe, ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden. Ihr Sohn, der Oberst, erzählte ihr, wie sein sterbender Vater ihn und seine vier Brüder im Jahre 1636 vor sein Bette kommen lassen, und zu ihm gesprochen: „Meine Kinder, wir haben unter den drey letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt, aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt, doch, gehe es wie es gehe, bleibt eurem Landesherrn treu und gehorsam. Verlaßt die Krone nicht, und sollte sie an einem Haarbüschel hangen.“ Diese letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit der nachher erlebten schweren Zeiten sie hätten aus ihrem Gedächtniß verlöschen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen, indeß das übrige England vergebens forschte, ob er lebe, oder todt sey. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Endlich ward im Hafen von Shoreham in Sussex eins ausgekundschaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmid, daß die Hufeisen seines Pferdes schottische Arbeit wären, da der

Prinz doch vorgab, sie seyen in England gemacht, und mit genauer Noth entrann er dieser Schlinge. Es ist wahrlich bewundernswürdig, wie er 41 Tage lang unter so vielen tausend Spähern in diesem feindlichen Lande unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als 40 Personen um seinen Aufenthalt wußten. Zu dem Ende des Octobers kam er glücklich in der Normandie an.

5.

Schiffahrtsacte, Parlamentsreinigung, Baraboneparlament.

(1652, 1653.)

Cromwel hatte nun abermals die Ruhe in den drey Reichen wieder hergestellt, oder vielmehr Schottland und Irland dem englischen Parlament unterwürfig gemacht, denn beide wurden nunmehr, dem Namen nach, mit England zu einer Republik vereinigt, der Sache nach aber wie eroberte Provinzen behandelt. Die Frage war, was nun aus Cromweln werden sollte. Sollte er in das Privatleben zurücktreten? Gutmüthige möchten dies wohl gewünscht haben, aber das Zurücktreten, ja nur das Stillstehen ist eines großen Mannes Sache nicht. Zuerst dachte er,

wie Richelieu, darauf, einen Faden anzuspinnen, den kein anderer außer ihm zu Ende bringen könnte. Ein auswärtiger Krieg sollte die Soldaten zusammenhalten, und ihn unentbehrlich machen. Im vorigen Jahre (1650) hatte das Parlament *) den vereinigten Niederlanden ein Freundschaftsbündniß angeboten, allein die Holländer hatten die englischen Gesandten sehr kalt aufgenommen, und den Antrag abgelehnt. Dies nahm Cromwel zum Anlaß, das Parlament gegen sie zum Kriege aufzufordern. Der erste Schritt dazu war die zu Anfange des Jahres 1652 erlassene Schiffarthsacte, durch welche allen seefahrenden Nationen untersagt ward, in ihren Schiffen andere als solche Waaren in englische Hafen einzuführen, die entweder Producte oder Fabrikate ihres eigenen Landes wären. Diese Acte brachte dem englischen Handel eben soviel Vortheil, als dem niederländischen Schaden. Englische Kaper machten von der Zeit an bald Jagd auf die holländischen Schiffe, die jener Acte zuwider handelten, und nahmen in kurzer Zeit den Holländern gegen 80 Schiffe weg. Ehe noch der Krieg förmlich erklärt war, geriethen eine englische und eine holländische Flotte im Kanal an einander, wie zufällig gingen die Feindseligkeiten an, und es entstand daraus eine blutige See-

*) Jetzt Rumpfparlament genannt, weil es keinen Kopf hätte.

schlacht, in welcher beide Theile etwa gleich starken Verlust erlitten. Die Holländer erklärten ihren Admiral Tromp für unschuldig, wollten sich jedoch jeder Untersuchung unterwerfen, und bezeigten eine ungemeine Bereitwilligkeit zum gütlichen Vergleiche. Aber Cromwel war froh, daß der Krieg nur eingeleitet war, und sprach soviel von der Ehre der Englischen Nation, daß man wohl sah, er wolle keinen Frieden. Vielmehr mußte der englische Admiral Blake, auch ein Genie, wie revolutionäre Zeiten ihrer so viele erzeugen, sogleich nordwärts steuern, und die holländische Heeringsflotte wegnehmen, auch erfolgten in diesem und dem folgenden Jahre mehrere Seegefechte von ungleichem Ausgange. Aber der größte Verlust für Holland lag doch in dessen durch den Krieg so übel unterbrochenem Handel und in den gleichfalls ganz gestörten Fischereien, auch wohl daneben in dem bittern Schmerze, einen Nebenbuhler in der Nähe aufstehen zu sehen, der sich immer höher erhob, und den bisher mit so vielem Glück geführten Welthandel in Zukunft ganz allein an sich zu reißen drohte.

Aber auch für die englische Verfassung entwickelte sich aus diesem hölländischen Kriege eine ganz eigene Katastrophe. Cromwels aufgeregter Geist konnte sich jetzt weniger als jemals bezähmen, auf dem erreichten Puncte stehen zu blei-

ben, und in der That mußte es ihm auch unerträglich seyn, mit soviel großen Thaten nichts weiter bewirkt zu haben, als eine wilde Anarchie, unter welcher das Volk sich übler als unter dem Despotismus der Könige befand. Da nun vollends die Stütze dieser Anarchie, die Commons, unaufhörlich an seiner Entkräftung arbeiteten (unter andern nahmen sie ihm ein Paar Regimenter weg, unter dem Vorwande, sie zum Seedienst nöthiger zu brauchen), so ließ auch er seinem wilden Temperamente zuletzt ganz freien Lauf. Er berief sein gewöhnliches Concilium, die ihm ergebenen Officiere, zusammen, und schmiedete in dessen Namen eine Vorstellung, in welcher die Armee nicht nur auf schnelle Auszahlung des rückständigen Soldes, sondern auch auf Zusammenberufung eines neuen Parlaments drang, damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Man kann denken, wie übel das Unterhaus diese Vorstellung werde aufgenommen haben, allein das war eben Cromwels Absicht, den Bruch zwischen Parlament und Heer recht entscheidend und unheilbar zu machen. Endlich führte er (20 Apr. 1653) einen Hauptstreich aus. Er berathschlagte eben in seinem militärischen Concilium über eine bessere Regierungsverfassung, als ein Oberst ihm die Botschaft brachte, das Parlament sey gerade jetzt versammelt, und da-

mit beschäftigt, eine Menge neuer Mitglieder zu ernennen, um sich gegen die militärische Partey recht kräftig zu verstärken. Hastig sprang Cromwel auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, rief 300 Soldaten zusammen, und eilte damit nach Westminsterhall. Nachdem er Thür, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit seinen Soldaten besetzt hatte, trat er mit einigen Officieren in den Versammlungssaal, setzte sich nieder, und hörte etwa eine Viertelstunde den Debatten zu. Dann sagte er einem Officiere ins Ohr, jetzt halte er das Parlament zur Auflösung reif. „Herr, erwiederte dieser leise, es ist ein gefährliches Unternehmen, ich bitte Sie, es ernstlich zu überlegen, ehe Sie Hand anlegen.“ — Wohl gesprochen! entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun endlich die Versammlung über den vorliegenden Streitpunkt einen Beschluß abfassen wollte, sagte er abermals zu dem Officier: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun!“ und plötzlich sprang er auf, trat mitten unter sie alle, und überhäufte sie in seiner unverständlichen, polternden und verwirrten Sprache mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Tyranney, ihren Hochmuth und ihre Erpressungen. Alle erstaunten und richteten sich in die Höhe; aber ehe noch einer Worte finden konnte, sein Schmähen zu erwiedern, stampfte er heftig mit dem Fuße, und auf dies besprochene Zeichen

füllte sich augenblicklich der ganze Saal mit Soldaten an. Der Anblick dieser Getreuen erhöhte seine Rednerkühnheit. „Schämt euch, fuhr er die Parlamentsglieder an, und packt euch fort! Macht ehrlichern Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Ihr seyd nicht länger ein Parlament! Ich sage euch, ihr seyd nicht länger ein Parlament! Der Herr ist mit euch fertig, er hat andere Werkzeuge erkohren, sein Werk zu betreiben.“ — Hier unterbrach ihn ein gewisser Sir Harry Vane, der sich über diese Unförmlichkeit beschweren wollte; aber Cromwel überschrie ihn, indem er fast convulsivisch brüllte: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Hane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane!“ Hierauf nahm er einen beim Rocke, und sagte zu ihm: „Du bist ein Hurer!“ zu einem andern: „du bist ein Ehebrecher!“ zu einem dritten: „du bist ein Säufer!“ zu einem vierten: du bist ein Wucherer! — Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort damit, ihr selber habt mich gezwungen, so zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen, als mir eine solche Arbeit auflegen möchte.“ Indem er noch die letzten Worte sprach, waren die Soldaten schon in voller Arbeit, einen nach dem andern zur Thür hinaus zu werfen. Cormwel blieb bis zuletzt, und als der Saal ledig war, ließ er die Thüren ver-

schließen, und ging ruhig nach seiner Wohnung im Pallast Whitehall zurück.

So seltsam war in wenig Augenblicken die ganze gesetzgebende Macht in England vernichtet. Jedermann erwartete nun still und furchtsam, in welcher Gestalt die neue Regierung hervortreten würde. Es sollte wieder ein Parlament werden, aber von lauter Begeisterten und Heiligen, die Cromwel fast alle selbst, bloß nach angehörtem Gutachten seines Staatsraths erwählte. Es waren 128 Personen, aus verschiedenen englischen Städten, nur 5 waren aus Schottland und 6 aus Irland. Sie sollten nur 15 Monate sitzen, und nachher ihre Nachfolger selber wählen. Am 4. Jul. (1658) kam dieser tolle Regierungsconvent zuerst zusammen. Die meisten Mitglieder desselben waren gemeine Handwerker, und ihr eifrigster Schreier, von welchem nachher dies Parlament dem Namen erhielt, war ein fanatischer Lederhändler, Preisegott Barebone. Ihre Zusammenkünfte glichen mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen, denn mit langen Gebeten fingen sie an und endeten sie, man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testamente, alle politische Verhältnisse wurden aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, z. B. die Holländer als sündige Mammonsdiener, die

Geistlichen als durch weltliche Weisheit verblendete Baalspriester, u. dgl. wie denn diese Independenten durchaus keinen geistlichen Stand, ja keine Gesetze, außer dem mosaischen, dulden wollten, und gegen alle Gelehrsamkeit auf das wüthendste eiferten. Es ist ganz unglaublich, bis zu welchen Excessen der durch die unverhoffte Ehre in ihnen erweckte Schwindel diese Menschen trieb. Sie wollten als Wiedergeborne betrachtet seyn, und tauften sich nun mit seltsamen Vornamen. Einer unterschrieb sich: Machfriede Heaton, ein anderer: TödtedieſündePimple, ein dritter: Stehfeſtinderhöhe Stringer, ein vierter: Weinenicht Billing, ein fünfter: Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. dgl.

Cromwel selber fühlte, daß dieser Unsinn nicht lange Bestand haben könne, auch hatte er die ganze Farce nur deshalb veranstaltet, um sich dem großen Ziele immer mehr zu nähern, das ihm nun längst vor den Augen stand, an welches sich aber viele seiner wärmsten Anhänger noch immer nicht gewöhnen lassen wollten. Unter den religiösen Enthusiasten waren viele, die ihm nur darum so treu gedient hatten, um das Reich Christi, welches sie erwarteten, auf Erden vorzubereiten, und die geneigt waren, ihren Führer als den abscheulichsten Heuchler zu verlassen, wenn sichs am Ende zeigen sollte, daß er

nur darum die Alleinherrschaft der Stuarte gestürzt habe, um sie für sich selbst zu gewinnen. Er hatte deshalb in seinem militärischen Staatsrathe selbst oft harte Kämpfe zu bestehen, und schwankte lange, was er thun solle. Endlich trug es sein kühner Herrschergeist über die Furcht davon, er besprach sich heimlich mit einem Ausschusse der vornehmsten Glieder des sogenannten Barebone-Parlaments, die ihm besonders anhingen, und diese mußten eines Tages eine Stunde früher in die Sitzung kommen, und in größter Geschwindigkeit votiren, daß das Parlament jetzt überflüssig sey, und daß man daher die Herrschaft wieder in die Hände desjenigen zurückgeben müsse, von dem man sie empfangen habe. Sobald der Schluß gefaßt war, eilten Deputirte zu Cromweln, ihm denselben feierlich zu überbringen. Unterdessen aber hatten sich die übrigen Parlamentsglieder verwunderungsvoll eingefunden, und fingen an, die Sache zu überlegen. Allein sie wurden bald auf eine ähnliche Art unterbrochen, wie das Rumpfparlament 8 Monate vorher. Oberst White erschien mit einem Trupp Soldaten, und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen, versetzte der Oberst, denn wie ich für gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und

damit trieb er sie zum Hause hinaus. (12. Dec. 1653.)

So lag nun die Regierung abermals in den Händen des Militärs, und es hing nicht sowohl von Cromweln (der vielmehr nur laviren durfte), als von seinen Officieren ab, was sie daraus machen wollten. General Lambert, sein treuster Zögling, bemächtigte sich jetzt der Gemüther, entwarf in 4 Tagen einen neuen Regierungsplan, und ersann eine neue Würde für Cromwel, die unter dem Titel einer Protection die volle Kraft der Königswürde haben sollte. So hoffte er alle Theile zu befriedigen. Wirklich genehmigte auch der Rath der Officiere den Entwurf, und Cromwel ward öffentlich zum Protector auf zeitlebens erklärt. Ihm ward ein Staatsrath beigesellt, alle 3 Jahre sollte er ein Parlament zusammenberufen, und nach seinem Tode sollte der Staatsrath seinen Nachfolger bestimmen dürfen. Eine stehende Armee von 20,000 Infanteristen und 10,000 Reitern sollte die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften sollte ein Fonds zur ununterbrochenen Besoldung derselben ausgemittelt werden.

6.

Cromwels Protectorat.

(1653 — 1658.)

Die letzte dieser Vorkehrungen und Cromwels Genie deckte alle Mängel der neuen Verfassung, die sonst unerträglich hätten seyn müssen, da diese Verfassung das Werk ganz unerfahrner Kriegsmänner, und in so verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden war. In solchen Fällen geht es recht augenscheinlich hervor, was die Kraft eines außerordentlichen Herrschergeistes vermag. Nie ist England berühmter und allen Nachbarn respectabler gewesen, als in den fünf Jahren, da Cromwel an der Spitze der Geschäfte stand. Auswärtige Monarchen buhlten um seine Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche zu, selbst der stolze Ludwig XIV. mußte ihn seinen Bruder nennen. Auch im Innern des Landes wurden die letzten Versuche der Royalisten mächtig vereitelt und streng bestraft. Der Seekrieg mit Holland endete (15. Apr. 1654) nach Tromps Tode *) eben so ehrenvoll, als er geführt worden war, und unter andern mußten die Holländer den Engländern noch

*) Er wurde am 29. Jul. 1653 in einem Seegefecht erschossen.

85,000 Pfund als Kriegskosten bezahlen. Aber noch immer fehlte viel, daß Cromwels Autorität schon ganz über alle Anfechtung erhaben gewesen wäre. Dies erfuhr er am schmerzlichsten, als er 1654 der Constitution gemäß, sein erstes Parlament zusammenberief. Die Mitglieder derselben brachten einen solchen Freiheitsgeist mit, daß er es trotz seiner militärischen Macht nicht wagte, sein ganzes Ansehen geltend zu machen. Der Tumult war so groß, daß er sich nur durch eine frühere Aufhebung der Sitzungen retten konnte.

Kaum war er wieder frey, als er sichs angelegen seyn ließ, das Interesse der Engländer mit Gewalt auf auswärtige Händel zu lenken. Krieg wollte er wieder haben, und diesmal sollte es Spanien gelten, einmal weil dies Volk den Engländern wegen der katholischen Religion am meisten verhaßt war, und dann auch, weil kein anderer Krieg eine so reiche Beute versprach. Der treffliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromps und Ruyters, schuf seinem Vaterlande in diesen Kriegen eine Marine, dergleichen es bisher gar nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine Thaten so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der englischen Kriegsschiffarth anrechnen kann, der in unsern Tagen soviel Erstaunen erregt. Er führte seine Geschwa-

der ins mittelländische Meer, wohin seit den Kreuzzügen kein englisches Schiff gekommen war, griff die Seeräuber unmittelbar in ihren Wohnsitzen Algier und Tunis an, und zwang sie durch ein heftiges Bombardement beider Städte zur Unterwerfung. Als die Kriegserklärung gegen Spanien (1655), freilich mit sehr seichten Gründen, geschehen war, nahm er eine spanische Silberflotte weg, und versenkte viele Schiffe, indeß zwey andere englische Admirale St. Domingo angriffen, und Jamaika eroberten. Um diesem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwel deshalb noch ein vertrautes Bündniß mit Schweden, dem Erbfeinde Spaniens noch vom 30jährigen Kriege her, und unterhielt genaue Verbindungen mit Frankreich und Holland. Wie sein Feuergeist in allen Dingen nach dem Höchsten strebte, so wollte er auch seiner Nation diesen heroischen Schwung, dies Interesse für das Große, Allgemeine, geben, und oft hörte man ihn sagen, er wolle den Namen Engländer eben so gefürchtet und geehrt machen, als der Name eines Römers gewesen sey. Auch die innere Organisation der Verfassung, an der er immer fortarbeitete, zeugt von demselben kräftigen Streben nach Ordnung und Einheit. Zu Richtern wurden die rechtschaffensten Männer erwählt. Die Truppen wurden in die verschiedenen Städte des Reichs vertheilt, in strenger

Zucht gehalten, und prompt besoldet. Um die Steuern pünktlich einzutreiben, bediente man sich der militärischen Gewalt, und es wurden deshalb 10 Generalmajore mit fast unumschränkten Vollmachten versehen. Von den royalistischen Aufrührern, die sich noch immer regten, wurden ein Paar Schiffsladungen voll nach Barbados (⏑—⏑) in die Bergwerke geschickt. Zu einer allgemeinen Niedermetzelung, die seine Officiere ihm oft anriethen, konnte sich Cromwel nie entschließen, ungeachtet mehrere derselben meuchelmörderische Versuche auf sein Leben machten. Nur diese eine fürchterliche Drohung genügte ihm, daß er bey dem ersten neuen Versuche dieser Art, den er wieder entdeckte, die ganze königliche Familie, so weit er derselben habhaft werden könne, ausrotten lassen werde. Da man nun wußte, daß sein Arm sehr weit reiche, und daß er überall mit schlauen und gut bezahlten Spionen bedient sey, so wirkte diese Drohung mehr als alle die starken Wachen, mit denen er sich allerdings auch zu umringen für gut fand.

Zwey Dinge, bisher höchst vortheilhaft für ihn, standen ihm nun zur Erreichung seiner letzten Zwecke sehr widerlich im Wege, die religiöse Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen, und die Vertraulichkeit, in der er bisher mit seinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Die ersten ließen

ihn noch immer nicht los, sondern wollten wie sonst, mit ihm beten und singen, seufzen und weinen, die Augen verdrehen, und über die Weissagungen im alten Testament reden; und um ihre Anhänglichkeit nicht zu verlieren, mußte er ihnen schon den Willen thun, ungeachtet er jetzt auf seinem höhern Standpukte ganz andere Ansichten über diese Dinge gewonnen hatte. Eben so hatte er ehemals, da er noch General gewesen war, nach dem rohen Geiste der Zeit bey fröhlichen Malen mit seinen Officieren sich die ausgelassensten Soldatenstreiche erlaubt. *) Jetzt da seine höhere Würde ihm eine größere Zurück-

*) Einen Hauptspaß machte er sich z. B. daraus, trefflich auftragen zu lassen, und dann plötzlich, wenn die lüsternen Gäste zulangen wollten, die schon unterrichteten Soldaten herein zu winken, daß sie in einem Nu mit den vollen Schüsseln wieder hinaus stürzen mußten. Auch liebte ers, einem nichts ahnenden Officier eine glühende Kohle in die Stiefeln oder Hosen gleiten zu lassen. Selbst im Militärconcilium, während man über den Tod des Königs debattirte, und zuletzt das Bluturtheil unterschrieb, warf er einem gegenübersitzenden Freunde zum Scherze ein Polsterkissen an den Kopf, und strich die mit Tinte gefüllte Feder seinem Nachbar ins Gesicht, welches beides er von den Geneckten wiederum hinnehmen mußte. Damals standen also die vornehmsten Staatspersonen in England etwa auf derjenigen Stufe der geselligen Bildung, auf der jetzt die Matrosen stehen.

haltung nothwendig machte, verdarb ers natürlich mit vielen, die da geglaubt hatten, nun erst recht mit ihm lachen zu können, und der gewöhnliche Vorwurf neidischer Gemüther, daß nun der Hochmuth in ihn gefahren sey, erscholl in allen Conventikeln, in denen bisher nur sein Lob gehört worden war. Diese Stimmung theilte sich auch dem gemeinen Soldaten mit, und zeigte sich besonders deutlich 1656, als er, der Constitution gemäß, ein neues Parlament zusammen berufen mußte.

Wie sorgfältig er auch die Glieder dieses Parlaments auswählte (aus Schottland und Irland wurden fast nur Officiere berufen, und zwar solche, auf deren Ergebenheit er rechnete) so fand er doch in der endlich versammleten Gesellschaft (Sept. 1656) so wenig Gehorsam, daß sogar eine Menge bedeutender Stimmen sein Recht zur Alleinherrschaft bestritten. Ein böses Zeichen, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußstein auf sein kühnes Gebäude zu setzen, und sein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Denselben Weg war einst bekanntlich Cäsar gegangen, aber auch er hatte die letzte Höhe nicht erreicht. Beide erschienen ihren bisherigen Freunden nun als Usurpatoren, und Cromwel besonders mußte sich gar noch einen Heuchler schelten hören, der nur darum die Freiheit im Munde geführt habe, um die Ge-

walt an sich zu reißen. Cromwels Freiheitsdrang war so gewiß ehemals sein Ernst gewesen, als es jetzt die Ueberzeugung war, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier so großen Reiche zu denken sey, als bis die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand ruhe, und die Thronfolge auf ewige Zeiten festgesetzt sey.

Der Antrag ward endlich nach langen und schlauen Vorbereitungen im Parlamente wirklich gemacht, allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten seine Freunde es dahin, daß die Stimmenmehrheit auf seiner Seite war, und daß nach großen Tumulten zuletzt doch der Schluß durchging, man solle dem Protector die Krone anbieten. So schien dann der lange Wunsch der unruhig strebenden Seele erreicht; es hing nur von ihm ab, ob er das Anerbieten annehmen wolle. Aber um eben diese Zeit erfuhr er durch seine immer wachen Spione, daß mehr als die Hälfte der Armee in stiller Gährung sey, und daß sogar ein Blatt unter den Officieren herumgehe, auf dem sich ihrer viele durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, ihn, wenn er den Antrag des feilen Parlaments annehme, wenige Stunden darauf niederzustoßen. Diese Nachricht bestimmte ihn, sich, wieviel es ihm auch kostete, zu überwinden. Er lehnte mit der Festigkeit und Ruhe eines Weisen den

lockenden Antrag ab, und erhielt dafür von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung seiner Protectorwürde, einen ehrenvollen Gehalt, und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen.

Diejenigen Glieder der Versammlung, die es wohl wissen mochten, daß Cromwels Enthaltsamkeit keine so freiwillige Tugend gewesen sey, wurden nun immer übermüthiger gegen ihn, und die Debatten wurden zuletzt noch so stürmisch, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig blieb, als auch dieses Parlament gewaltsam aufzuheben. (4. Febr. 1658). Und von dieser Zeit an scheint er sich, voll gerechter Erbitterung gegen die Volkspartey, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Denn daß Independenten zur Zerstörung der bisherigen Verfassung nothwendig und nützlich gewesen waren, fühlte er wohl, aber eben so sehr daß durch sie eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge nicht erhalten werden konnte. Er wollte nun den Adel gewinnen, und vermählte zu dem Ende seine beiden jüngern Töchter mit zweien englischen Grafen. Noch mehr, er stellte das Oberhaus wieder her, zu dem sich aber wenige der alten Pairs wieder einfanden, weil er auch mehrere Officiere von niederer Geburt darin aufgenommen hatte. Ferner erweiterte er seine auswärtigen Verbindungen, sandte dem Marschall von Türenne Hülfstruppen, und empfing

Gesandte vom Kardinal Mazarin, die ihm schmeichelhaft versicherten, daß ihr Herr nichts mehr bedaure, als daß es ihm seine Geschäfte nicht erlaubten, „dem größten Manne der jetztlebenden Welt" persönlich seine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Solche Schmeicheleien reichten jedoch nicht hin, den gekränkten Helden über die bittere Bemerkung zu trösten, daß er für alle seine Bemühungen nicht nur keinen Dank erhalte, sondern sogar der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit bey seinem Volke geworden sey. Soviel Freunde ehemals, soviel Neider und Hasser hatte er jetzt, man gehorchte ihm nur noch mit Widerwillen, und als im Sommer 1658 ein verwegener Kerl über dem Entwurf, ihn zu ermorden, ertappt ward, konnte der Gerichtshof nur mit Mühe bewegt werden, ihn schuldig zu finden, ungeachtet die klarsten Beweise gegen ihn sprachen. Die eigenen Kinder des Protectors entfernten sich von ihm, und seine Lieblingstochter, Mrs. Claypole, aus deren sanften Gesprächen er so oft Beruhigung in angstvollen Stunden geschöpft hatte, starb in Melancholie, nachdem sie kurze Zeit zuvor die Freisprechung eines Doktors Huet, den sie schätzte, und der in einem royalistischen Complott betroffen worden war, vergebens zu erbitten gesucht hatte. Von dieser Zeit an war das Schick-

sal Cromwels in der That sehr traurig. Von aller Welt, ja von dem Gott verlassen, in dessen Namen er ehemals zu handeln geglaubt hatte, stand er in trauriger Einsamkeit allein da, und sah nichts als Feinde um sich her, die auf sein Leben lauerten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn, alles was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von dem er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch, und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bey sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwinds. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war, nie sagte ers vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren, sein Schlafgemach wechselte er fast alle drey Tage, und jedesmal sagte ers immer erst den Augenblick vorher, und bepflanzte die Thüren mit sichern, königlich bezahlten Wachen. Was seine Angst unheilbar machte, waren die Ueberreste seiner ehemaligen religiösen Befangenheit, vermöge welcher er seinen peinlichen Zustand selber für eine verschuldete Strafe des bösen Gewissens hielt.

Unter solchen Qualen mußte auch seine kör-

perliche Kraft allmälig erliegen. Kaum befiel ihn ein schwaches Fieber, als er schon von der Nähe seines Todes überzeugt war. Er versammelte sogleich mehrere Geistliche um sein Bett, und fragte sie, ob der Satz auch wirklich unbestreitbar sey, daß der einmal von Gott erwählte nie ganz verworfen werden könne. Sie bejahten es. „Nun dann, wohl mir! rief er aus: denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin!“ Von dieser Zeit an stieg seine Hofnung wieder. Aber die Kraft war erschöpft. Die Aerzte zeigten es dem Staatsrath an, daß sein Ende nahe sey. Man fragte ihn darauf, ob er seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger haben wolle. Er nickte mit dem Kopfe, und verschied bald darauf, im 59sten Jahre seines Alters. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich gerade in der Stunde seines Todes, welches seinen zagenden Mitbürgern Stoff zu mancherley Betrachtungen und Ahnungen gab, wie sie das Zeitalter mit sich brachte. Sein Körper ward in der Westminsterabtey unter den Gräbern der Könige, jedoch auf Kosten seiner Familie, beigesetzt.

7.

Richard Cromwel.

(1659 — 1660.)

Cromwel hinterließ zwey Söhne und drey Töchter. Die ersten hatten so wenig von ihres Vaters Kraft und Strenge, daß sie ihm mehrmals kindlich in den Arm gefallen waren, wenn er, zur Herstellung der Sicherheit, nothgedrungen ein Bluturtheil hatte unterschreiben müssen. Dieses milde Temperament machte sie bey dem Volke beliebt, und als nun Richard Cromwel seines Vaters Posten betrat, flogen ihm Glückwünsche von allen Seiten entgegen. Aber es zeigte sich bald, wie weit die schwache Güte der kräftigen Strenge nachstehe, zumal wenn die Verhältnisse noch so wenig geordnet sind, daß nur des Despotismus eines hellen Geistes die Ruhe sichern kann. Schon nach 8 Monaten mußte Richard seine neue Würde wieder niederlegen. Die Veranlassung dazu gab das Parlament, das er vorschriftsmäßig am 7. Jan. 1659 eröfnete. Dies gerieth sehr bald in Streit mit den Officieren der Armee, und dekretirte, daß künftig alle ohne des Protectors Erlaubniß gehaltene Officierconcile strafbar seyn sollten. Auf diesen Beschluß bestürmten einige der heftigsten Hauptleute den jungen Protector, mit unziemli-

cher Verwegenheit, und drohten ihn mit üblen Folgen, wenn er dies Parlament nicht auf der Stelle aufhöbe. Er ist so schwach, es zu thun, darauf vermehren sich die Unruhen nur, und der arme Richard, im schüchternen Bewußtseyn, daß er der Mann nicht sey, solchen Sturm zu beschwören, geht auf einige Jahre nach Frankreich, worauf auch seinem Bruder Heinrich, der bisher Stadthalter in Irland gewesen war, von den Officieren die Abdankung nahe gelegt wird. Beide kehrten demnach in den Privatstand zurück, und lebten noch bis ins folgende Jahrhundert.

Viele Mitglieder des Parlaments entfernten sich unter diesen Umständen aus Furcht, kaum 40 blieben zurück, und diese ergänzten sich mit neuen Gliedern. So war das alte, allgemein verachtete Rumpfparlament wieder hergestellt, das, wie gewöhnlich, den Kampf mit dem Militär wieder aufnahm, aber, wie gleichfalls gewöhnlich, auf eine lächerliche Art den Kürzern zog. General Lambert, ein nicht verächtlicher Schüler Cromwels, jagte es 6 Monate nach seiner Entstehung auseinander. Die Mitglieder, die vorher davon Nachricht gehabt, hatten das Parlamentshaus mit starken Wachen besetzen lassen, allein Lambert postirte seine Soldaten in die Straßen, welche zu diesem Hause führten, und als darauf die Herren allmählig angefahren

kamen, wies er einen nach den andern ganz höflich nach Hause zurück. (13. Oct. 1659) Die Regierung war nun abermals in den Händen der Soldaten. Um es jetzt mit einer neuen Form zu versuchen, wählten diese einen sogenannten Sicherheitsausschuß, der aus 23 Mitgliedern bestand, worunter allein sieben Officiere waren.

Um diese Zeit waren bekanntlich auf der Fasaneninsel innerhalb der Pyrenäen die spanischen und französischen Minister versammelt, um den berühmten pyrenäischen Frieden zu schließen. Bey diesen fand sich jetzt der Sohn des hingerichteten Königs ein, um, wo möglich, in dem Vertrage eine günstige Klausel für sich zu erlangen. Der Arme hatte sich bisher abwechselnd in Spa, in Kölln und in Frankreich aufgehalten, und von einer mäßigen Pension, die ihn Ludwig XIV. aus Mitleid bewilligte, gelebt. Don Haro, der spanische Botschafter, empfing ihn sehr höflich, Mazarin hingegen wollte ihn gar nicht sehen, und ließ ihm sein Bedauern melden, daß hier gar nicht der Ort sey, etwas für ihn zu thun. Unstreitig betrachtete er ihn als einen, der vergebliche und unmögliche Wünsche hegte.

8.

George Monk.

(1660.)

Aber so wunderbar mischt das Schicksal die menschlichen Loose, daß oft das unmöglich geglaubte am ersten erfüllt wird. In Schottland kommandirte ein alter ehrwürdiger General, Namens Monk, der zuerst in Holland seine Schule gemacht, hernach für den König gestritten, und dann, der Nothwendigkeit nachgebend, unter Cromwel gedient hatte, jetzt aber der Abhängigkeit von einem so tollen Convente, als gegenwärtig in London herrschte, müde war, und insonderheit den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein alter Feind Lambert, wie es den Schein gewann, in Cromwels Fußtapfen treten sollte. Er selber war schon zu alt, um noch herrschsüchtige Wünsche zu nähern. Aber zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung fühlte er sich kraftvoll genug, und sein zahlreiches Heer hing ihm so treulich an, daß er es wohl mit dem englischen aufnehmen konnten. Die Soldaten liebten ihn so herzlich, daß sie ihn nur den ehrlichen George Monk nannten, ja in England selbst hatte das Volk soviel Vertrauen zu ihm, daß er auf eine Menge neuer Anhänger bey seinem Durchmarsch sicher rechnen konnte. So trat er dann gegen

das Ende des Jahres 1659 seinen Zug wirklich an, und verbreitete durch die Nachricht davon in London neue Furcht und Besorgniß.

Die neue Rebellion, wie mans nannte, zu dämpfen, mußte Lambert, als General des Sicherheitsausschusses, ihm mit der englischen Armee entgegen gehen. Aber jetzt zeigte sichs recht, wie überdrüßig der große Haufe, selbst unter den Soldaten, dieser tumultuarischen Demokratenherrschaft war. Ein großer Theil der englischen Truppen ging zu Monk'n über, und mit dem Rest mußte sich Lambert schimpflich zurückziehen. Ganz London gerieth in Aufruhr. Da die gefürchteten Soldaten weg waren, kam sogleich das Rumpfparlament wieder zusammen, und übte seine vorige Herrschaft wieder aus. Die wenigen zurückgekommenen Regimenter nehm es in seinen Sold. Unterdessen kommt Monk (Febr. 1660) vor London an, und begehrt daß man ihn aufnehme, und die Parlamentstruppen aus der Stadt schaffe. Beides muß geschehen. Am 6. Febr. zieht er mit seinem Heere ein, und nimmt in Westminster sein Quartier. Der Sprecher führt ihn ins Parlament, und bekomplimentirt ihn. Er antwortet ganz schmucklos, er sey überall angegangen worden, sich der Noth des Landes zu erbarmen, und deshalb sey er hergekommen; aber er habe das Vertrauen, daß das

Parlament selbst dies wichtige Geschäft über sich nehmen werde.

Allen war ein Stein vom Herzen gefallen, als man aus dem Munde des mächtigsten Mannes im Königreiche diese gelinde Sprache vernommen hatte. Das Parlament, das ihn für blöde hielt, beschloß nun gleich, ihm zu imponiren. Es behandelte ihn daher sofort als sein Werkzeug, und trug ihm auf, in die City einzurücken, dort alle Baricaden, Ketten und Thore wegzuräumen, die das vormalige Militär vor die Straßen gezogen hatte, und 12 Gegner des Parlaments, die sich daselbst aufhielten, gefangen zu nehmen. Jetzt war das Volk begierig, was er thun werde. Zu aller Erstaunen bezeigte er sich gehorsam, aber nur um die Stimmung der Nation kennen zu lernen. Sobald er den allgemeinen Unwillen bemerkte, war sein Entschluß gefaßt. Er versammelt seine Officiere, beschwert sich über die unwürdige Behandlung des Parlaments, und erläßt in ihrer aller Namen ein Schreiben an dasselbe, worin er verlangt, es solle sich selbst aufheben, damit ein neues gewählt werden könne (11, Febr.).

Dieser männliche Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen des Volks in den ausgelassensten Jubel. Illuminationen, Freudenfeuer und Lobgeschrey verkündigten auf allen Gassen die neu auflebende Hofnung, die

lange entbehrte Zufriedenheit. Royalisten und Presbyterianer, bisher Todfeinde, vereinigten sich jetzt in patriotischen Gebeten, und in Verwünschungen des Parlaments. Alle Independenten verlassen das Haus, die ehemals verjagten Glieder werden von Monk wieder eingesetzt, und fügen sich, der Noth nachgebend, in alles. Sie wählen wirklich ihre Nachfolger, und gehen auseinander (16. März). Bis zur Zusammenkunft des neuen Parlements organisirt Monk einen Staatsrath von lauter klugen, geachteten und meistens royalistisch gesinnten Männern, denen die Nation mit ganzer Seele vertraut. Alles ist nun wieder beruhigt, und die Revolution scheint beendigt zu seyn.

Nur nach Monks Plan war sie es noch nicht. Dieser rechtschaffene Mann glaubte noch nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig war, und dies Etwas war die Herstellung der königlichen Würde, ohne welche doch einmal durchaus kein großer Staat auf lange Zeit zusammenhalten kann. Aber wen hätte er seiner Nation dazu sicherer vorschlagen können, als den unglücklichen Prinzen, dem diese Würde nach alter Landessitte gebührte, und dem man für den blutigen Mord seines Vaters diese Genugthuung schuldig war? Lange hatte sich der wackere Mann mit diesem Entwurfe im Stillen getragen, und erst seit kurzem hatte er seinen

alten Kriegsgefährten Morrice zum Vertrauten in diesem Geheimnisse gemacht. Aus allen Aeußerungen, die er im Volke vernahm, konnte er wohl vermuthen, daß sein Bemühen glücklich ablaufen werde, allein er wollte den König nicht bloß wieder aufgenommen, er wollte ihn in alle vormals frey geübte Majestätsrechte ohne alle Einschränkung eingesetzt wissen. Zu dem Ende geschah schon die Wahl der neuen Parlamentsglieder recht mit Rücksicht auf ihre Royalistischen Gesinnungen. Zu gleicher Zeit ließ auch Monk dem Prätendenten, der sich damals in den spanischen Niederlanden aufhielt, einen Wink geben, sich nach Holland zu verfügen, und von jetzt an segelten die Postschiffe mit geheimen Briefen fast täglich hin und her. Endlich ward das neue Parlament eröffnet (25. Apr. 1660). Zum Sprecher hatte man einen besonders redlichen und vernünftigen Mann gewählt. Er fing an, die Verhandlungen auf die Nothwendigkeit einer bessern Verfassung zu leiten. Viele Mitglieder, die Monks Wünsche kannten, stimmten darin überein, und allgemeine Klagen erhoben sich über die Gräuel der Anarchie, die man so lange geduldet, selbst Cromwels willkührliche Regierung ward verwünscht, und die Hinrichtung des Königs als ein die brittische Nation schändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang diese Sprache geführt hatte, glaubte Monk seiner Sa-

che gewiß zu sey. In der Sitzung vom 1. May (1660) mußte plötzlich der Präsident des Staatsraths hereintreten, und der Versammlung anzeigen, daß ein gewisser Sir John Granville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. draußen stehe, und um den Einlaß bitte. Die lautesten Ausrufungen der Freude begleiteten dieses Wort. Granville mußte hereinkommen, sein Brief ward vorgelesen, und ohne einen einzigen Widerspruch ward ein Ausschuß ernannt, der die Antwort aufsetzen sollte. Ja, damit das ganze Königreich an dieser Begebenheit Antheil nehmen könne, ward dekretirt, daß Brief und Antwort auf der Stelle gedruckt werden sollten.

So wunderbar schwankt die Meinung der Menge. Jeder glaubte jetzt in Karl II. seinen Vater gerettet zu sehen. Feinde fielen sich vor Freude um den Hals, mehrere Personen sollen von der frohen Ueberraschung gestorben seyn. In des Königs Briefe war allgemeine Amnestie und völlige Gewissensfreiheit angeboten, den Truppen die Fortdauer ihres bisherigen Soldes versprochen, und eine gesetzmäßige Regierung nebst vollkommner Achtung der Rechte des Volks und der Parlements gelobt. Die Lords, die sich bisher zurückgezogen hatten, fanden sich jetzt im Oberhause wieder ein, und verwahrten sich ihr altes Ansehen wieder. Beide Häuser vereinigten sich endlich am 8. May in Whitehall und den

benachbarten Palläſten, und riefen Karl II. öffentlich zum Könige aus. Hierauf berathſchlagten die Commons über die Geſchenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Granville, den Bringer der frohen Botſchaft, ward ein Diamant für 500 Pf. St. gekauft, dem König überſandte man ein Geſchenk von 50,000, dem Herzog von York 10,000, und dem Herzog von Gloceſter 5000 Pf. Eine Geſandſchaft von Lords und Commons mußte nach Holland überſchiffen, und Se. Maj. einladen, von ihrem Reiche Beſitz zu nehmen. Der König ſelbſt erſtaunte über dieſe gutmüthigen Beeiferungen, und ſagte ſcherzend, es müſſe wohl ſeine eigene Schuld ſeyn, daß er nicht früher eingeſetzt worden ſey, da das Volk ſich ſtelle, als habe es ihn ſchon jahrelang erwartet.

Schon in Holland gingen die Ehrenbezeugungen an. Keine Stadt ließ ihn ohne feſtliche Veranſtaltungen durch, und überall drängte man ſich ihn zu ſehen, von dem man an denſelben Orten noch kurze Zeit zuvor gar keine Notiz genommen hatte. Admiral Montague hatte ſich mit der engliſchen Flotte in der Bay von Scheveling en eingefunden. Hier alſo ſtieg der König mit ſeinen Brüdern unter dem frohen Hurrah der Matroſen ein, indeß Montague ſogleich ehrerbietig das Commando über die Flotte dem Herzog von York als künftigem Lord Großadmi-

ral

ral übergab. In Dover ward ausgestiegen. Hier umarmte der König mit Thränen des Danks und der Freude den alten redlichen Monk, seinen wahren Freund, der durch seine Klugheit und sein uneigennütziges Bemühen in wenig Monaten drey Reiche beruhigt hatte, die fast 20 Jahre lang durch alle Gattungen bürgerlichen Elends zerrüttet worden waren.

9.

Karl II.

(1660 — 1685.)

Karl II. war dreißig Jahre alt, da er zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Aeußeres, artige Sitten, Leutseligkeit und ein leichtes heiteres Temperament erhöhten die Neigung des Volks für ihn, die seine rührende Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach, ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königsreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den allverehrten Lord Hyde, Grafen von Clarendon, zu seinem ersten Minister machte, auch den treuen Monk zum Herzog von

Albemarle erhob. Hingerichtet wurden nur diejenigen, welche das Parlament selbst des Todes würdig sprach, und dies Loos traf nur 6 oder 8 von den unmittelbaren Mördern des vorigen Königs. Cromwels Leichnam ward aus seiner Gruft gerissen, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam ist die persönliche Zuneigung der Unterthanen zu einem Regenten, daß man diesem Karl mehr bewilligte, als jemals ein König von England eingenommen hatte, nämlich 1200,000 Pf. und zur Unterhaltung der Flotte 800,000. Und nicht nur die Hälfte der sämmtlichen Accisegefälle, sondern auch das Pfund- und Tonnengeld, das man seinem Vater so hartnäckig verweigert hatte, war hierunter begriffen. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die als Garnisonen im Lande vertheilt wurden. Die Verfassung war noch nicht fest genug, um eine große Armee ohne Furcht beisammen erhalten zu können, auch möchte es auf die Länge wohl am Solde gefehlt haben. Hierauf ward durch Clarendons Klugheit der Religionsstreit beigelegt, und die Episcopalkirche, als die ehemals herrschende, wieder eingesetzt, doch mit vielen Vergünstigungen zum Besten der Presbyterianer, die jetzt, da keine politische Triebfedern sie mehr

in Spannung erhielten, mit dieser Einrichtung still vorlieb nahmen. Auch die Schotten legten sich zum Ziele, da man ihnen Toleranz versprach, und erschöpft von so langen Convulsionen ließen sie sich jetzt ohne Murren den ehemals so wüthend vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und wiederriefen willig alle die Edicte, die sie seit 1633 gegen die Regierung hatten ausgehen lassen. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller schottischen Volksaufstände, und ein unsinnig fanatischer Priester wurden hingerichtet. Ja so sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das londoner Parlament in einer eigenen Acte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen, oder eine Republik zurückwünschen werde. Jedermann dankte dem Himmel so innig für die endlich wieder gewonnene Sicherheit und Ruhe, daß sich selbst da niemand regte, als über 2000 presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verließen, weil sie das neue Concordat nicht hatten unterschreiben wollen. Der König beschloß hierauf seine völlige Einbürgerung in dem neu erworbenen Lande damit, daß er eine portugisische Prinzessin heyrathete (1662), die ihm die Festungen Tanger in Afrika, und Bombay in Ostindien, und eine baare Mitgift von 300,000 Pf. St. mitbrachte.

Zu der Bemerkung eines berühmten Schriftstellers, daß die Geschichte die vortreflichste, aber zugleich die am schlechtesten befolgte Lehrerin der Fürsten sey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben, als Karl II. Wie vorsichtig, ernst und nachdenkend, sollte man meinen, hätte ihn nicht sein und seines Vaters Schicksal machen sollen! Welch ein Eindruck dessen, was er erlebt hatte, mußte nicht in ihm zurückgeblieben seyn! Aber von dem allen — nichts. Sein angeborner Leichtsinn gewann bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen *), daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er mit Maitressen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen, um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig, und als er zuletzt gar noch seinen treusten und einsichtsvollsten Minister, Clarendon, abdankte, (1667) fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren die fünf Lords, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington

*) Er war z. B. ein ungemein angenehmer Gesellschafter, weshalb ein witziger Kopf von ihm urtheilte, er habe nie etwas dummes gesagt, und nie etwas kluges gethan.

und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem Collegium bey dem Volke den Namen der Cabal zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften verewigt hat, die das Heiligste jener Zeiten, die Wahrheit der christlichen Religion, angreifen. Er predigte, unterstützt von seinen vier Kollegen, dem Könige unaufhörlich vor, daß man nichts angelegentlichers zu thun habe, als das, was in Frankreich Richelieus und Mazarins eifrigstes Streben gewesen sey, nämlich die Krone so souverän als möglich zu machen. Jetzt zwar stelle sich das Parlament noch freundlich an, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen, und die Partey des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sey, als bis die Autorität des Parlaments gänzlich zernichtet liege. Was auch etwa diesen Ideen Wahres zum Grunde gelegen haben mag, so war doch Karl II. der Mann nicht darnach, und eben so wenig erlaubten es die Zeiten, ein so bedenkliches Werk zu unternehmen. Mit fünf Ministern überdies war es gar ein abgeschmacktes Be-

ginnen, wie sich auch bald genug zeigte, da einer mit dem andern zerfiel, der König sich keinem ganz hingeben wollte, und der Anführer Shaftesbury zuletzt vor Verdruß gar zur Oppositionspartey überging. Doch waren aus diesen Bestrebungen der Cabal schon wichtige Unternehmungen entsprungen, besonders das Bündniß mit Frankreich gegen Holland *) (1670), zum großen Verdrusse der englischen Nation, die zuletzt die Kriegssteuern verweigerte, und den König zum Frieden, zu Breda, zwang (1674). Auch den Katholicismus suchte die Cabal als die beste Basis worauf jene Souveränetät aufgebaut werden könnte, wieder hervor, diesen Hauptbrennstoff aller der Kriegsflammen, die England und Schottland in den letzten 30 Jahren verheert hatten. Der König neigte sich auch, als die Wollust ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin, Jesuiten bekamen Einfluß in London, die Königin hielt sich katholische Seelsorger, des Königs Bruder, Herzog von York, ein Schwachkopf von großem Dünkel, trat öffentlich zu dieser Confession über und machte Proselyten, und endlich ging eine allgemeine Toleranzacte zum Besten der Katholiken aus (15. März 1672). Jetzt

*) Karl II. hatte dem französischen Könige angeboten sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen, wenn er ihn die Holländer wollte züchtigen lassen. Ludwig wollte nicht.

schwieg das Parlament nicht länger. Die Acte mußte zurückgenommen werden, eine Bill, die Testakte, ward dagegen ausgestellt, die jeden Katholiken, ja jeden Zweifler an der Transsubstantiation, von der Bekleidung öffentlicher Aemter ausschloß, mithin auch den Bruder des Königs der Nachfolge für unfähig erklärte, und 1679 mußte der König gar eine Acte genehmigen, vermöge welcher kein freier Engländer mehr durch einen willkührlichen Befehl sollte verhaftet werden können. Dies ist die berühmte Habeas corpus Acte, ein wichtiges Document der englischen Freiheit.

Von all der Liebe, mit welcher die Nation von 20 Jahren ihren König bewillkommt hatte, war in den letzten Jahren seiner Regierung auch die letzte Spur verschwunden. Mehrere Versuche, die er zu spät machte, um sie wieder zu gewinnen, waren nur schimpfliche Zeugen seiner Schwäche und seiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein allverhaßter Bruder Jakob, Herzog von York, sein nächster Erbe, allein das Parlament hatte sich schon so stark gegen denselben erklärt, durch eine förmliche Ausschließungsbill, daß kaum zu hoffen war, man werde ihn ruhig den Thron besteigen lassen. Vielmehr dachte man an dessen zwey älteste Töchter, Maria und Anna, die noch beide in der protestantischen Religion erzogen waren, und von denen

die älteste seit 1677 an den treflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlanden, die zweite seit 1684 an den Bruder des Königs von Dännemark vermählt war. Schon sah man zwey Factionen im Reiche, die sich einander mit den Schimpfnamen Whigs und Torys belegten. Den ersten Namen erhielt die Volks-, den zweiten die Hofpartey. Jener war zuerst den ehemaligen fanatischen Conventikelbrüdern in Schottland, dieser den papistischen Metzlern in Irland gegeben worden. Zuletzt dachte Karl noch darauf, sich durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten ein Ansehn zu geben, allein diese Mächte selbst verachteten ihn, weil sie seine Unbeständigkeit kannten. Er konnte auch bey dem Zweispalte, nach außen nicht wirken, weil das Parlament die Geldbewilligungen hätte geben müssen, Karl es aber nicht berufen mochte. Gegen das Ende seines Lebens kam es noch zu heftigen Unruhen, allein die Scheu des Volks vor größern Uebeln, und die kleine Garnison in des Hofes Diensten ließ es zu keinem förmlichen Aufstande kommen, ungeachtet mehrere trefliche Häupter der Volkspartey (Whigs), Rußel, Humden, Algeron Sidney und Essex, die sich geheimer Conspirationen verdächtig gemacht hatten, in den Straßen von London hingerichtet wurden. Endlich starb der König nach einer kurzen Krankheit, (6. Febr. 1685)

die der mißtrauische Geist der Volkspartey sogleich den Katholiken zuschrieb, und jeder stand in ängstlicher Erwartung, was nun geschehen werde.

10.

Jakob II.

(1685 — 1688.)

Indessen ist ein unzufriedenes Volk nicht gleich ein rebellisches, vielmehr hält das Bewußtseyn der Uneinigkeit, die Ungewißheit des Ausgangs und die Furcht vor größeren Uebeln, lange von offenen Angriffen auf die bestehende Verfassung ab. So wollten es auch hier die Engländer mit dem neuen Könige zum wenigsten erst versuchen, und wirklich trat derselbe die Regierung mit einer Rede im Unterhause an, die so voll von großmüthigen Versprechungen war, daß jedermann wieder Muth und Hofnung faßte. Aber ach! das war nur eine schöne Deklamation gewesen, denn aus den ersten Handlungen dieses starrsinnigen, unklugen Königs ging sogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, Re-

ligions- und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu zernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, ihm sein Reich zu unterwerfen, er besuchte im Angesicht des Volks die Messe, welches sein Bruder niemals gethan hatte, er umschanzte sich mit Jesuiten, machte bekannt, sein Vorgänger sey in der katholischen Religion gestorben, und das alles mit einer Zuversicht, als wüßte er die Geschichte seines Vaters gar nicht, als hätte er nicht selbst ein Flüchtling in fremden Landen herumirren müssen. Selbst der Papst, ja der herrische Ludwig XIV., der sich doch so viel erlaubte, fand für gut, ihm Mäßigung anzurathen.

Dies Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, ein unehelicher Sohn Karls II., der sich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der sichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit Jakob II., und im Vertrauen auf seine eigene Popularität, hatte er längst alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von England zu landen, wo ihm, wie er hoffte, bald alles Volk zulaufen werde. Er kam, und bemächtigte sich mehrerer Städte, aber man hörte in London nicht sobald von dem Aufstande, als der König ihm seine Truppen entgegenschickte, die mit den ungeübten Rebellen bald fertig wurden, und den verwegenen Herzog selbst gefangen nach London brachten. Dieser zeigte sich in allen übrigen Din-

gen als einen so gutmüthigen Mann, und sein übereilter Versuch hatte so sehr das Ansehn eines leichten Jugendstreichs, daß jedermann glaubte, Jakob werde dem Sohne seines Bruders verzeihen. Monmouth selbst bezeigte so viel Liebe zum Leben, und bat so rührend um Vergebung, daß jeder andere den ganz unschädlichen Mann mit leichtem Muthe begnadigt haben würde. Aber Jakob war unerbittlich. Der arme Monmouth starb nicht nur (und zwar unter unsäglichen Martern) auf dem Blutgerüst, sondern das Kriegsgericht erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo Monmouth durchgekommen, die strengsten Nachforschungen über dessen Anhänger anzustellen, und dieselben unmittelbar zu bestrafen. An der Spitze der Untersucher standen der Oberst Kirke und der Richter Jefferies, zwey der heillosesten Unmenschen, die jemals Recht gesprochen haben. Unter ihren blutdürstigen Händen starben mehr als drittehalbhundert Menschen, und das Gerücht von ihren Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abscheu gegen sie und ihren Meister, der ihr Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Da dieser Jakob bis jetzt noch immer Unterwürfigkeit gefunden hatte, so glaubte er zuletzt der Behutsamkeit gar nicht mehr zu bedürfen. Er versammelte am 9. Nov. 1685 ein Parlament, eröffnete es mit einer trotzigen Rede, und

machte bekannt, daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, und sie künftig auch unbedenklich zu allen andern Stellen, Trotz dem Gesetze, zulassen werde. Das Oberhaus wagt einen Einspruch gegen diese Neuerung, der zornige König prorogirt darauf das Parlament, und da es die Vorstellung nicht zurücknimmt, hebt er es gänzlich auf, und erklärt, daß er künftig ohne Parlament regieren werde.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes publicirt, und von den Flüchtlingen, die in dieser Noth ihr Vaterland verließen, strömten allein gegen 50,000 nach England hinüber. Jakob nahm sie auf, und wies ihnen Wohnplätze an, aber jedermann hielt dafür, daß er sich diesmal nur verstelle, da er zumahl fast um eben diese Zeit gegen 4 bis 5000 reformirte Soldaten aus seinem Heere entließ, die dadurch zu Bettlern wurden, und zum Theil in den Straßen von London Hungers starben. Man kann denken, wie die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzosen das Mißtrauen der Engländer gegen ihren König erhöht haben werden, der noch viel bigotter, und noch viel hartherziger als der König der Franzosen war.

Kaum hatte er also ein halbes Jahr den Thron besessen, als er ihn schon weit ärger ver-

wirkt hatte, denn sein Vater in zwanzig Jahren. Die Protestanten sahen alle Gewalt in den Händen ihrer bittersten Feinde, Jakob lag ganz in den Banden seiner erzkatholischen Gemahlin und des Paters Peter, eines eifrigen Jesuiten, und litt keinen Nichtkatholiken mehr in seiner Nähe. Fast seine ganze Regierung bestand in einer Reihe wüthender Angriffe auf alles, was seinen Unterthanen werth und heilig war. Er errichtete sogar wieder ein geistliches Tribunal nach Art der ehemals so verhaßten hohen Commission, und ließ durch dasselbe jeden Geistlichen absetzen, der gegen den Katholicismus predigte. Den Universitäten drang er allverhaßte Katholiken zu Lehrern und Vorsitzern auf. In Irland, wo der größte Theil der Einwohner katholisch war, wurden die Reformirten fast geradezu wie Ketzer verfolgt. Und in England, wo die Katholiken nicht den hundertsten Theil des Volks ausmachten, hatte Jakob schon die Frechheit, zu erklären, strenge Gewalt wolle er gegen die Protestanten gerade nicht brauchen.

Er rückte indessen mit seinem jesuitischen Uniformationsplane immer deutlicher hervor. Im Frühling 1688 schmiedete er eine neue Acte zur Begünstigung der katholischen Religion, und befahl allen Predigern, dieselbe von den Kanzeln abzukündigen. Bescheiden kommen 6 Bischöfe

gegen diese Zumuthung ein, aber sie werden sogleich vor das neue geistliche Tribunal gefordert, und von da in den Tower gebracht. Dieser Schritt erregte allgemeine Niedergeschlagenheit. Das Volk versammelte sich schaarenweise in den Straßen und am Ufer der Themse, und sah seine geehrten Lehrer traurig überschiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Prozesse, der einem Ausschusse von Pairs übertragen ward. Das Benehmen dieser Geistlichen war so exemplarisch, und ihre Antworten so befriedigend und so bescheiden zugleich, daß die Richter nicht umhin konnten, sie von der Schuld frey zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward, allein Jakob, der dadurch nur mehr erbittert ward, erließ desto strengere Drohungen gegen alle Geistliche, die sein Edict nicht vorlesen würden.

Eins hatte bisher die duldende Nation getröstet, und sie ruhig gehalten, die Aussicht auf dieses verhaßten Königs Tod, nach welchem seine reformirte Tochter, die Prinzessin von Oranien, ihm folgen mußte, da er troß seinen unablässigen Gebeten, keinen männlichen Erben hatte erlangen können. Aber die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sey (10. Jun.), vereitelte diese Hoffnung. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das ganze Land, und bald verbreitete

sich ein Gerücht, das jeder emsig annahm, der Knabe sey untergeschoben, damit die Regierung nicht in reformirte Hände kommen solle. Viele Lords entfernten sich heimlich, und gingen nach Holland über, von andern erhielt der Prinz schriftliche Aufforderungen, sich der gedrückten Nation anzunehmen; in ganz England war nur eine Stimme (denn vor dem gemeinsamen Interesse verstummte aller Parteienzwist) eher wollte man alles dulden, als diesen Kronprinzen.

Wilhelm III., den wir schon als einen grossen Feldherrn kennen, begegnete treflich dem so gestimmten Volke. Unter dem Scheine, als gälte es Frankreich, seinen beständigen Gegner, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht, doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, eilte er, Jakoben von der nahen Gefahr zu unterrichten, und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Denn eine Verbindung Englands und Hollands mußte dem französischen Könige, der eine Seemacht haben wollte, höchst zuwider seyn. Aber Jakob der so etwas von seinem Schwiegersohne Wilhelm gar nicht glauben konnte, sah in den Warnungen der Franzosen nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge zu noch

so freundschaftlichen Bündnissen ab. Ja er erfuhr nur desto eifriger fort, seine Maaßregeln durchzusetzen. So versammelte er unter andern im Aug. 1688 seine ganze, auf 30,000 Mann erhöhte Armee zu einer Musterung vor den Thoren von London, wobey er zugleich die Absicht hatte, die Acte, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öfnen sollte, vom Militär sanctioniren zu lassen. Zu dem Ende mußte zuerst ein Bataillon hervortreten, worauf ein Officier die Acte vorlas, und dabey befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen solle. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg eine Weile; dann befahl er ihnen, die Waffen wieder aufzunehmen, und ging zuletzt mit der trotzigen Aeußerung weg, er werde ihnen künftig die Ehre nicht mehr anthun, sie zu fragen.

Der 23. Sept. (1688) war endlich der Schreckenstag, an welchem er durch einen Brief seines Gesandten aus dem Haag die sichere Nachricht von dem Landungsproject seines Eidams erhielt. Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand. Nun sah er erst, was er gemacht hatte. In der Angst nahm er alle die Verordnungen schnell zurück, die ihm den Haß des Volks so sehr erregt hatten, allein dadurch machte er sich aus einem gefürchteten Tyrannen nur zu einem

verächt-

verächtlichen. Da er sich nie einem braven Minister anvertraut hatte, so ließen diejenigen, die um ihn waren, ihn nun entweder gleich im Stich, oder führten ihn durch verkehrte Rathschläge irre. Indessen fuhr Wilhelms wohlgerüstete Flotte am 21. Nov. in bester Ordnung von Helvoetsluis ab, durchstrich ohne Anfechtung den Kanal, und landete an der Westküste von England. Beide Ufer, das englische und das holländische, waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt. Auf dem einen entließ man den allverehrten Helden mit Glückwünschen, auf dem andern hieß man ihn mit freudigem Zuruf willkommen. Er marschirte sogleich auf Exeter los, und alles empfing ihn als den Retter des Vaterlandes. In diesen Gegenden, dem Schauplatz der königlichen Gräuel, die Monmouths Aufruhr verursacht hatte, sprach man nicht anders als mit Abscheu von dem dumpfsinnigen Tyrannen. Ein Manifest ging dem Heer voraus, in welchem alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren, und worin sich Wilhelm III. nur als einen Anwald derselben ankündigte, der gekommen sey, ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wallis zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem seine gesetzwidrigsten Edicte selbst zurückgenommen habe,

so sey doch dieser plötzlichen Bekehrung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art, und für immer, festgestellt werden. Die übrigen Mächte ihre Feindschaft gegen Frankreich richtend, sahen in Wilhelm den Erretter des festen Landes, und begünstigten sein Unternehmen.

Der König hatte sich indessen mit dem Heere nach Salisbury begeben. Alle Officiere sahen hier scharf auf ihn, und erwarteten seine Maaßregeln. Da sie aber wider Vermuthen den sonst so starrsinnigen Herrscher hier auf einmal so verwirrt, unentschlossen und furchtsam sahen, verließ ihn einer nach dem andern, ja einige führten ganze Regimenter mit sich zu den Holländern hinüber. Dies machte ihn so kleinmüthig, daß er das ganze übrige Heer entließ, nach London zurück eilte, und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Allein dieser ließ sich auf nichts ein, sondern marschirte fortgesetzt auf London los. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und eine Menge der vornehmsten Lords vergrößerten seinen Zug. Alle Gouvernörs erklärten sich für den Prinzen. Jakob, von allen Guten verlassen, von übertriebenen Gerüchten geängstigt, von keinem als furchtsamen Katholiken umringt, die ihren Untergang vor Augen sahen, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von

diesen bereden, mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen, sandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 12. Dec., ohne die mindeste schriftliche Anweisung zurückzulassen.

Diese Flucht erleichterte dem Prinzen Wilhelm von Oranien sein Geschäft. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ seine Schadenfreude an den katholischen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward gar nicht mehr geachtet, und eine militärische Schreckengewalt existirt nicht mehr. Den ärgsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Peers zusammen, und hielten durch Hülfe der Londoner Stadtmiliz das Volk im Zaume. Endlich kam der Prinz mit seinen Holländern in der Hauptstadt an, von Hohen und Niedern freudig bewillkommt. Aber sehr zur ungelegenen Zeit erschien auch der entflohene Jakob wieder, den die Bürger in Feversham erkannt, angehalten, und nach London geschleppt hatten. Er war fast besinnungslos, dachte gar nicht mehr an die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung, und sah nichts als das Schicksal seines Vaters vor Augen. Wilhelm III. benutzte diese Betäubung, indem er sie durch scheinbare Schreckmittel zu vermehren suchte. Er gab ihm eine starke holländische Wache, und befahl ihm in der Nacht, die Hauptstadt zu verlassen. Die Sol-

daten brachten ihn nach Rochester, und ließen ihn gern entwischen. So floh er dann zum zweiten Male, und erreichte diesmal glücklich die französische Küste (23. Dec. 1688). Ludwig XIV. nahm in zu St. Germain mit französischer Artigkeit auf, und gab ihm eine ansehnliche Pension bis an sein Ende, (1704) allein der Geist schien so sehr von diesem Flüchtlinge gewichen zu seyn, daß er den französischen Hofleuten nur zum Gespötte diente.

Wilhelms Benehmen in dieser seltenen Lage war dagegen so besonnen, als es von einem so treflichen Kopfe zu erwarten stand. Da ihm die allgemeine Neigung des Volks so freiwillig entgegenkam, so wollte er nicht als Eroberer erscheinen, sondern schien alles von der eignen Willkühr der Nation erwarten zu wollen. Nur daß er ein neues Parlament berief, bey dem mit größter Unparteilichkeit verfahren ward. Er selber besuchte die Sitzungen nicht, schmeichelte niemandem, machte sich keine Partey, sondern verhielt sich wie ein leidenschaftsloser Zuschauer. Seine Soldaten hielt er in der strengsten Zucht, und das Parlament bewilligte ihm dagegen zur Unterhaltung derselben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfunden. Gleich in den ersten Sitzungen erklärte das neue Unterhaus den Thron für erledigt, und einige Wochen später, nach heftigen Debatten, erkannte es ihm und

seiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Administration der Geschäfte zu (22. Jan. 1689). Nach seinem und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Absterben sollte die Prinzessin von Dännemark, Anna, seine Schwägerin, folgen. Mit der Krone zugleich übergab man ihm gleichsam als die Bedingung derselben, die sogenannte bill of rights *), in welcher auf das genaueste die Verhältnisse der königlichen und Volksgewalt bestätigt wurden.

II.

Wilhelm III.

(1689 — 1702.)

So waren also England und Holland unter einem Haupte vereinigt, mithin Ludwig XIV.

*) Kraft dieser Parlamentsacte darf der König z. B. niemanden von den Gesetzen entbinden, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen, keine Auflagen ohne Genehmigung des Parlaments ausschreiben, kein Heer in Friedenszeiten unterhalten ohne Bewilligung der Volksrepräsentanten: niemanden wegen allzu freier Reden im Parlament anderswo als bey dem Parlamente selbst belangen, und dem Volke ist es erlaubt, im Nothfall auch die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

der um diese Zeit seinen dritten Raubkrieg anfing, doppelt gefährlich. Um dem neuen Könige desto mehr zu schaffen zu machen, sandte dieser eine Flotte nach dem katholischen Irland über, in welchem Jakob noch viele Freunde hatte, und suchte dort eine Gegenrevolution zu erregen. Allein Wilhelm III. schlug mit seinem geübten Heere die Franzosen treflich, am Boynefluſſe, (1. Jul. 1690) und als sie im folgenden Jahre wiederkamen, wurden sie noch einmal bey Aghrim (13. Jul. 1691) zur See geschlagen, worauf sich die ganze Insel unterwarf, und Jakob II. sich niemals wieder sehen ließ. Schottland hatte sich gleich anfangs freiwillig dem neuen Herrscher unterworfen, und bey dieser Gelegenheit das Episcopat und alles Patronatrecht abgeschafft.

Wir wissen schon aus der französischen Geschichte, daß Wilhelm fast dies ganze Jahrzehend hindurch mit den Franzosen zu fechten hatte. Er brachte daher gewöhnlich die Sommermonate bey der Armee in Holland, und nur die Winterszeit in London zu. Die englische Flotte gewann in diesen Feldzügen manchen rühmlichen Sieg. Im Innern des Landes wuchs bey völliger Freiheit und Sicherheit der gesunkene Wohlstand wieder, der Handel ward allgemeiner, die berühmte Londoner Bank ward angelegt (1694); die ostindische Kompagnie erweitert, und jetzt zuerst fingen die Engländer an, von einem Einflusse auf den

Continent zu sprechen, wovon man bisher noch nichts gewußt hatte.

Als darauf mit dem Ende des Jahrhunderts der gewaltige spanische Successionskrieg ausbrach, ward auch England darein verwickelt, wie an seinem Orte mit mehrerem erzählt werden soll.

12.

Englands Cultur im siebzehnten Jahrhundert.

Die bisherigen Erzählungen könnten schon ziemlich hinreichen, uns ein ungefähres Bild von der geistigen Aufklärung des englischen Volks in dem gegenwärtigen Zeitraume zu geben. Ueberall finden wir noch die widerlichsten Spuren der Rohheit und der Unwissenheit, und das eine große Thema, welches noch alle Köpfe beschäftigt, ist die Wahrheit der angenommenen Religion. In solchen Zeiten des religiösen Enthusiasmus ist es gewöhnlich, daß einzelne lebhafte Köpfe, denen die gemeine Meinung nicht genügt, sich ihr Glaubenssystem noch besonders ausschmücken, und in Verbindung mit andern Gleichgesinnten, kleinere Secten bilden. Dergleichen Secten ent-

ſtanden auch damals in England, und die merkwürdigſten derſelben ſind die Quäker, die Roſenkreuzer und die Freimaurer.

Die erſten verdankten ihren Urſprung einem aus der Lehre entlaufenen Schuſterburſchen, Namens George Fox, (geb. 1624) den eine frühere Beſchäftigung mit religiöſen Geheimniſſen zu einem ſolchen Enthuſiasmus erhitzte, daß er ſich zu einem Reformator berufen fühlte. Um alle irdiſche Gedanken aus ſeinem Kopfe zu verbannen, verließ er alle ſeine Bekannten, ging in die Fremde, hielt ſich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntſchaften zu machen, brachte ganze Tage mit ſeiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt ſich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, ſo glaubte er die nämlichen Offenbahrungen zu erhalten, die Gott ehedem ſeinen heiligen Werkzeugen mitgetheilt habe, und nun ging er als Apoſtel zu den Menſchen zurück. Er lehrte gänzlich Verſenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menſchen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienſtes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, ja ſeine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben ſie von den Spöttern erhalten, die das begeiſterungsvolle Verdrehen der Augen und Erzittern aller Glieder ins Lä-

cherliche zogen. Die guten Leute stießen so sehr gegen alle bestehende Ordnung an, daß sie oft heftig verfolgt wurden. Sie schimpften auf die Prediger und den öffentlichen Gottesdienst, nannten alle Leute Du, bedienten sich keiner andern Anrede als „mein Freund," erklärten das Kriegführen für Sünde, wollten keinen besondern Feiertag haben, ja die gewöhnlichsten Sakramente abgeschafft wissen, u. dgl. In der Kleidung beobachten sie dieselbe Einfachheit. Kein unnützer Knopf darf an derselben zu finden seyn. In ihren Versammlungen kann jeder auftreten, dem der Geist etwas eingiebt, selbst die Weiber. In ihrer Moral suchen sie im eigentlichsten Sinne der Forderung Jesu r. zuzukommen: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm die linke auch hin. Im Handel schlagen sie nicht einen Pfennig vor, und dies dürfte leicht die löblichste ihrer Sitten seyn.

Der Name Rosenkreuzer kommt zuerst um das Jahr 1610 vor. Vermuthlich entstanden sie aus den Enthusiasten, die die Wiederkehr Christi als Weltrichters damals nahe glaubten, und sich seines Reiches durch besondere Heiligkeit würdig machen wollten. Sie sprachen in lauter Redensarten aus dem alten Testament, besonders hörte man sie viel von Wiedererbauung des Tempels Salomonis reden. Nachdem sie gar zu viel Gelächter erregt hatten, sonderten sich die

Ernsthafteren von ihnen ab, und vereinigten sich in eine neue Gesellschaft, in welcher sie das Gute der Rosenkreuzer beibehalten, und dem Ganzen einige wohlthätige Zwecke unterlegen wollten. So entstanden die Freimaurer, deren erste Loge 1650 zu London eröfnet ward. Der Name soll spätern Ursprungs seyn, und von einem gewissen Wilhelm Mason herrühren, welches Wort im Englischen einen Maurer bedeutet. Doch liegt die Geschichte dieser Gesellschaft noch sehr im Dunkeln. Daß der Orden noch jetzt existirt, verdankt er theils dem mächtigen Hange aller Menschen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigstens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit ausputzt, theils den geselligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit seinen Geheimnissen in eine reizende Verbindung zu bringen gewußt hat.

Alle Schwärmer jener Zeit kamen darin überein, daß sie die Gelehrsamkeit verachteten, und die Künste für gottlos erklärten. Während der Republik waren alle Schauspiele abgeschafft, und Karls I. schöne Gemäldesammlung ward um ein Spottgeld verkauft. Man könnte also diese Periode mit Recht die barbarische nennen. London war damals noch eine höchst unreine, ekelhafte Stadt, voll enger Gassen, und finsterer, hölzerner Häuser. Ein ungeheurer Brand, der am 3. Sept. 1666 in eines Bäckers Hause aus-

brach, und erst nach 3 Tagen inne hielt, nachdem er gegen 400 Straßen und 13,000 Häuser in Asche gelegt hatte, gab Veranlassung zu einer beträchtlichen Verschönerung der Stadt. Gegen das Ende des Jahrhunderts erhielt sie erst eine nächtliche Straßenerleuchtung.

Policey und Gesetzgebung waren noch sehr mangelhaft. Wie gut wars daher, daß die Religion noch stark genug war, beide zu ersetzen. Eine stehende Armee in Friedenszeiten hielt man damals noch so gefährlich für die Freiheit der Nation, daß selbst der so hochgeachtete Wilhelm III. ihr entsagen mußte. Die englische Flotte bestand unter diesem Könige aus 173 Schiffen, die mit 42,000 Seeleuten bemannt waren. Damals handelte man auch schon fleißig mit Pensylvanien und Karolina, wohin sich zur Zeit der englischen Unruhen viele Unzufriedene als Kolonisten begeben hatten.

Trotz der Barbarey dieses Jahrhunderts war doch England dazu ausersehen, einige der treflichsten Genies in demselben hervorzubringen. Des Schotten Napier, des bewundernswürdigen Erfinders der Logarithmen, habe ich schon oben gedacht. Aber dieser war nur der Vorläufer eines weit größern Mannes, des unsterblichen Newton,*) dem die Mathematik und die Na-

*) Isaac Newton, geb. 1642, † zu London 1727.

turlehre Entdeckungen verdanken, die in ihrer Art eben so unschätzbar sind, als die geographischen Entdeckungen eines Columbus. Wahrlich wunderbar hat doch der Weltregierer die Organe vertheilt, durch die er die Menschheit allmälig über sich selbst und die Welt aufzuklären beschlossen hat. Hier, von einem kleinen Orte (Wolstrop) in Lincolnshire, in einem Zeitalter der krassesten Barbarey, ging ein Mann aus, der eine ganze Welt erleuchten sollte. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke der großen Mathematiker Kepler und Descartes so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und schon in seinem 24sten Jahre hatte ihn das unausgesetzte Nachdenken darüber auf die vorzüglichsten jener Entdeckungen geführt, die er in der Folge bekannt machte. Er erklärte zuerst das wahre Wesen der Farben und des Lichts, fand das Gesetz der Umwälzung der Weltkörper aus den zwey Kräften der Schwere und der Anziehung, und ersann den Calcul des Unendlichen. Seine Werke machten ein Aufsehen in ganz Europa, auch sein Vaterland selbst verkannte seine Größe nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und 3 Jahre nachher zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wissenschaften zu thun, warf er sich — wiewohl mit minderm Glücke — in die Chrono-

logie, und zuletzt versuchte er gar eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präsidenten der londoner Akademie, und erhob ihn 1705 in den Ritterstand. Die größten auswärtigen Gelehrten suchten seine Belehrung. Er hatte dabey die Bescheidenheit einer Jungfrau und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geschlechte berührte ihn gar nicht. Er erreichte ein Lebensziel von 85 Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten 5 Jahre ausgenommen. Aber sein so früh angespannter Geist dauerte nicht so lange in seiner Stärke aus. Der große Mann verstand in seinem Alter die Werke selbst nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte. Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenossenschaft das früh erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war wie eines Königs. Der Kanzler und drey Pairs von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge, und in der Westminsterabtey, wo die Könige und die Größten des Landes ruhen, lieset man auch Newtons Grabschrift.

Früher als er, schon unter Karl I. machte der englische Arzt Harvey die Entdeckung der Art und Weise des Blutumlaufs in den thierischen Körpern.

Auch einen großen Dichter brachte dies Zeitalter des Enthusiasmus hervor, und zwar, wie

zu erwarten stand, einen religiösen. Johann Milton ist es, (geb. zu London 1608, † 1674) dessen verlornes Paradies unter den englischen Epopöen ungefähr denselben Rang behauptet, als unsers Klopstocks Messias unter den deutschen. Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der nach einer sehr nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreisete, und nach seiner Rückkehr die Studien sogleich wieder hervorsuchte, in denen er es schon vorher so weit gebracht hatte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das alte Testament in der Ursprache, und die beiden letztern Werke wußte er fast auswendig. Dabey war er in der Musik und in der Reit- und Fechtkunst wohl bewandert. Während der Revolution trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte in mehreren Schriften den Königsmord. Unter Cromwels Regierung ward er Staatssekretär, und es gereicht Karln II. sehr zum Ruhme, daß er ihn nach seiner Thronbesteigung ungestraft durchschlüpfen ließ. Noch während seines Amts hatte er das Gesicht verloren, und nun mußten ihm seine Töchter zu Vorlesern und Schreibern dienen. Jetzt erst ging er an sein oben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten seiner jüngern Jahre weit hinter sich zurück ließ. Dennoch konnte ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewegt werden,

30 Pistolen dafür zu geben, auch fand es bey den Zeitgenossen nur wenig Eingang. Der Dichter schrieb darauf ein Gegenstück zu demselben: das wiedergewonnene Paradies, das ihm noch besser gelungen dünkte, jetzt aber völlig vergessen ist. Den Werth des verlornen lernte, wie gewöhnlich, erst die Nachwelt schätzen, und seitdem hat es manchen londoner Buchhändler zu einem reichen Manne gemacht.

Auch einen treflichen komischen Dichter brachte die Regierung Karls II. hervor, den berühmten Verfasser des Hudibras, Butler. Auch Dryden ist ein geachteter Name. Das Zeitalter war aber für solche Erscheinungen wenig empfänglich, und Karl II. wandte das Geld lieber an Maitressen, als an große Genies. Milton und Butler blieben ohne alle Unterstüzzung, und der Dichter Otway starb im eigentlichsten Verstande vor Hunger. (1685.)

IV.

Die übrigen Völker.

1.

Portugiesen.

Wir haben dies schnell verblühte Volk Th. VI. S. 148 unter spanischer Herrschaft verlassen, die den Geist desselben so gelähmt hatte, daß es fast um alle seine auswärtigen, ehemals so einträglichen Besitzungen gekommen war. Da Spanien zur Erhaltung seiner Herrschaft nichts nothwendigers zu thun hatte, als dies unruhige Volk so kraftlos als möglich zu machen, so war der Herzog von Olivarez, Philipps IV. despotischer Minister, besonders darauf bedacht, die reichen königlichen Domainen allmälig alle zu veräußern, damit die Portugiesen, selbst wenn sie sich losrissen, und einen andern König wählten, keinen Fonds mehr hätten, aus dem derselbe die Regie-

gierungsbedürfnisse bestreiten könnte. Allein diese List half ihm wenig. Der nächste Thronprätendent, Herzog von Braganza, besaß der Güter so viele, daß sie, im Fall er zum Thron gelangte, ihm statt der treflichsten Domainen seyn konnten. Zwar stellte der Minister auch ihm nach, allein dies beschleunigte nur den Ausbruch der Revolution. Ein Aufruhr in Katalonien machte, daß man die spanischen Truppen im Hauptlande selber nöthig brauchte, dadurch ward Portugall ganz entblößt, und in Lissabon besonders war nicht ein einziger Soldat. So ward die Empörung leicht verabredet. An einem Tage (1. Dec. 1640) war in der Hauptstadt alles vollendet, der Herzog von Braganza unter dem Namen Johann IV. zum Könige ausgerufen, alle Hauptgebäude mit Portugiesen besetzt, alle spanische Wappen und andere Zeichen abgerissen, und alle spanische Schiffe im Hafen in Beschlag genommen. Nur 3 Personen kamen ums Leben. Dem Beispiel der Hauptstadt folgte mit raschem Vaterlandsgefühl in wenig Tagen das ganze Königreich. Olivarez kündigte seinem schlafen Herrn die Sache als eine fröhliche Bothschaft an. „Sire, sagte er, der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich zum König von Portugall erklären zu lassen; dadurch sind alle seine Güter Ew. Maj. heimgefallen.“ — „Gut, so

laßt sie einziehen" erwiederte der König. Aber sie blieben uneingezogen.

Ein Krieg erhob sich freilich, allein da Spanien damals soviel mit Frankreich zu thun hatte, so konnte es gegen Portugall nur eine schwache Macht erübrigen, und Johann IV. wußte sich insgeheim durch tüchtige Bestechungen die spanischen Minister so zu Freunden zu machen, daß er wenig Soldaten brauchte. Er starb nach einer 16jährigen Regierung, 6. Nov. 1656) und hinterließ zwey Söhne, Dom Alfonso und Dom Pedro, von denen der erstere, ein Schwächling an Körper und Geist, nach ihm den Thron bestieg.

Daraus erwuchs eine neue Revolution, und zwar von lustiger Art. Man gab dem elenden Schattenkönige eine französische Prinzessin aus dem Hause Nemours, Maria Franziska Elisabeth, zur Gemahlin, (1666) aber diese hatte nicht sobald ihren Gemahl und den neuen Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem mißvergnügten Dom Pedro verband, wider Willen des Königs die Stände zusammenberief, die Minister vertrieb, und ihrem Gemahl wegen seiner gänzlichen Untauglichkeit feierlich die Ehe aufkündigte. (21. Nov. 1667) Die Stimmung des Volks begünstigte das rasche Unternehmen; nach mehreren Aufläufen mußte man den Bürgern versprechen, die Regierung dem Pedro zu geben. Diesen

heyrathete nun die junge, muthige Königin, (30. März 1668) indeß Alfons, der abgesetzte König, als Staatsgefangener nach einer der azorischen Inseln gebracht ward. Von da führte man ihn jedoch einige Jahre nachher, als nichts mehr von ihm zu besorgen war, wieder nach Portugall zurück, und quartirte ihn in ein kleines Landhaus in der Nähe von Lissabon ein, wo er, wohlbewacht, bis 1683 lebte.

Bis dahin hatten die versammelten Stände dem Don Pedro nur den Namen eines Regenten bewilligt. Als solcher schloß er 1661 einen Frieden mit Holland, in welchem Portugall Brasilien wieder erhielt, aber dafür 4 Millionen Crusaden zahlte. Der Krieg mit Spanien wurde (insgeheim mit französischer Hülfe) bis 1668 fortgesetzt, bis endlich in dem am 13. Febr. geschlossenen Frieden Portugal auch von Spanien als ein souveraines Reich anerkannt ward.

Nach Alfonsens Tode regierte der Infant noch 23 Jahre als König unter dem Namen Peter II., († 1706) doch ist in dieser Zeit in seinem kleinen Reiche nichts merkwürdiges mehr vorgefallen.

2.

Spanier.

In Spanien regierte von 1621 bis 1665

Philipp IV. oder vielmehr sein Minister, der Herzog von Olivarez. Der letztere war ein kluger und unternehmender Mann, der nicht Willens zu seyn schien, seinem französischen Nebenbuhler Richelieu an Ruhme nachzustehen. Aber leider stand ihm von den Hülfsmitteln dieses Mannes fast kein einziges zu Gebote. Er fand sein Vaterland durch unglückliche Kriege und schlechte Regierungen im Innern verarmt und ausgesogen, und die Krone so tief verschuldet, daß kaum noch die Zinsen erschwungen werden konnten. Und doch hatte dieser Mann das unselige Gelüst, mit Richelieu auch in auswärtigen Unternehmungen wetteifern zu wollen. Darum mischte er sich in den 30jährigen Krieg, und fing mit Frankreich die lange Reihe von Kriegshändeln an, die wir schon oben berührt haben, und in denen doch Spanien fast immer den Kürzern zog, weil nach gerade seine letzten Hülfsquellen vertrockneten. Um die kleinste Unternehmung zu bewerkstelligen, mußten erst neue Anleihen gemacht, oder große Domainen verkauft werden, und doch brachte man nie soviel zusammen, daß einmal ein entscheidender Streich im Felde ausgeführt werden konnte. Ein Versuch des Ministers, die Provinzen Aragonien, Catalonien und Navarra, die bisher fast steuerfrey gewesen waren, gleichfalls zur Theilnahme an der allgemeinen Bürde zu bewegen, lief so unglücklich ab,

daß Spanien dadurch an den Rand des Untergangs gebracht ward. Weder die geforderte Anzahl Rekruten noch den aufgelegten Tribut wollten sie stellen, ja als die Katalonier hörten, daß Olivarez ihre Deputirten zu Madrid in Verhaft genommen habe, (1640) gerieth die Bürgerschaft von Barcellona, und bald darauf die ganze Provinz in Aufruhr; ja es war zu fürchten, daß die Gährung das ganze Land anstecken möchte. Zu allem Unglück riß sich gerade in demselben Jahre, da man mit den Franzosen und Cataloniern genug zu thun hatte, auch Portugall los, wie oben erzählt ist, und 1647 verursachten die übertriebenen Auflagen selbst auf die gemeinsten Bedürfnisse auch in Neapel, das damals noch den Spaniern gehörte, einen blutigen Aufstand. Ein gemeiner Fischer, Thomas Aniello, (auch Masaniello genannt) dessen Frau gestraft worden war, dafür daß sie Mehl ohne Accise eingebracht hatte, führt einen Pöbelschwarm auf die Accisebuden los, ertrotzt vom Unterkönige die Aufhebung aller seit Karl V. gemachten Auflagen, und macht sich an der Spitze von fast 100,000 Menschen zum unumschränkten Herrn der Stadt. Aber im Schwindel seiner neuen Größe beleidigt er seine Freunde, wird erschossen, (16. Jul.) noch im Tode gemißhandelt, und einige Tage darauf — so ist der Pöbel! — wieder als ein Heiliger verehrt. Kaum hat sich die Unruhe ein

wenig gelegt, so begeht der Unterkönig die Dummheit, den Brodtpreis zu erhöhen, worauf der Aufruhr sogleich in viel mächtigern Flammen aus der Asche wieder hervorbricht. Diesmal zwingt das Volk einen edleren Mann, einen Fürsten von Massa, an die Spitze der Empörung zu treten. Dieser thut sein möglichstes, die Ruhe gütlich herzustellen, als eben eine spanische Flotte unter dem 18jährigen Don Juan d'Austria, einem natürlichen Sohne des Königs, im Hafen erscheint. Alles war schon auf gutem Wege, Gelindigkeit hätte die letzten Stürme vollends besänftigt, allein jetzt wollte der unvernünftige Vicekönig seine Rache an den Empörern kühlen. Unter dem Schein der Unterhandlungen werden die vornehmsten Häupter der Volkspartey auf die Flotte gelockt, hierauf stürzen die spanischen Soldaten mit brennenden Fackeln auf die Stadt los, und fordern Uebergabe ohne alle Bedingung. (5. Oct.) Diese Argliſt treibt die feurigen Italiäner zur Verzweiflungswuth. Ein Büchsenmacher, Gennaro Annese, übernimmt das Commando der Dissidenten, der Fürst von Massa wird als ein heimlicher Freund der Spanier hingerichtet, die Spanier werden glücklich zurückgeschlagen. Man will eine republikanische Regierungsform einrichten. Selbst der Adel willigt nothgedrungen in diesen Plan. Um eine mächtige Stütze gegen Spanien zu haben,

bietet man dem Herzog, Heinrich von Guise, der sich eben damals in Rom aufhielt, die Würde eines Generalissimus des neuen Freistaats an. Guise erscheint wirklich (19. Nov.) in Neapel, und wird mit Jubelgeschrey empfangen; vier Wochen später zeigt sich auch eine französische Flotte zu seinem Beistande, allein man glaubt, Mazarin habe diesem Prinzen nicht wohl gewollt; genug, die Flotte verschwand wieder, Guise konnte außerdem auch die Forderungen des nach Brodt schreienden Volks nicht befriedigen; die Häupter wurden, wie gewöhnlich, uneins; Mangel und Elend fliegen aufs äußerste. Guise wagte vergebens einen Ausfall auf alle spanische Posten. (Febr. 1648) Endlich erscheint ein neuer Vicekönig, Graf von Ognate; mit diesem unterhandeln die Häupter des Adels heimlich, lassen die Spanier bey einem Generalsturme (5. Apr.) willig in die Thore ein, da eben Guise abwesend ist, und so wird das Land fast ohne Schwerdtstreich dem Hause Spanien erhalten. Guise wird bey seiner Rückkehr listig ergriffen, und ein langes Gefängniß folgte auf die kurze Herrschaft.

Daß Spanien in seinen übrigen Kriegen so glücklich nicht war, wissen wir schon aus der französischen Geschichte. Das Geschrey der Unterthanen über den allzu herrschsüchtigen Minister nahm so zu, daß der König endlich gezwun

gen ward, darauf zu achten. Olivarez mußte abgehen, (1643) und seinem Neffen Don Ludwig de Haro, seine Stelle überlassen, der allerdings milder, aber auch weniger kraftvoll und entschlossen war. Er endigte den niederländischen Krieg im westphälischen Frieden mit großem Verluste, denn er erkannte die Unabhängigkeit der 7 vereinigten Provinzen und ihr Recht auf alle ihre auswärtigen Besitzungen an. Mit Frankreich mußte leider noch 11 Jahre gefochten werden, und doch war der pyrenäische Friede (1659) so unvortheilhaft. Den katalonischen Aufstand konnte man auch erst 1652, und zwar größtentheils durch Nachgeben dämpfen. Noch schlug man sich mit dem französischen Feldherrn Schomberg in Portugall herum, als Philipp IV. starb. (17. Sept. 1665.)

Jetzt beginnt eine der traurigsten Perioden der spanischen Geschichte. Nichts als Bilder des Elends; überall der tiefste, schrecklichste Verfall! Karl II. der junge Thronfolger, war ein vierjähriger Knabe, so schwächlich, daß der benachbarte französische König schon auf seinen Tod lauerte. Die Mutter sollte Regentin seyn, entzweite sich aber unverständig mit den Edelsten des Landes, und machte ihren Liebling, einen deutschen Jesuiten, Pater Neidhart, zum Großinquisitor und zu ihrem Gewissens- und Kabinetsrath. Bis zum Frieden mit Portugall (auch

kein geringer Verlust!) ging noch alles gut, aber nun brach die Unzufriedenheit der Großen öffentlich aus. Don Juan d'Austria rückt mit Truppen vor Madrid, und zwingt die Königin, ihren allverhaßten Beichtvater fortzuschicken (1669). Aber was half das? Neidharts Stelle nahm bald ein anderer Günstling ein, der eben so wenig helfen konnte, und als endlich der großjährige, aber doch bis an sein Ende höchst schwache König Karl II. selbst die Regierung übernahm, wurde es nicht besser. Das Elend des Landes war damals so groß, daß es in vielen Gegenden gar kein gemünztes Gold oder Silber mehr gab. Eine Zeitlang behalf man sich mit Kupfergeld, und als auch dies ausging, mußte man Sachen gegen Sachen austauschen. Die Hofbedienten erhielten jahrelang keine Besoldung, ja es fehlte oft an Speisen für ihren Tisch. Man sah königliche Lakaien ihre Livereien ausziehen und verkaufen, um nur nicht Hungers zu sterben. Nachdem der König seine besten Domainen veräußert hatte, fand er so wenig Kredit, daß er kaum noch zu funfzehn Procent Geld geliehen bekommen konnte. Wahrlich unter solchen Umständen war es doppelt leicht für Ludwig XIV., dies hülflose Reich dreimal hinter einander so heftig anzugreifen, und nun wird man es sehr begreiflich finden, warum das arme Spanien im Nimwegischen Frieden so schlecht wegkam (1679).

Und doch mußte es bald nachher noch einen achtjährigen Krieg (1689 — 1697) aushalten! Nur die Religion, deren Kraft sich in solchen Drangsalen wunderbar verstärkt, konnte das gepreßte Volk in seinem Elende aufrecht erhalten. Die Künste, die den Glücklichen das Leben erheitern, verstummten in Spanien ganz: Dummheit und Ignoranz drückten die trägen Gemüther nieder, und selbst der Handwerksfleiß, zu wenig durch Beispiel ermuntert und durch Absatz belohnt, ermattete und verschwand.

3.

Holländer.

Dies Volk haben wir schon oben in der französischen Geschichte als eins der betriebsamsten und bedeutendsten Völker des 17. Jahrhunderts kennen gelernt. Nicht genug, daß es sich nach einem 80jährigen Kampfe mit Spanien von der Herrschaft des letztern glücklich losgerissen hatte: das Haus Oranien, aus dem es seine Feldherren wählte, gebar in 4 auf einander folgenden Generationen lauter so erlesene Helden, daß dies allein schon hinreichend war, dies Jahrhundert zum glänzendsten für die holländische Ge-

schichte zu machen. Wilhelm von Oranien, († 1584) Moritz, († 1625) dessen Bruder Friedrich Heinrich, († 1647) Wilhelm II., des Vorigen Sohn, († 1650) und Wilhelm III. († 1702) welch eine Folge von Männern im vollen Sinne des Worts!

Wir haben diese oranische Partey im heftigen Kampfe mit einer demokratischen verlassen, die zuweilen durch einen kräftigen Großpensionär (Landsyndikus) von Holland sehr furchtbar wurde. So ein Mann war z. B. Oldenbarneveld (Th. VII.) der im Streite mit der oranischen Partey sein Leben verlor. Desgleichen der eben so große Staatsmann Johann von Witt (S. oben S. 395) der das nämliche Schicksal hatte. Das Bestreben solcher Männer war, wie das des Brutus und Cassius, dahin gerichtet, die demokratische Verfassung der einzelnen Provinzen zu erhalten, und die Macht der Oranier bloß auf das Oberkommando im Kriege einzuschränken, weil man nun einmal von dem Worte Freiheit so eingenommen war, daß man von der Herrschaft eines einigen Regenten nichts als Tyranney erwartete. Da aber eben das Streben der Oranier einzig auf die Oberherrschaft hinzielte, so sah man in diesem kleinen Staate einen ewigen Antagonismus zweier sich an einander erhitzenden Kräfte, der nur so lange dem Staate nicht schadete, als ein großes ge-

meinschaftliches Interesse, der auswärtige Handel, die Kriege und die Kolonien vorhanden war, das im Nothfalle beide Parteien im Innern schnell wieder vereinigte. Vom Jahre 1621 an, nahm Holland, als Spaniens Feind, am 30jährigen Kriege lebhaften Antheil. In demselben Jahre errichtete man auch eine westindische Compagnie, die sich jedoch nur 13 Jahre hielt. 1628 eroberte Peter Hein die große spanische Silberflotte. 1636 vertrieb der tapfere Graf Joh. Moritz von Nassau-Siegen die Portugiesen aus Brasilien, 1641 nahm ihnen die holländische ostindische Gesellschaft (die sich unlängst durch die Anlage von Batavia merklich verstärkt hatte) Malacca, und 1644 auch Ceylon weg. Seit 1630 zahlte Frankreich zum Kriege mit Spanien Subsidien an die Republik, und 1635 schloß es ein Schutz- und Trutzbündniß mit derselben. 1648 erlangten endlich die Holländer im westphälischen Frieden nicht nur die ehrenvolle Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Spanien, sondern auch beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, die nun, unter dem Namen von Generalitätslanden, wahre Domainen der Union wurden, ja man bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu schließen. Nur im Kriege gegen Cromwel waren die Holländer un-

glücklich. Wie gloreich sie aber die schweren Kämpfe mit Ludwig XIV. bestanden, und welche herrliche Siege ihre Seehelden Tromp und Ruyter und der ernste Wilhelm III. erfochten, ja wie der letztere endlich noch — wiewohl nicht zum Vortheil der Republik — die Krone von England davon getragen, ist im Vorigen bereits erzählt worden.

Mit der wachsenden Macht und dem Wohlstande der Holländer stellten sich auch bey ihnen alle Künste des Luxus ein, selbst die Wissenschaften wurden nirgends mehr geschätzt, noch die Gelehrten besser belohnt, als in Holland. Die holländischen Philologen sind berühmt genug. Die meisten derselben waren Professoren in Leyden, Delft, und andern großen Städten. Die fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweise vor allen übrigen damaligen Staaten gewährte, lockte die besten Köpfe dorthin. Descartes und Bayle fanden in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich versagte, und der Heroe der neuern Philosophie, der berühmte Baruch Spinoza, ward in Holland geboren. Dieser große Geist gehört zu den außerordentlichen Werkzeugen der Gottheit, die durch ihre originellen Ideen Ansichten über die Welt eröfnen, an denen sich Tausende nach ihnen laben und erfreuen können.

Das Nähere von seinem System gehört nicht hieher. Von seinem Leben nur dieses: Er war der Sohn eines portugiesischen Juden, und wurde 1632 zu Amsterdam geboren. Er lernte Latein von einem Arzte, und jüdische Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derselbe nicht lösen konnte. Das Gerücht von seiner Ketzerey zog ihm bald darauf soviel Verfolgung zu, daß er sogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern Juden einen Messerstich erhielt. Seitdem zog er sich von seinen Glaubensgenossen ganz zurück. Als darauf einige Zeugen von ihm aussagten, er habe geäußert, die Juden seyen das thörichtste Volk auf der Erde, da sie sich das Volk Gottes nennten, ohne doch die mindeste Idee von diesem Gotte zu haben, ward er förmlich excommunicirt. Er änderte nun seinen Vornamen in Benedict um, ernährte sich vom Schleifen optischer Gläser, und hielt sich äußerlich zu den Arminianern. Aber auch die gemeinen Christen trauten ihm nicht, denn sie hielten ihn für einen Gotteslängner. Dagegen suchten die gebildetsten Männer seine Gesellschaft wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit, seines vorsichtigen, anspruchlosen Betragens und seiner exemplarischen Rechtschaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geistlichen erha-

ben war, so ermunterte er doch jedermann, ihre Vorträge fleißig zu hören, ja er selber fand sich häufig dazu ein, um kein Sonderling zu scheinen, und niemandem anstößig zu seyn. Seine Rede war sanft, liebreich und immer anständig, sein Körper klein, sein Gesicht gelb und schwärzlich. Leider starb er schon im 45sten Lebensjahre, 1677.

Die Malerey fand in den Niederlanden so treffliche Beschützer, daß man in der Geschichte dieser Kunst von einer eigenen niederländischen Schule spricht, deren Werke sich theils durch fleischigere Gestalten, theils durch naive, niedrig komische, aus dem gemeinen Leben hergenommene Sujets auszeichnen, welche letztere man nicht ohne Lachen betrachten kann. Unter diesen sind der jüngere David Teniers, (geb. zu Anwerpen 1610, † zu Brüssel, 1694) Adrian van Ostade (eigentlich ein Deutscher, aus Lübeck, geb. 1610, aber in Holland erzogen, auch † zu Amsterdam 1685) und Adrian Brauwer (geb. 1608, † 1640) die berühmtesten Meister. Aber auch in Blumen- und Thierstücken, Landschaften, Schlachten u. dgl. haben die Holländer treffliche Künstler aufzuweisen. Für die letzten Sujets ist besonders der Name Hugtenburg berühmt, auch van der Meulen (geb. zu Brüssel 1637, † 1690) der recht eigentlich als Schlachtenmaler von Ludwig XIV. in Sold genommen wurde.

Philipp Wouwermann (geb. zu Harlem. 1620, † 1668) malte Lagerscenen, Jagden, Landschaften mit Thieren, u. dgl. die noch jetzt von Kennern theuer bezahlt werden. Von Joh. van Huysum (geb. zu Amst. 1682) hat man wunderschöne Frucht- und Blumenstücke, von Nicolaus Berghem (1624 — 1683) ländliche Scenen, von Jak. Ruisdaal (1640 — 1681) entzückende Landschaften, von Paul Potter (1625 — 1654) Landschaften mit Thieren, u. dgl. Diese und unzählige andere große Maler wurden nicht nur häufig gesucht, und fürstlich bezahlt, sondern manche derselben sind auch durch ihre Kunst und die oft damit verbundene angenehme Bildung ihres Geistes zu hohen Ehrenstellen befördert werden. Der jüngere Teniers erhielt oft Besuche von dem Stadthalter Don Juan d'Austria, und Wilhelm II. von Oranien war gern in seiner Gesellschaft. Adrian van der Werff, aus Rotterdam (1659 — 1727) von welchem noch eine Menge besonders historischer Gemälde vorhanden sind, war der Liebling des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, der ihn mit Schätzen und Ehrenstellen überhäufte. Er erhob ihn in den Adelstand, gab ihm jährlich 6000 Gulden und verlangte dafür nur, daß er drey Viertel des Jahres bloß für ihn arbeiten sollte. Jedes Gemälde ward ihm dabey noch besonders bezahlt.

Wunderbar ist es, wie die Natur zu einer Zeit, wo irgend eine Kunst ganz vorzüglich geschätzt wird, haufenweise die Genies hergiebt, um sie gleichsam aus der glücklich geöfneten Quelle trinken zu lassen. So war es im 16ten Jahrhundert in Italien, und im 17ten in Holland. Van-Ryn Rembrand (1606 — 1674) der Sohn eines Müllers, schien ein geborner Zeichner; der Vater gab ihn einem Maler in die Lehre, und bald darauf malte er schon ein Stück, das ihm mit 100 Gulden bezahlt ward. Er legte sich darauf auf die große Malerey, und ohne vieles Studium gelangen ihm herrliche Werke. Er wars, der das Bild seiner hübschen Magd ans Fenster stellte, und viele Vorübergehende täuschte, daß sie mit dem Bilde redeten. Hier war es fast die rohe Kraft des Genies allein, die so große Dinge hervorgebrachte. Schmuzzig und niedrig, wie seine Herkunft, blieben auch seine Sitten, und aus seiner Rede hätte man nicht leicht erkannt, welch ein Talent in ihm wohnte.

Den höchsten Ruhm unter den niederländischen Malern hat dagegen Peter Paul Rubens davon getragen. Dieser trefliche Künstler wurde 1577 zu Köln geboren, wohin seine Eltern sich aus Antwerpen wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen geflüchtet hatten. Der Vater, eine vornehme Gerichtsperson zu Antwer-

pen, erzog ihn früh zu den Wissenschaften, und brachte ihn dann als Pagen unter. Aber der Knabe verrieth einen so unbezähmbaren Trieb zum Zeichnen, daß er endlich zu einem Maler in die Lehre gebracht werden mußte, wo er sich bald so auszeichnete, daß er nach einigen Jahren von seinem Meister nichts mehr lernen konnte. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzoge von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienst genommen, und von demselben nach Madrid und Rom geschickt, um daselbst die berühmtesten Gemälde für ihn zu kopiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, besonders Portraits, malte. Eine Krankheit rief ihn nach siebenjähriger Abwesenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit seiner Kunst auch die ernstesten Studien der Geschichte, der Poesie und der Mythologie. Auch schrieb er in einem gar nicht schlechten Latein mehrere Abhandlungen über die Kunst. Seine Gemälde wurden nun immer mehr gesucht. Der Erzherzog Albert von Brüssel bezahlte ihn fürstlich. 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Gallerie im Pallast Luxemburg von ihm malen zu lassen. Da er ein eben so feiner Weltmann als denkender Künstler war, so bot man ihm sogar schwierige Staatsämter an, ja auf des Erzherzogs Vorschlag mußte er 1630 als spanischer Gesandter mit nach England gehen, um den Frieden

zwischen beiden Mächten vermitteln zu helfen. Er erhielt hier von Karl I. ansehnliche Geschenke, ward zum Ritter gemacht, reisete darauf nach Spanien, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und erhielt von Philipp IV. den goldenen Schlüssel, und den Posten eines Sekretärs des niederländischen Staatsraths. Die mit dieser Würde verbundenen Geschäfte hinderten ihn jedoch nicht, seiner Kunst treu zu bleiben; er brachte noch täglich mehrere Stunden vor der Staffeley zu, nur daß er sichs jetzt bequemer machte. Zu größern Stücken entwarf er bloß eine kleine colorirte Skizze, die seine Schüler alsdann im Großen nachzeichneten, worauf er dann blos die letzte Hand daran legte (sie retouchirte). Auch malte er zuletzt nur die Figuren; die Umgebung und die Thiere ließ er von seinen Schülern hinzufügen. So wie die Kenntnisse und das feine Benehmen dieses so vielseitig ausgebildeten Mannes ihm die Freundschaft der Edelsten seiner Zeitgenossen verschafften, so erhoben seine Einkünfte ihn mit den Vornehmsten zu gleichem Range. Er bewohnte einen der geschmackvollsten Paläste zu Antwerpen, besaß eine seltene Kunstsammlung, und hielt sich die schönsten Pferde, die man sehen konnte. Er starb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in allen Ländern zerstreut sind. In der ehemaligen Düsseldorfer Gallerie waren ihrer al-

lein 45, in Paris über 50, und in den Niederlanden ist fast keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatte von Rubens geschmückt wäre.

Unter seinen Schülern ist Anton van Dyk der berühmteste. Dieser glänzende Kopf war ebenfalls in Antwerpen geboren (1599) wo sein Vater ein Glasmaler war. Die Mutter, die gleichfalls malte, gab dem nachahmenden, lebhaften Knaben früh den Bleistift in die Hand, und theilte ihm mit, was sie wußte. Ein Lehrer, den man ihm in der Folge gab, hatte bald seine Kunst an ihm erschöpft, und der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von seinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunsch, als in dessen Haus aufgenommen zu werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun sah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meister hätte eifersüchtig machen können. Bald darauf sagte man im Publikum, die meisten neuern Stücke von Rubens seyen von van Dyk. Der bescheidene Schüler, dem dies Gerücht wehe that, verließ nun freilich seinen angebeteten Lehrer, und beschenkte ihn zum Abschiede mit dreien seiner treflichsten Arbeiten. Rubens vergalt die werthe Gabe mit einem der schönsten Pferde aus seinem Stalle.

Im zwanzigsten Jahre ging er auf den Rath seines Lehrers nach Italien. Schon früher hatte er ein besonderes Talent zum Portraitiren

verrathen; jetzt, da er die sprechenden Bildnisse eines Tizian und Paul Veronese kennen lernte, entschied sich sein Hang zu dieser Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manches historische Stück, besonders aus der heiligen Geschichte, aber die Portraitmalerey hat ihn doch eigentlich so berühmt gemacht. Er wußte Stellungen, Anzüge, Blicke zu treffen, die den Personen, die er malte, außer der sprechendsten Aehnlichkeit noch ein ganz eigenes Interesse gaben, und dazu bedurfte er so wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat fast alle Fürsten und mehrere berühmte Personen seiner Zeit gemalt, selbst Tilly und Wallenstein haben ihm gesessen. Nachdem er ganz Italien und Sicilien durchreiset war, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo nun jedermann von ihm gemalt seyn wollte. Mit Unruhe hörte ein Harlemmer Maler, Franz Hals, der gleichfalls mit Glück portraitirte, von dem großen Rufe dieses Nebenbuhlers, ohne noch etwas seiner Arbeit, viel weniger ihn selbst gesehen zu haben, als eines Tages ein fein gekleideter Herr in sein Zimmer trat, und gemalt zu seyn begehrte. Hals zeichnete ihn sogleich, der Fremde lobte das Gemälde, und bat um die Erlaubniß, ihn wiederum malen zu dürfen. Hals setzt sich, der Fremde entwirft eine flüchtige Skizze, und bringt ihm am andern Tage das

Gemälde vollendet. Ergriffen von der Vortrefflichkeit der Arbeit ruft der Maler aus! „Herr, ihr seyd entweder der Teufel oder van Dyk!“ Van Dyk ließ hierauf des Malers Arbeit durch dessen Kinder in seine Wohnung bringen, und theilte mehrere Guineen unter die Kleinen aus.

Er hielt sich hierauf abwechselnd in Holland und in England auf. In London beeiferte sich der Hof, ihn zu ehren und zu beschenken. Karl I. besuchte ihn oft, und sah ihm gern zu, auch gab er ihm eine schöne Wohnung, und einen bestimmten Preis für jedes seiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Bade. Van Dyk, von Ueberfluß umgeben, heyrathete die schöne Tochter eines schottischen Grafen, machte fast einen eigenen kleinen Hof für sich, lebte mit den vornehmsten Lords in freundschaftlichen Verhältnissen, hielt prächtige Equipagen, ja eine eigene Kammerkapelle, und erregte troß allem diesem wegen seiner ausgezeichneten Bildung und seines einnehmenden, bescheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er starb schon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein schönes Denkmal.

4.

Dänen und Norweger.

Die Könige von Dännemark im siebzehnten Jahrhundert sind Christian IV. († 1638) Friedrich III. († 1670) und Christian V. († 1699). Sie haben fast unaufhörliche Kriege mit Schweden geführt, zu denen die nachbarliche Eifersucht meist den Anlaß gab, und dadurch haben sie ihre schon so armen Länder nur noch mehr zurückgebracht, mit drückenden Schulden überladen, und fast niemals etwas gewonnen. Ja Dännemark würde wohl sicher eine schwedische Provinz geworden seyn, wenn nicht die benachbarten Seemächte wegen ihres Handels ein Interesse dabey gehabt hätten, diese Verschmelzung der drey nordischen Reiche aus allen Kräften zu verhindern,

Daß Christian VI. sich in den 30jährigen Krieg gemischt, und dafür von Wallenstein und Tilly fürchterlich gezüchtigt worden, ja daß er nur der Treulosigkeit des erstern Feldherrn den unerwartet gelinden Frieden verdankt, dies ist schon in der deutschen Geschichte erwähnt worden. Auch wie 14 Jahre nach dem Lübecker Frieden (1643) ein Krieg mit Schweden ausgebrochen sey, den Torstenson mit einem plötzlichen Einfalle in Holstein und Schleswig eröfnete,

wird den Lesern noch im Andenken seyn. Dännemark hatte die Macht nicht, es mit solchem Feldherrn und solchen Truppen aufzunehmen, zu denen noch eine beträchtliche Flotte *) hinzukam, wiewohl der König selbst durch die rühmlichste Tapferkeit seine Krieger anzufeuern suchte **). Der Friedensschluß fiel daher für die Dänen sehr nachtheilig aus (1645, 13. Aug. zu Brömsebro). Die norwegischen Provinzen Jempteland und Herjedalen, und die Inseln Gothland und Oesel, mußten auf immer, die Provinz Halland auf 30 Jahre, an Schweden abgetreten werden.

Auch die Landeshoheit über Hamburg verlor

*) Um dem Leser von dem Reichthum damaliger Privatpersonen in Holland einen Begriff zu geben, dient, daß in diesem Kriege ein einzelner holländischer Kaufmann, Ludwig van Geer, als Feind des Königs von Dännemark auftrat. Er trieb einen starken Handel nach Schweden, und aus Rachsucht, daß ihm von den Dänen einige Schiffe im Sunde genommen worden waren, rüstete er auf seine Kosten zwanzig Schiffe aus, um damit die schwedische Flotte zu verstärken; ja das Jahr darauf setzte er auf einer neuen Flotte eine beträchtliche Anzahl Truppen im Kieler Meerbusen ans Land.

**) In einem hitzigen Seegefechte bey der Insel Femern (1. Jul. 1644) kommandirte er selbst auf dem Admiralschiffe. Die Splitter eines neben ihm zerschossenen Brettes fuhren ihm ins Gesicht, und schlugen ihm ein

Christian IV. für immer. Schon längst hatte diese Stadt als Hanseſtadt sich als eine Republik betrachtet. 1618 wurde sie vom Reichskammergericht öffentlich für reichsfrey erklärt, und von allen Verpflichtungen gegen die holsteinischen Herzoge losgesprochen. Sich zu rächen, legte Christian in Glückstadt (wo alle Hamburger Schiffe vorbey müssen) einen hohen Zoll an (1630). Diesen aber zerstörten die Hamburger gewaltsam, worauf eine dänische Flotte auf der Elbe erschien, und mit der hamburgischen hart zusammengerieth. 1643 überfiel er die Stadt mit einer so starken Macht, daß sie kapituliren mußte. Sie versprach, ihren Zoll von dänischen Unterthanen nicht zu fordern, und dem Könige 280,000 Thaler zu zahlen, wenn er dagegen den Glückstädter Zoll aufheben wolle. Dies geschah, und nun hatten die Hamburger wieder auf 40 Jahre Ruhe.

Friedrichs III. Regierung ist durch die Ulfeldschen Händel, durch die Belagerung Kopenhagens von den Schweden, und durch die Einführung der erblichen Monarchie merkwürdig. Korfitz Ulfeld, (geb. 1604) Sohn des Reichskanzlers Jakob Ulfeld, zeigte schon als Knabe einen so durchdringenden und hochfahrenden Geist,

Auge und mehrere Zähne aus. Dennoch blieb er stehen, bis er die nöthigen Befehle gegeben hatte.

daß sein Vater ihn im 13ten Jahre nach Paris zu schicken wagte. Hier machte er seinem Hofmeister soviel zu schaffen, daß dieser ihn nach 5 Jahren ganz allein seinem Schicksal überließ. Er ging darauf aus eignem Antriebe an den kleinen Hof des Grafen Anton Günther zu Oldenburg. Dort war es ihm aber viel zu still, er machte sich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienste in der dänischen Armee. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, söhnte sich mit seinem Vater aus, und empfahl sich Christian dem Vierten so sehr durch seine Klugheit und sein glänzendes Betragen, daß dieser ihn von einer Ehrenstelle zur andern erhob, ihm 1636 eine seiner unehelichen Töchter zur Gemahlin gab, und 1641 sogar vom Kaiser Ferdinand III. das Diplom eines deutschen Reichsgrafen für ihn auswirkte. 1643 erhielt er endlich die höchste Stelle im Reiche, die Reichshofmeisterwürde. Dies schnelle und außerordentliche Wachsthum seines Glücks machte ihn so übermüthig, daß er nach Christians Tode sogar die Hand nach der Krone ausstreckte, und als der allgemeine Unwille des Adels endlich seiner Vermessenheit Schranken setzte, empfand er dies so übel, daß der junge König sich kaum vor ihm sicher halten durfte. Ihn zu entfernen sandte er ihn nach dem Haag, (1649) um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des

Sundzolls zu schließen. Boshaft genug schloß er ihn recht auffallend zum Nachtheil des Königs. Man forderte ihm Rechenschaft ab, Privatfeinde legten ihm noch andere Schlingen, und jedermann am Hofe betrug sich so kalt gegen ihn, daß er sich nicht länger in Dännemark für sicher hielt. Er entfloh in der Nacht (14. Jul. 1651) auf einem holländischen Schiffe, und ging mit seiner Gemahlin an den Hof der Königin Christine von Schweden, wo seine glänzenden Eigenschaften ihm überall dem Zutritt öfneten. Friedrich III., um seine Rückkehr unmöglich zu machen, zog sogleich seine Reichshofmeisterwürde und seine Lehngüter ein.

Als 1654 Karl X. den schwedischen Thron bestieg, reifte erst Ulfelds Racheplan. Dieser kriegerische Monarch wollte nicht umsonst Gustavs Adolfs Nachfolger seyn, und war nur ungewiß, ob er mit Rußland, Polen oder Dännemark zuerst anfangen sollte. Diesmal ward Ulfelds Rath noch überstimmt, es ging zuerst nach Polen. Aber, seltsam genug! Dännemark leitete aus eignem Willen das Ungewitter auf sich hin. Friedrichs Räthe, die den Verlust der norwegischen Provinzen noch nicht verschmerzen konnten, meinten, jetzt sey die Gelegenheit recht bequem, sie wieder zu erobern, da Karl X. mit Polen soviel zu thun habe. Die Thoren! Sie bedachten nicht, daß sie noch 6 Millionen Schulden

vom vorigen Kriege, kein Geld im Lande, keine geschickten Anführer, keine geübte Truppen, keine sichere Festungen hatten. Dennoch erfolgte das Kriegsmanifest. (1657) Karl X. ließ sogleich die Polen los, landete in Holstein, und eroberte die ganze Halbinsel. Die Natur selbst schien ihn aufzufordern, sich des ganzen Dännemarks zu bemächtigen, denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuße auf dem Eise von Jütland nach Fünen und von Fünen nach Seeland gehen konnte. Wirklich beschloß der verwegene Mann, mit seinem Heere die schlüpfrige Reise anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel, Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Jan. 1658). Zwey Kompagnien brachen ein und ertranken. Die andern kamen glücklich an, bemächtigten sich der Insel Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien die ganze Armee bey Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Unternehmung. So bedrängt war das dänische Reich noch nie gewesen. Man war so überrascht, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Kaum war Karl X. in Wordingborg angekommen, so waren auch schon dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen

da. Ulfeld, der nun frohlockte, drang in den König, sie nicht anzuhören, allein Karl X. war so übermüthig nicht. Die Kränkung hatten indessen die dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit ihrem Todfeinde Ulfeld unterhandeln, ja seine Vorschriften anhören mußten. Diese kamen ihnen so übertrieben vor, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um sich Verhaltungsbefehle zu holen. Aber der Sieger verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor. Zwey Meilen vor derselben, in Tostrup, kamen ihm die Bevollmächtigten entgegen, und bewilligten alles. Am 18. Febr. (1658.) ward der Friede geschlossen, und die Friedensurkunde nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) noch weiter ausgearbeitet. Das arme Dännemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln, die norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm an Schweden abtreten, auf Holland für immer Verzicht thun, und den Schweden 2000 Reiter überlassen. Auch Korfiz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dännemark wieder, blieb aber noch eine Weile am schwedischen Hofe, und mag wohl an dem schnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeskilder Friede war nämlich nichts, als ein Waffenstillstand von 5 Monaten. Karl X.

machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so übereilt, und sein Glück nicht besser benutzt habe. Um den Fehler wieder gut zu machen, warf er selbst den Zunder zu einem zweiten Kriege aus, er zog die Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück, fing Streitigkeiten wegen der Gränzen an, und behandelte die dänischen Gesandten auf eine empörende Weise. Ehe man sichs versah, landete er (8. Aug. 1658) mit einer zahlreichen Flotte bey Korsör auf Seeland. Friedrich III. erstaunte über diese Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der wilde Krieger antwortete: „Erst will ich Dännemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweisen.“ Und nichts schien leichter, als diese Eroberung, denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit schwedischen Truppen besetzt. Bloß die Hauptstadt war noch übrig, und in dieser lagen kaum tausend Mann. Viele sprachen von Uebergabe, aber Friedrich III. rief laut, eher wolle er sich unter den Trümmern seines Reichs begraben lassen, als den Untergang desselben ruhig mit ansehen. Und als Karl die Stadt aufforderte, ließ er ihm sagen, er werde ihm an der Spitze seiner Unterthanen entgegengehen, und sein Leben theuer erkaufen.

Jetzt sah man in Kopenhagen dasselbe Schauspiel, das einst Karthago und Konstantinopel ge-

währt hatten: die Hauptstadt eines Königreichs, in Verzweiflung, sich rüstend, für ihre Existenz auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an, seine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er erhöhte die Privilegien der Stadt, schenkte den Grundstücken der Bürger adlige Freiheiten, versprach den Tapfersten von ihnen den Adelstand, den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbeieilen würde, sollte einen freien Bauerhof in seinem Vaterlande bekommen. Jetzt griff alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geistliche, Handwerker und Kaufleute sah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten; die Studenten übten sich in den Waffen, selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig. Endlich erschienen die Schweden. (6. Sept.) Karl wollte sogleich Sturm laufen, aber einige, heimlich dänisch gesinnte, Rathgeber widerriethen es ihm. So schloß er bloß die Stadt ein, und traf Belagerungsanstalten. Zwey Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam zu Ende des Octobers (1658) eine holländische Flotte, die nicht bloß den Belagerten Lebensmittel und Kriegsvorräthe brachte, sondern auch die Schweden im Sunde angriff, und völlig besiegte. (9. Nov.) Zugleich hatten die Holländer den Norwegern im Vorbeisegeln Nachricht von

dem neu ausgebrochenen Kriege gegeben, und nun eilten auch diese, den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab, und jagten die schwedischen Beamten und Soldaten zum Lande hinaus. Dennoch blieb die Gefahr noch immer dieselbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortsetzten, und alle Anstalten trafen, die Stadt auszuhungern, nachdem verschiedene blutige Stürme fehlgeschlagen waren.

Friedrich III. hatte sich in dieser Noth an Polen, Brandenburg und den Kaiser gewendet, und erhielt wirklich von diesen Mächten eine schleunige Hülfe. Friedrich Wilhelm führte persönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Oestreicher, und der Fürst Czarnetzky 5000 polnische Reiter nach Holstein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom festen Lande, als sie aber auch nach Fühnen übersetzen wollten, verweigerten ihnen die Holländer dazu ihre Schiffe, wie denn überhaupt die Früchte aller Coalitionen sich auch hier im schönsten Lichte zeigten. Da für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, so ging er nach Schwedisch-Pommern, welches Karln X. sehr unruhig machte. Als endlich nach langem Streiten die Holländer sich dazu verstanden, einen Theil der alliirten Truppen nach Fünen

nen überzusetzen, ward den Schweden auf dieser Insel eine entscheidende Schlacht geliefert, in welcher gegen 2000 derselben niedergehauen, und die übrigen gefangen genommen wurden. Begierig verlangten nun die Sieger auch nach Seeland übergesetzt zu werden, und sicher hätten sie dann die Hauptstadt rühmlich entsetzt, und die Schweden aus ganz Dännemark vertrieben, allein dessen weigerten sich die Holländer, neidisch auf das Kriegsglück der Allirten, schlechterdings. So blieb also das bedrängte Kopenhagen noch das ganze folgende Jahr eingeschlossen, bis ein unerwarteter Zufall seine Befreiung bewirkte. Der kriegerische Schwedenkönig starb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg, 23. Febr. 1660, und empfahl seiner Gemahlin angelegentlichst, nach seinem Tode einen schnellen Frieden zu schließen. Versuche dazu waren von allen alliirten Mächten (worunter auch England und Frankreich waren) lange vorher gemacht worden, allein da jede dabey ihren eigenen Vortheil am ersten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karls X. Tode wurden die Versammlungen der Gesandten vollends so ungestüm und lärmend, als wolle man die zu beruhigenden Völker vielmehr zerreißen, denn beschützen. Da trat ein verständiger dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, ins Mittel, und stellte den dänischen und schwedischen

Bevollmächtigten mit Liebe und Nachdruck vor, wie entehrend es sey, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben, und sich durch ihre Zänkereien von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen. Diese Ermahnungen bewirkte, daß beide Parteien sich ohne die Vermittler verglichen, und am 27. May 1660 den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Er lautete fast wörtlich wie der Roeskilder, nur daß die Schweden auf den Besitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die schwedischen Truppen aus Seeland, nachdem dieselben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten.

Das entschlossene Benehmen Friedrichs III. in der nun überstandenen Gefahr hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade erworben. Die Bürgerschaft hatte bey dieser Gelegenheit gezeigt, wieviel sie vermöge, und wie würdig sie daher sey, aller Vorrechte zu genießen, die bisher nur der stolze Adel sich ausschließend angemaßt hatte. Dies Selbstgefühl machten sie nun um so mehr geltend, da der Adel anfing, ihnen die jüngst empfangenen Auszeichnungen zu beneiden oder gar zu verkümmern, und die daher entstandene Eifersucht hatte noch in demselben Jahre eine kleine Revolution zur Folge, in welcher die bisher bestandene

Adelsaristokratie gänzlich umgestürzt, und eine fast unumschränkte erbliche Souveränetät in Dännemark eingeführt ward.

Diese Revolution kam sehr unerwartet. Dringende Finanzbedürfnisse des Reichs hatten eine Zusammenkunft der Stände nothwendig gemacht. Man kam am 10. Sept. 1660 zu einem allgemeinen Reichstage zusammen. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden andern Stände jeder für sich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathschlagen sollten. Da wollte dann, wie gewöhnlich, der Adel nichts auf sich kommen lassen, und berief sich auf seine Privilegien. Die Geistlichen dagegen und der Bürgerstand, ihrer geleisteten Dienste eingedenk, verlangten, daß den Adeligen alle Kronlehne genommen und an die Meistbietenden verpachtet werden sollten, weil die Adligen gar zu geringe Lehnzinsen davon entrichteten. Ueber diese Forderung wurde der Adel höchst entrüstet, aber die Bürger kehrten sich daran nicht. Nach langem heftigem Gezänk überschickten sie demselben eine Schrift, worin sie mit aller Höflichkeit erklärten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht und eine völlige Unbeschränktheit anzutragen. Es würde ihnen lieb seyn, wenn der Adel freiwillig ihnen beitreten wollte. An der Spitze dieser entschlossenen Bürger stand der wackere Bürgermei-

ster Nansen von Kopenhagen und Johann Svaning, Bischof von Seeland; die erste Idee zu dieser Aufforderung war aber wohl vom Hofe selbst ausgegangen. Friedrich III. stellte sich zwar, als habe es nichts davon gewußt, allein die Königin, eine geistvolle Frau, hatte nicht nur den klugen Kabinetssekretär Christoph Gabel, sondern auch den vielgeltenden Hannibal Sehested auf ihre Seite gebracht, und der tapfere Kommandant von Kopenhagen, Hans Schack, war gleichfalls bereit, die Unternehmung im Nothfall mit seinen Truppen zu unterstützen, die er deshalb, so wie die Studenten, noch immerfort in den Waffen erhielt. Als der Adel diese Vorkehrungen sah, gab er nach, versuchte aber durch Zögern etwas zu gewinnen. Da ging eine Deputation der beiden andern Stände geradezu auf das Schloß, und trug dem König die erbliche Souveränetät an. Friedrich dankte seinen getreuen Bürgern, verlangte aber, daß sie in einer so wichtigen Sache erst den Adel zum völligen Beitritt bewegen möchten. Hierauf suchten einige Adelige zu entweichen, aber sogleich ließ der Kommandant die Thore schließen, und dies brachte die Bestürzung sofort zur Ergebung. Am 18. Oct. 1660 erfolgte schon die feierliche Erbhuldigung. Die Truppen blieben noch eine Weile beisammen. Endlich, da alles ruhig blieb, legten auch sie die Waffen aus

der Hand. Die Regierungsform ward darauf ganz neu entworfen, und zwar so, wie sie großentheils noch jetzt besteht.

Auch bey der Thronbesteigung Christians V. ging alles ruhig ab (1670). Dieser König hatte das Glück, einen vortreflichen Minister, Namens Greifenfeld, zu besitzen, der sich durch viele neue Einrichtungen ein großes Verdienst um Dännemark erworben hat. Auf seinen Rath führte Christian V. 1671 einen Grafen- und Freiherrnstand ein, und errichtete den Danebrog-Orden. Nun konnte man den Adel in einer gewissen Stufenfolge belohnen, ohne ihn eben zu den Regierungsgeschäften näher, als man wollte, zuzulassen. Ein Paar neue Kriege und einen vergeblichen Versuch dieses Königs, sich Hamburg unterwürfig zu machen *) übergehen wir, um den Raum zu schonen.

5.

Schweden.

Mit Karl IX. (S. VII. 695) nach Siegismunds Verdrängung, kam hier eine neue Regenten-

*) Fünf Mächte traten in die Waffen, um die Stadt beizuspringen, England, Holland, Schweden, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg.

familie, aus der eine Reihe sehr kriegerischer Könige hervorgegangen ist. Der große Gustav Adolf (1611 — 1632) war, wie wir schon wissen, dieses Karls IX. Sohn. Wenn gleich Schweden unter der 21jährigen Regierung dieses glorreichen Mannes viele seiner kernhaftesten Söhne einbüßte, und eine Zeitlang in seinen innersten Staatskräften erschöpft ward, so erhielt doch die Nation durch ihn einen Schwung, der sie auch der inneren Veredelung rasch entgegen führte, und einen Namen, den die stolzesten Völkern des übrigen Europa seitdem mit Achtung aussprechen lernten. Er und seine Schule (Oxenstierna, Horn, Banner, Bernhard von Weimar, Torstenson, Wrangel) werden ewig in der Geschichte der Menschheit eine herrliche, interessante Erscheinung seyn. Unter ihm waren die sonst russischen Provinzen Karelen und Ingermannland durch den Frieden zu Stolbowa (1617), und das sonst polnische Liefland an Schweden gekommen, so wie ein Theil von Preußen und Curland. Ehstland war damals gleichfalls noch eine schwedische Provinz.

Nach seinem Tode ward, wie wir wissen, seine einzige Tochter Christine (geb. 18. Dec. 1626) als Königin gekrönt, und die vormundschaftliche Regierung von den 5 höchsten Reichsbeamten 12 Jahre lang geführt. Wir wissen, mit welchem Ruhme dieser Reichsrath, an dessen Spitze der große Kanzler Oxenstierna

stand, das Interesse der Schweden bis zum westphälischen Frieden verfolgt hat. Die junge Prinzessin wurde unterdessen mit Sorgfalt erzogen, und von gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortschritten, die sie schon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und ihrer mit nichts zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein eben so außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war. Mit dem letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde gemein, auch trug sie im Gesicht manchen von seinen Zügen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte, wie eine Amazone, verachtete Weiberputz, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Statur, und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Im Alter wurde sie sehr dick, immer aber blieb sie eine sehr interessante Figur.

Zu kriegerischem Ruhme schien sie keinen Trieb in sich zu fühlen, desto mehr aber suchte sie sich, sobald sie die Regierung übernommen hatte, von Seiten ihrer politischen Einsichten andern Mächten bekannt zu machen. Sie eröfnete einen weitläuftigen Briefwechsel, bot in Frankreich, Spanien ꝛc. ihre Vermittelung an, und

bemühte sich, einem jeden etwas Verbindliches zu sagen. Ganz vorzüglich aber wollte sie als Kennerin und Beschützerin der Künste und Wissenschaften glänzen, und von dieser Seite ist sie in der That einzig. Sie verstand sechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urschrift, schrieb und redete Französisch und Italiänisch, wie ihre Muttersprache, und Deutsch und Latein ziemlich richtig. Tacitus war ihr Liebling. Es gab wenig vorzügliche Werke in der alten und neuern Literatur, die sie nicht gekannt hätte; von allem wußte sie zu sprechen. Sie schrieb eine Menge eigenhändiger Briefe an die vorzüglichsten Gelehrten des Auslands, und lud sie ein, nach Schweden zu kommen, oder ihr zum wenigsten Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele holländische Philologen (unter andern Salmasius) machten sich auf, und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Der ehrwürdige Descartes starb in Stockholm. Gassendi schickte ihr seine mathematischen Werke. Selbst von Chemikern und Astronomen wollte sie lernen. Bücher, Gemälde, Antiken, neue Erfindungen ꝛc. wurden ihr von allen Seiten zugeschickt. Aber man muß es auch sagen, daß Christine über ihre Freigebigkeit das wahre Wohl des Reichs vergaß, indem sie nicht nur zur Tilgung ihrer Schulden liegende Gründe verkaufte, sondern auch sogar an ihre Günstlinge die schönsten Krongüter

verschenkte. So sehr sie sich also auch das Selbstregieren angelegen seyn ließ, so übel war doch bey einem so schlechten Haushalt einem so armen Staate gerathen. Die Reichsräthe drangen daher auch mit deswegen in sie, sich zu vermählen, allein dahin war sie durchaus nicht zu bringen, da ihr, wie der englischen Elisabeth, das Gefühl der Freiheit über alles ging, wiewohl sie, gleich jener, das Männergeschlecht gar nicht haßte. Da ihr indessen das fortgesetzte Treiben der Stände höchst lästig wurde, die holländischen Gelehrten ihr auf die Länge auch mehr Ekel als Vergnügen erweckten, *) und auf ihrem einsamen Throne, keine andere Aussicht zu besonderem Ruhme als durch Krieg, für den sie nicht paßte, möglich schien, so faßte sie einen Entschluß, der wegen seiner Seltenheit und wegen der ungemeinen Geistesstärke, die er nach dem gemeinen Urtheil erforderte, ihren Namen auf ewige Zeiten verherrlichen sollte. Sie wollte mit bisher unerhörter Entsagung in der Blüte ihrer

*) Den Salmasius nannte sie sehr passend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben eines witzigen französischen Arztes, Namens Bourdelot, befahl sie einmal zweien alten Philologen, Meibom und Naude, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, ein griechisches Ballet aufzuführen. Keine Ausrede half, Meibom mußte singen, Naude tanzen, zum großen Gelächter des ganzen Hofes.

Jugend freiwillig den Thron verlassen, um sich ganz der Weisheit zu widmen. Sie trug diesen Entschluß 1651 dem Senat vor, nachdem sie denselben bewegt hatte, ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, Gustav Adolfs Schwestersohn, zu ihrem Nachfolger einzusetzen. Jedermann suchte ihr den abentheuerlichen Einfall auszureden, und was ihr bey dieser Gelegenheit von dem Glanz ihrer Regierung gesagt wurde, war ihr so schmeichelhaft, daß sie diesmal wirklich noch nachgab. Sie fing darauf wieder an zu lesen, zu schreiben, zu disputiren, Gelehrte zu beschenken, aber das alles konnte ihr die widrige Leere nicht ausfüllen helfen, die das Leben für eine Frau von ihrem so heftig begehrenden Gemüth unter solchen Umständen haben mußte. Abermals stellte sich ihr die heroische Entsagung als die einzige große That vor Augen, durch sie ihren Namen über alle Weibernamen der alten und neuen Zeit, zur ewigen Bewunderung der Nachwelt, erheben könne. Und so machte sie dann 1654 Ernst, trotz allen erneuerten Bitten des Senats, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, die ihm aber oft versagt worden war. Am 16. Jun. übergab sie feierlich in der Versammlung der Großen dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor, als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und

die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. gekrönt, und fünf Tage nachher bestieg sie ein schwedisches Schiff, das sie in Mannskleidern nach Hamburg führte. Ihre Mutter war untröstlich. Sie selber jauchzte, sicher hoffend, in kurzem die ganze Welt mit Bewunderung und Staunen zu erfüllen.

Das Vaterland des Schönen und der Künste Heimath, Italien, hatte sie sich zu ihrem künftigen Aufenthalte ausersehen. Um sich bey den Bewohnern desselben eine recht glänzende Aufnahme zu bereiten, wollte sie ihnen sogar durch die Annahme ihres Glaubens schmeicheln. Zu dem Ende legte sie schon zu Brüssel, wo sie sich über ein Jahr aufhielt, heimlich in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Jesuiten nieder. (1654, 24. Dec.) Von Brüssel ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inspruck. Hier that sie mit größter Feierlichkeit den Uebertritt zum Katholicismus öffentlich, (1655, 6. Nov.) zum innigen Schmerze aller braven Schweden, und besonders derer, die einst mit ihrem heldenmüthigen Vater den Zug nach Deutschland zum Schutze der Protestanten mitgemacht hatten. Und schwerlich erlangte sie da-

durch das, was sie sich von diesem Gaukelspiel versprochen hatte. Zumal in Rom, wo die Religion am wenigsten galt, machte man von dieser Sache sehr wenig Aufhebens, und da ihr doch die Meinung Anderer Alles war, so würde sie durch die standhafte Bewahrung der einmal erwählten Grundsätze in der Achtung der Welt unstreitig weit mehr gewonnen haben.

Uebrigens konnte sie mit dem Betragen der Italiäner wohl zufrieden seyn. Alle Städte durch welche sie kam, fand sie festlich geschmückt; von allen Bürgerschaften ward sie jauchzend eingeholt; Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reise von Inspruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom selber hatte man die höchste Pracht aufgeboten. (21. Dec. 1655) Sie küßte dem Papst Alexander VII. den Pantoffel, empfing seinen Segen, und schrieb sich seitdem nach ihm, um den Katholiken recht zu schmeicheln, Christina Alexandra. Sie bezog darauf den farnesischen Pallast, und versammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern um sich her, deren Werke sie lobte und verschwenderisch bezahlte. Aber lange that ihr auch das schöne Rom nicht Genüge. Sie wollte nun Frankreich sehen, und trat im Sommer 1656 die Reise dahin an, wiewohl unter so zerrütteten Vermögensumständen, daß sie erst in Rom ihre Juwelen

versetzen mußte, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Ganz Paris war in gespannter Erwartung, dies Wunder von einer Frau zu sehen. Mazarin sorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erst 18jährige Ludwig XIV. wagte nur schüchtern, sich ihr vorstellen zu lassen. Die Hofdamen bekamen bald wieder Muth, da sie die hohe Schulter, die kleine Statur, den nachläßigen Aufzug und die armselige Begleitung der Königin sahen. Sie fanden, daß sie sich zum Erstaunen wenig genire, über alles frey urtheile, im Schauspiel laut auflache, zuweilen gar in Gesellschaften einen Schenkel über den andern schlage, und was der Todsünden in den Augen des lauernden Neides mehr waren. Doch that sie alles, um die Damen mit sich auszusöhnen, indem sie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegen kam, ihnen Schmeicheleien (z. B. der Königin Mutter über ihre schönen Hände) sagte, und die Unterhaltung immer nach ihrem eigenen Ideenkreise herabstimmte. Die Männer bezauberte sie allzumal durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wissens und durch die unterhaltende, ungezwungene Art, mit der sie von allem zu sprechen wußte. Auch ihr Aeußeres schien ihnen sehr reizend, wiewohl die Damen dies durchaus nicht zugeben wollten. Das Ende aller Urtheile, selbst der verschiedensten Par-

teien, war indessen immer, daß sie eine ganz außerordentliche Person sey.

Nach einigen Monaten verließ sie Paris wieder. Auf der Rückreise nach Italien besuchte sie die berühmte Ninon auf deren Landsitze, und fand sehr viel Geschmack an ihr. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reisete sie eine Weile in Italien herum, um sich bewundern und feiern zu lassen. Allein sie hatte nirgends lange Ruhe. Im nächsten Herbste wollte sie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgesuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung hinzu, und so kam sie im October 1657 in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte sie schon die erste Aufmerksamkeit nicht mehr, und als sie gar 14 Tage nach ihrer Ankunft ihren Stallmeister, Marchese Monaldeschi, der bisher ihr Vertrauter gewesen war, aber nicht zu schweigen gewußt hatte, unter dem Titel der ihr zustehenden Justiz in einem Zimmer des königlichen Schlosses barbarisch meuchelmorden ließ, so daß Fußboden und Wände des Zimmers von dem allenthalben hin gespritzten Blute kaum wieder gereinigt werden konnten, da gab man es ihr deutlich genug zu verstehen, wie gern man ihre Entfernung sehen würde. Dennoch blieb sie bis zum Frühjahr 1658 in Frankreich, worauf sie zum dritten Mal nach Rom zurückreisete.

Großer Mangel im schwedischen Schatze verursachte jetzt eine häßliche Stockung in den Geldlieferungen, die sie bis dahin noch so ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte sich in dieser Noth an den Papst wenden, der auch wirklich die Gefälligkeit hatte, ihr jährlich 12,000 Scudi auszusetzen, und den Kardinal Azzolini, einen sehr klugen und wirthlichen Mann, zu ihrem Haushofmeister zu bestellen. So lebte sie denn wieder zwey Jahre in Rom, und nicht in der besten Laune. Schon hatte sie unangenehme Kollisionen mit den vornehmen Römerinnen, und diese gaben ihr Stoff genug, ihre thörichte Abdankung zu bereuen. Im Febr. 1660 erhielt sie endlich die Nachricht von ihres Vetters (Karls X. Tode. Sie beschloß darauf, nach Schweden zurückzureisen, dem Vorgeben nach, um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, der Wahrheit nach aber, um zu sehen, ob es nicht etwa möglich wäre, wieder auf ihren alten Thron zu gelangen. Aber daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Messehören in Schweden allgemeines Aergernis, und da sie zu stolz war, um es einzustellen, so rissen die Schweden ihre Kapelle ein, und jagten alle ihre Pfaffen und Italiäner über die See zurück. (23. Dec. 1660). Sie selbst ging erst im Sept. 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daselbst, und kehrte dann abermals nach

Rom zurück. Von der langen Weile gequält, mischte sie sich nun bald in Familiensachen, bald in Staatshändel, erwarb sich aber nirgends Dank, und erfuhr nur allzu schmerzlich, daß eine Königin ohne Macht nichts weiter als ein gewöhnliches Weib sey. Da ihre Wechsel immer noch nicht regelmäßiger einliefen, so ging sie 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daselbst noch größere Kränkungen als das erste Mal. Der Staatsrath verwahrte sich sehr sorgfältig gegen sie, und schon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder umzukehren, oder ihre Pfaffen zurückzuschicken. Trotzig erwählte sie das erstere. Sie segelte nach Hamburg zurück, ohne Stockholm gesehen zu haben, und machte ihre Geldgeschäfte von Hamburg aus schriftlich ab, wo sie über ein Jahr blieb. Im October 1668 kehrte sie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daselbst noch 21 Jahre, sich und andern zur Last, und starb endlich, (1689, 19. April) 63 Jahre alt, längst vergessen von der Welt, der sie so nützlich hätte werden können, wenn sie ihre großen Talente nicht zum Glänzen sondern zum Wirken hätte anwenden wollen. In der Peterskirche liegt sie begraben.

Welche Thaten unterdessen der von ihr eingesetzte König Karl X. gethan, ist zum Theil schon oben bey Dännemark erzählt worden. Aber dieser kriegerische König reizte nicht bloß diesen

einen

einen Feind; er lag gegen alle seine Nachbarn zu Felde, und hinterließ seinem Nachfolger drey Kriege, die aber alle noch in dem Jahre seines Todes (1660) beigelegt wurden.

Jener Nachfolger war sein fünfjähriger Sohn Karl XI. (1660 — 1697). Während seiner Minderjährigkeit maßte sich der Adel immer mehr von den Krongütern und von einer ungebührlichen Macht an, auch mischte man sich in unnütze Kriege, aus denen das Reich nur durch Ludwigs XIV. Großmuth so wohlfeil wegkam (Siehe oben S. 244). Aber mit des Königs Volljährigkeit hatte die Herrschaft dieser Herren ein Ende. Karl XI. drang mit einer neuen Domainenreduction durch, zeigte sich als einen gesetzten, friedliebenden und dabey höchst sparsamen Mann, zahlte 9 Millionen Thaler Kronschulden ab, wandte einen Theil seiner Einkünfte auf den Handel, auf Manufakturen, Armee und Flotte, und hinterließ bey seinem Ende (1697, 15. Apr.) das Reich in dem blühendsten Zustande.

Sein Sohn und Nachfolger, Karl XII. war erst 15 Jahre alt. Diesem Umstand wollten Schwedens alte Feinde, Polen, Rußland und Dännemark benutzen, um das wiederzubekommen, was Karl X. und Gustav Adolf ihnen abgenommen hatten. Sie griffen daher alle drey auf einmal Schweden ohne alle Veranlassung an.

Wie muthig ihnen aber der junge Held begegnet sey, werden wir im folgenden Theile sehen.

6.

Russen.

Die Russen waren zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts noch nach Sitten, Sprache, Kenntnissen, Wohnungen und Kleidung ein so barbarisches Volk, daß man sie lieber zu den Asiaten als zu den Europäern hätte rechnen mögen. Moskwa, die Hauptstadt und Residenz der Zaren, war ein Haufen elender hölzerner Hütten, nur der Pallast des Kaisers und die Klöster waren feste Gebäude von Stein. Der Adel hatte eine unbändige Wildheit, und maßte sich große Gewalt an; und obgleich Zar Iwan II. ein stehendes Heer unter dem Namen Strelzi oder Strelitzen eingeführt hatte, so war doch dies, wegen Mangel an gehöriger Subordination, wie die Janitscharen in der Türkey, oft mehr dem Fürsten als dem Adel gefährlich.

Man muß aber gestehen, daß über diesem ungeheuren Reiche seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz besonders glücklicher Stern gewaltet habe. Kein Reich hat innerhalb 200 Jahren eine solche Menge vortrefli-

cher Regierungen aufzuweisen, als Rußland. Gleich der erste Zar aus der noch regierenden Familie, Michael Feodorowitsch Romanow, gewann alle Herzen durch kluge Sanftmuth, indeß sein wahrhaft weiser Vater, der Patriarch, ihm 20 Jahre lang wie ein Mitregent beistand. Nach seinem Tode (1645) folgte ihm sein wackerer Sohn Alexei, ein funfzehnjähriger Jüngling, der sich während einer Regierung von 31 Jahren allgemeine Achtung erwarb. Er hat auch mehrere Kriege geführt, zuletzt noch gegen die Türken, doch ohne Plan und Erfolg, wie alle rohe Völker. Nach seinem Tode (1676) erbte sein ältester, gleichfalls treflicher Sohn Feodor III. den Thron, abermals ein Jüngling, denn er stand im 19ten Jahre. Er durfte schon einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung der Adelsaristokratie wagen, indem er auf einer großen Reichsversammlung die sogenannten Rosrádbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer warf. Er starb schon 1682, 27. April, aber nur um einem Größeren Platz zu machen.

Dies war sein zehnjähriger Stiefbruder Peter (geb. 20. Jun. 1672). Zwar war noch ein rechter Bruder, Namens Iwan vorhanden, allein dieser war so schwachen Geistes, daß Feodor ihn billig übergehen, und statt seiner den desto lebhafteren Jüngsten zum Thronerben bestellen

zu müssen glaubte. Ueber diese Verordnung brach nach des Zaren Tode ein fürchterlicher Aufruhr aus, dessen Seele die Prinzessin Sophie, Iwans ältere Schwester, war. Diese, ein Fräulein von hoher Schönheit, vielem Verstande und feurigem Herrschergeist, war schon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden gewesen, durch welche die Familie Narischkin, aus welcher die ihr verhaßte Stiefmutter stammte, ein großes Uebergewicht bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Zaar, so war vorauszusehen, daß diese Familie vollends alles an sich reißen würde. Dies zu verhindern, und sich selbst die Herrschaft zu sichern, bewegte sie die Anführer der Strelitzen und viele Herren vom russischen Adel, Feodors Verordnung umzustoßen, den älteren Bruder, Iwan, zum Zaar zu wählen, und ihr die Mitregentschaft zu übertragen. Um aber jedermann gegen die Familie Narischkin zu erbittern, streute sie die schändlichsten Verläumdungen von derselben aus. Iwan Narischkin, der Bruder der Kaiserin, sollte sich auf den Thron gesetzt, und freche Reden ausgestoßen haben. Das setzte die wilden Strelitzen in Wuth. Sie umzingelten den Pallast, drohten die ganze Familie zu ermorden, und hieben auch wirklich jenen Iwan und seine Brüder, nebst andern Gliedern dieses Hauses, in Stücke. Darauf riefen sie nach Sophiens Wünschen den Prinzen Iwan

zum Zaar aus. Aber der gutmüthige Knabe trat selbst hervor, zur großen Verwunderung seiner Schwester, und bat, man möchte ihm doch auch seinen lieben Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Sogleich schrien sie: „Gott erhalte auch unsern Prinzen Peter!“ Darauf kam auch dieser hervor, der durch sein sprechendes Gesicht und sein freies, muthiges Wesen schon als Knabe die Gemüther beherrschte, und bat, man möchte doch seine Mutter nicht ins Kloster schicken. Auch dies bewilligten sie.

Im Jun. 1682 wurden nun Iwan und Peter als künftige Zaaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessin Sophie, in Verbindung mit ihrem Liebling, dem Fürsten Wasilei Galliczin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und kränkliche Iwan sterben würde. Denn mit dem Stiefbruder Peter hoffte sie bald fertig zu werden. Dieser wuchs fast wild, und ohne daß sich jemand um ihn bekümmerte, in einem Dorfe bey Moskwa auf, unter einem Schwarme junger Russen, zum Theil aus guten Familien, mit denen er auf eine ungebundene, lärmende Weise fröhlich war. Aber mitten aus diesem Jugendfeuer leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spät bemerkte; der Prinz besaß eine

Wißbegier, die ihn rastlos von einer Untersuchung zur andern jagte, und einen Trieb, etwas Großes auszuführen, wie nur die größten Heroen der Menschheit, zu denen er ganz unbedenklich zu zählen ist, ihn je im Busen getragen haben. Glücklicher Weise fand sich unter seinen Zechgenossen ein junger Genfer, Namens Lefort, der eine Zeitlang im Kriege gedient hatte, und mit der dänischen Gesandschaft nach Moskwa gekommen war. Dieser Mann besaß eine angenehme Gabe des Vortrags, einen offenen Geist, eine einnehmende Gestalt, und mancherley Kenntnisse. Der junge Peter wurde nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künsten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Militär und Seedienst, vom Handel und den großen nach Indien segelnden Flotten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust voll inniger Sehnsucht, einst auch dahin zu kommen, wo die Menschen so menschlich, so kunstreich wären, und dann, wenn er alles von ihnen gelernt, wieder umzukehren in sein barbarisches Vaterland, um seine Russen eben so menschlich, eben so kunstreich zu machen. Er nahm indessen den Lefort in seine Dienste, und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Dieser that dafür alles mögliche, ihn zu erfreuen und aufzuklären. Er lehrte ihn Holländisch und Deutsch, zeigte ihm die franzö-

sischen Kriegsexercitien, und dressirte eine kleine Compagnie von etwa 50 jungen Russen, in welcher Peter von unten auf diente, ganz auf französischem Fuß.

Je mehr sich unter solchen Beschäftigungen Peters großer Geist entfaltete, desto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem seine herrische Schwester Sophie ihn noch immerfort zu erhalten suchte. Mehrmals widersprach er ihr im Staatsrath so nachdrücklich, daß sie ein Zittern ankam, und im Julius 1689 kam es endlich zum öffentlichen Bruche bey Gelegenheit einer Procession, wo er den Vorrang verlangte, und da er nicht durchdrang, sich schnell entfernte. Sogleich nahm Sophie zu ihren alten Freunden, den Strelitzen, ihre Zuflucht, und es gelang ihr durch allerley Vorstellungen, sie abermals in die Waffen zu bringen. Peters Ermordung ward beschlossen. Er floh in der ersten Bestürzung mit seinen Freunden in das Dreieinigkeitskloster bey Moskwa. Hier hatte er die Freude, eine Menge Deutsche, ja viele vom russischen Adel freiwillig zu ihm eilen zu sehen. In wenig Tagen hatte er beinahe ein kleines Heer um sich. Selbst viele Anführer der Strelitzen, denen vor dem Ausgang bange war, gingen mit ihren Rotten zu ihm über. Nun beschloß er, mit diesem Haufen gerade nach Moskwa loszugehen, die Empörung mit Gewalt zu dämpfen, und seine

Schwester auf immer von der Regierung zu entfernen. Alles ging erwünscht. Die meisten Einwohner der Hauptstadt empfingen den jungen Helden mit Frohlocken. Alle Verschworne wurden arretirt, und nach der rohen Sitte des Landes barbarisch gestraft. Der Oberste der Strelitzen nebst andern Anführern wurden gerädert, andere wurden geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Sophiens Liebling, der Fürst Gallizin, verlor seine Güter, und wurde mit 3 Kopeken (9 Pfen.) täglichen Kostgeldes nach einer kleinen Stadt (Kargopal) in Weißrußland, in der Nähe von Archangel, verwiesen. Sophie ward in ein Nonnenkloster bey Moskwa gesperrt und streng bewacht. Jetzt ward Peter Alleinherrscher, denn sein Bruder Iwan trat ihm mit Vergnügen seinen kleinen Anspruch ab, und 1696 nahm ihn schon der Tod weg.

Man kann denken, wie rasch der junge Reformator nun seine längst gereiften Ideen ins Werk gerichtet haben werde. Lefort kam ihm zuvor, indem er ihn eines Tages mit einer heimlich nach deutscher Weise gekleideten und exercirten Compagnie junger Russen überraschte. Freudig kam der Zaar auf den fremden Schlag der Trommel herbeigelaufen, und sah den Exercitien der neuen Compagnie zu, die Lefort commandirte. Er umarmte den letztern, verlangte selbst in der

Compagnie zu dienen, und mit dem Trommelschlagen anzufangen. Die Montur ward herbeigeschafft, und bald trommelte der gelehrige Zaar in so raschen Wirbeln, als ob er nie etwas anders gethan hätte. Die Russen liefen erstaunt herbey, das seltsame Schauspiel zu sehen, und wurden zu ihrer Verwunderung gewahr, daß es keine bloße Spielerey sey. Der Tambour avancirte indessen bald zum Sergeanten und endlich zum Officier hinauf, und freute sich nicht wenig, wenn sein Beispiel vornehme Nachahmer erweckte. Aber die Russen waren so nachahmungssüchtig nicht. Sie hingen so fest an dem lieben gewohnten Alten, daß das viele Neue und die Begünstigung der Ausländer ihnen ein recht bittres Aergerniß gab. Und eben da ihrer so wenige hinzutreten wollten, war Peter gezwungen, desto mehr fremde Officiere ins Land zu ziehen. Mit vieler Mühe erhob er dadurch seine Leibcompagnie zu einem Haufen von 600 Mann. Lefort wurde General und Minister.

Der größte Wunsch Peters war immer gewesen, einmal ein englisches oder holländisches Schiff zu sehen. Er reisete jetzt nach Archangel, freute sich des herrlichen Anblicks, betrachtete, untersuchte alles, half selbst an einer Schaluppe mit arbeiten, übte sich im Zeichnen der einzelnen Theile, und ruderte so oft er konnte, auf dem Wasser herum. Gern hätte er gleich die Welt

umsegelt, allein die Türken riefen ihn zurück. Er versuchte seinen ersten Krieg 1695, und belagerte Asow. Aber die Russen waren noch so ungeschickte Belagerer, daß die Türken diesmal unangefochten blieben. Ergrimmt sandte Peter nach Wien und Berlin, und bat um deutsche Artilleristen, Mineurs und Ingenieurs. Mit ihrer Hülfe gelang endlich die Eroberung der Stadt im folgenden Jahre (1696, 18. Jul.). Er schloß hierauf einen Waffenstillstand mit der Pforte, und eilte nun, seinen längst genährten Lieblingswunsch auszuführen, fremde Länder zu sehen. Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten schon den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Officiere längst verhaßt gewesen waren, und die von dieser Reise eine völlige Umschaffung des Kriegswesens mit Recht fürchteten; und diese Unzufriedenheit benutzte die noch immer wirksame Sophie, eine zweite Verschwörung gegen das Leben ihres Bruders zu Stande zu bringen. Zwey Hauptleute der Strelitzen, Sikel und Sukawnin leiteten die Unternehmung. Der Plan war, man wolle in einer Nacht Feuer anlegen, und in dem dabey entstehenden Gedränge den Zaar, der bey solchen Gelegenheiten immer mit Hand anlegte, umbringen. Einige Stunden vorher sollte sich die Rotte bey Sukawnin versammeln, und dort bis Mitternacht beisammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen,

da entdeckten zwey furchtsame Strelitzen dem Zaar das Komplot. Dieser ließ sie verhaften, unterrichtete den Kapitän der Leibwache davon, und befahl ihm, in der Nacht um 11 Uhr in größter Stille mit seiner Compagnie das Haus des Sukawnin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Kapitän um 10 Uhr bestellt, so ging er in Begleitung eines einzigen Pagen nach 10 Uhr selbst hin. Da er niemand vor dem Hause fand, so vermuthete er, die Wache werde schon drinnen seyn. Aber wie erstaunte er, als er beim Eintritt niemand als die betrunkenen Strelitzen erblickte. Diese nicht minder erschrocken, fuhren rasch auf; er aber nahm sich zusammen, grüßte sie freundlich, und sagte, er sey eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine lustige Gesellschaft vermuthet, so habe er, zum Schlafengehn noch zu munter, erst ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Diese Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, sie tranken seine Gesundheit, und er, mitten unter ihnen sitzend, that ihnen nach seiner Weise tapfer Bescheid. Bald darauf sagte einer der Verschwornen halblaut zu Sukawnin: „Jetzt, Bruder, ist es Zeit!“ Noch nicht, flüsterte dieser. „Ha! rief der Zaar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufsprang: wenn es bey dir noch nicht Zeit ist, so ist es bey mir Zeit!“ Und in dem Augenblick

schlug er dem Sukawnin mit der geballten Faust so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Dann schrie er fast sinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!" Und glücklicher Weise erschien in diesem Augenblick, mit dem Schlag 11 Uhr, der Gardekapitän mit seinen Leuten. Die Verschwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Kapitän eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu spät gekommen. Als er aber seinen Befehl vorzeigte, küßte der beschämte Zaar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe der Strelitzen war fürchterlich. Die Anführer wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophie ward von jetzt an schärfer bewacht, als zuvor.

Jetzt durfte es der kühne Mann schon wagen, sein Reich auf einige Jahre zu verlassen. Er bestellte die einsichtsvollsten und treusten Männer der Regierung während seiner Abwesenheit, und trat im April 1697 diese Reise an. Da er alles Aufsehen haßte, so gab er seiner Reisegesellschaft das Ansehen einer großen Gesandschaft, an deren Spitze sein General Lefort und einige vornehme Russen standen, und zu deren unscheinbarsten Begleitern er nur gehören wollte. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königs-

berg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme dieser ehrenvollen Gesandtschaft gesorgt hatte. Unter einem karmosinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, und bewirthete nachher die Gesellschaft köstlich. Während der Audienz stand der verkleidete Zaar ganz hinten unter dem Gefolge, allein die brandenburgischen Hofleute wollten nachher doch versichern, sie hätten ihn schon damals erkannt an dem hohen und schlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz der rollenden Augen, die man in der That nicht ohne Furcht betrachten konnte. Nachdem er sich von der brandenburgischen Verfassung und vielen andern Dingen sorgfältig unterrichtet hatte, reisete er mit seiner Gesandschaft am 9. Jun. von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg und Kleve nach Amsterdam. Hier war er recht in seinem Elemente. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor allem die ungeheuren Seeschiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht auf den

Beinen war, um alles recht genau beſehen und behalten zu können. Noch einen Theil der Nacht ſogar verwandte er auf das Aufzeichnen des Merkwürdigſten, das er an jedem Tage geſehen hatte.

Um hier in dieſer herrlichen Schule keinen Augenblick mit leeren Complimenten und Staatsbeſuchen verſchwenden zu dürfen, zog er ſein Incognito noch immer enger zuſammen, und begab ſich zuletzt mit wenigen jungen Ruſſen nach dem berühmten Dorfe Saardam, wo die großen Seeſchiffe gebauet werden. Hier that ſich ihm eine ganz neue Welt auf. Nicht zufrieden, nur zu ſehen, wollte er ſelber lernen, und ſtellte ſich als ein junger Ruſſe in einer kurzen rothen Friesweſte und langen Hoſen einem Schiffsbaumeiſter als Lehrling dar. Man ſchrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michaelow als gemeinen Zimmermann ein, und nur einer ſeiner Begleiter nahm Theil an der mühſamen Arbeit. Um ſich durch nichts zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete ſich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unerſättliche Lernbegierde. Mit ſeiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der erſten bey der Arbeit, und des Abends der letzte in ſeinem ſelbſtgemachten Bette. Erſt als man zufällig ſeinen wahren Stand entdeckte,

wurde er verdrossener. Man kann sich die Verwunderung der übrigen Arbeiter bey dieser Entdeckung denken; da er indessen durchaus nicht anders als seine Kameraden behandelt seyn wollte, so schickten sie sich zuletzt in seinen Willen, und nannten ihn bloß Meister Peter. Im Winter nahm er seine Wohnung wieder zu Amsterdam, und ließ sich in der Mathematik und Naturkunde unterrichten, ja er besuchte die Vorlesungen eines berühmten Anatomen, Ruisch, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Wo nur irgend etwas nützliches zu lernen war, da mußte er hin, und wenn ihm ein kenntnißreicher Mann eine Belehrung gab, so hing sein Blick mit forschender Ungeduld an dessen Lippen. —

Als das Schiff, an dem er selbst so fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, kaufte er es, und schickte es mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern aller Art nach Archangel. Er selber segelte darauf im Januar 1698 nach England über. Mit König Wilhelm III. hatte er sich im Haag schon besprochen. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Depfort, dem großen Schiffbauplatze, und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er die Uhrmacher und andere Künstler häufig, ließ sich in der Sternkunde unterrichten, und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Kava-

lier, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang herum. Am Gestade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die große englische Flotte sich in 2 Parteien theilen, und im Scherze ein Seetreffen liefern ließ. Dieser Anblick entzückte ihn so sehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Zaar von Rußland, nichts möchte ich lieber seyn, als ein englischer Admiral!" Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von 24 Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England 3 Kapitäne von Kriegs- und 25 von Handelsschiffen, 40 Lieutenante, 30 Lootsen, 30 Wundärzte, 250 Kanoniere und über 300 Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genaueste vom deutschen Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zwang, seinen schönen Plan aufzugeben, und eiligst nach Moskwa zurückzukehren (Aug. 1698).

Sein Blut kochte, wenn er an dies widerspenstige Volk dachte, das ihm schon soviel Kummer gemacht, und ihn jetzt eben in dem herrlichsten Genusse störte. Als er bey seiner Durchreise durch Polen den König August II. in dem Flecken Rawa besuchte, und dieser als ein

Pröb-

Pröbchen seiner ungeheuren Stärke einem polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug, bat sich Peter zum Andenken den Säbel aus, und sagte: „Ich will Ihre Kunst an den Russenköpfen versuchen.“ Am 4ten September (1698) traf er in Moskwa ein. Die schwerste Arbeit fand er schon gethan. Der tapfere General Gordon, ein Schotte, hatte den rebellischen Strelitzen ein förmliches Treffen geliefert, viele getödtet, und mehrere Tausende gefangen bekommen. Schreckliche Verhöre mit Folter und Knute begannen nun. Viele blieben stumm und standhaft, selbst bis zur Todesqual; aus andern brachte man heraus, daß sie mit der Nachricht getäuscht worden seyen, der Zaar sey todt. Die Prinzessin Sophie hatte sich durch Bittschriften förmlich auffordern lassen, die Regierung zu übernehmen. Der Widerwille gegen des Zaars Neuerungen war die Haupttriebfeder der Verschwörung gewesen.

So fürchterlich war Peters ungeheurer Jähzorn noch nie angefacht worden. Es fehlte nicht viel, daß er nicht das ganze Corps der Strelizzen mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Das Rädern, Hängen, Köpfen dauerte mehrere Wochen lang fort, denn über Zweitausend wurden hingerichtet. Er machte es nun wahr, was er dem König von Polen versprochen hatte, ja er forderte seine Freunde auf, ihm schlachten

zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in seinem Vaterlande nicht gewöhnlich sey. Um das Kloster, in welchem Sophie wohnte, wurden an 200 Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hingen, und ihrem Fenster gegen über knüpfte man die drey auf, die ihr die Bittschriften überreicht hatten. Jeder derselben bekam ein Blatt in die Hand, und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Ansehen eines Darreichenden erhielt. Sophie selbst ward härter als bisher beschränkt, und seitdem rührte sie sich nicht wieder.

Eine fürchterliche Stille herrschte jetzt im ganzen Reiche. Peter konnte jetzt einführen, was er wollte. Er ordnete darauf neue Finanz- und Justizkollegien an, errichtete neue Regimenter, stiftete Schulen, bauete Schiffe, und führte fast mit Gewalt statt der langen Mäntel die deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheeren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, der mußte sich gleich einen kurzen machen lassen. Damit jeder das Maaß genau erführe, so wurden an den Stadtthoren Muster von deutscher Kleidung aufgehängt. Offenbar ging der hitzige Mann in diesem Stücke in seinem Eifer zu weit, und schritt über seine Regentenrechte hinaus, allein seine Absicht war doch gut gewesen; er wollte sein

Volk auch dem Aeußern nach menschlicher machen. Nur Schade, daß der Geschmack, den er einführte, schlechter war, als der, den er verdrängte.

Noch hat er das Verdienst um die Vermenschlichung seiner Russen, daß er den Weibern, die bisher wie in der Türkey gleich Gefangenen waren verschlossen gehalten worden, den Zutritt in Männergesellschaften erlaubte. Und da nach der bisherigen Sitte ein Bräutigam seine Braut nicht eher als nach geschlossenem Vertrage zu sehen bekam, so verordnete Peter jetzt, daß die Heirathslustigen selber sollten wählen, und 6 Wochen lang mit den Gewählten umgehen dürfen. Er selbst war schon seit seinem 17ten Jahre vermählt.

Im folgenden Zeitraum werden wir diesen außerordentlichen Mann im Kampfe mit einem nicht minder merkwürdigen Gegner erblicken.

7.

Polen und Preußen.

Das polnische Reich war in diesem Jahrhundert bei weitem nicht so vom Schicksal begünstigt worden, als das russische. Nicht nur litt es

ungemein in den vielen Kriegen, durch die Verheerungen der Tatarn, Türken, Kosaken, Schweden, ja selbst der befreundeten wallensteinischen Hülfsvölker; sondern es verlor auch in denselben beträchtliche Provinzen. Chozym und die Moldau kam an die Türken (1622, 9. Oktob.), Esthland und Liefland an die Schweden (1660, 3. Mai), den unruhigen Kosaken mußte die ganze Ukraine frei gegeben werden, und endlich kam es gar dahin, daß die Polen den Türken einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden versprachen, und ihnen außerdem noch Podolien und die wichtige Festung Kaminieck abtreten mußten *) (1672, 18. Oktob.). Welche Verluste! Aber noch weit größer war das Unglück im Innern des Landes. Anstatt daß andere Länder durch die Unterjochung des Adels unter die Einheit einer wohlgeordneten Königsgewalt in diesem Jahrhundert Ruhe, Kraft und Wohlstand gewannen, und die niedern Stände in denselben zur Freiheit und Menschlichkeit emporwuchsen, war der polnische Adel auf nichts eifriger bedacht, als wie er bei jeder neuen Königswahl die Macht und die Einkünfte des Regenten immer mehr schmälern wollte, und damit nur sie recht frei blieben, ward nicht nur dem Könige aller Einfluß auf die niederen Stände

*) Beides bekamen sie jedoch 1699 (26. Jan.) im Karlowitzer Frieden wieder.

benommen, sondern diese Millionen kräftiger Menschen, von der Natur so gut als ihre Tyrannen zum freien Lebensgenuß berufen, mußten im Schmutz, in der Dummheit und in der Armuth der drückendsten Leibeigenschaft starren. Von muthigen Bürgern, von erfinderischen Köpfen, von raschem Gewerbe und künstlicher Arbeit hörte man in Polen nichts. Der nöthige Handel ward von den Nachbarn und von Juden getrieben, die sich früh genug in diesem ihnen so günstigen Staate einfanden, dessen Landplagen sie eben durch ihr Erscheinen noch um eine der ärgsten vermehrten.

Auf die 45jährige unglückliche Regierung des schwachen Königs Sigismund III. folgte die nicht viel bessere seines Sohnes Wladislav IV. (1632 — 1648) und hierauf die noch viel traurigere Johann Casimirs, eines Bruders des Vorigen (1648 — 1669). Unter ihm rebellirten die Kosaken, freie Schutzverwandte der Polen, die man schon vorher beleidigt hatte; viele unzufriedene Edelleute machten gemeine Sache mit ihnen, Rußland warf sich zu ihrem Beschützer auf, ja auch der siebenbürgische Fürst Ragoczy und der kriegerische Schwedenkönig Karl X. fielen in das polnische Reich ein. Nur die kräftige Unterstützung Brandenburgs und der plötzliche Tod des schwedischen Königs (1660) konnten es von der gerechten Furcht befreien, in diesem

Sturme gänzlich zertrümmert zu werden. Der Friede mit Schweden, der es rettete, wurde zu Oliva geschlossen (1660, 3. Mai). In demselben that Polen auf Schweden und auf den größten Theil von Liefland Verzicht.

Der schwache und überall beschränkte König ward endlich seiner Würde so überdrüßig, daß 1668 nach dem Tode seiner Gemahlin nichts ihn bewegen konnte, sie länger zu behalten. Er legte sie daher gegen eine Pension von 150,000 Gulden nieder, ging nach Frankreich, und starb vier Jahre hernach zu Nevers (1672, 16. Decemb.). Dieser Fall machte die polnischen Großen so stuzzig, daß sie sogleich ein neues Gesetz aufstellten, kraft dessen kein künftiger König mehr solle abdanken dürfen. Wahrlich, eine traurige Verfassung, in der man solche Gesetze nothwendig findet! Aber man sah bald noch traurigere Erscheinungen. Sieben Monate lang war eine völlige Anarchie, während welcher zwei auswärtige Fürsten sich um die Krone bewarben, und sich durch Bestechungen aller Art ihre Parteien zu machen suchten. Auf dem Wahlfelde kam es zu blutigen Auftritten. Fast wäre aus dem Wahlfelde *) ein Wahlplatz geworden, denn in einigen Minuten

*) Die Wahlen geschahen ganz auf römische Art auf einem freien Felde bei Krakau. Der ganze Adel Polens und Litthauens versammelte sich hier, oft über 100,000 Mann stark, in größter Pracht, jener diesseits, dieser jenseits

geschahen einige tausend Schüsse. Nur der Kron-großfeldherr Johann Sobiesky stellte die Ruhe her, indem er drohte, die Truppen vorrücken zu lassen, um alle diejenigen niederzuschiessen, die sich der ruhigen Stimmensammlung widersetzen würden. Der Woywode von Kalisch, Opalinsky, machte zuletzt dem Streite ein Ende. „Warum," sagte er, „wollen wir einander um Fürsten erwürgen, die wir nie gesehen haben? Unsere Vorfahren waren weiser. Sie wählten in einer ähnlichen Verlegenheit den Piast, einen gebornen Polen, ohne Geburt und ohne Vermögen, und dieser regierte so weise, daß noch jetzt jeder Pole aus Grundsätzen der Ehre und Dankbarkeit sich gern nach ihm nennt. Laßt uns unsern Vorfahren nachahmen, und gleichfalls einen Piasten wählen." Diese Worte fanden einstimmigen Beifall, man zog einen Abkömmling der Jagellonen, Michael Thomas Wisniowiecky, hervor, und alles rief: „Es lebe König Michael!" Der gute Mann, in dem man sich doch wirklich vergriffen hatte *), fing an zu weinen, und wollte die Krone gar nicht anneh-

der Weichsel. In der Mitte war eine Verschanzung errichtet, in welcher die Deputirten der einzelnen Kreise rathschlagten, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit die aussen stehenden von den Resultaten zu unterrichten.

*) Wenn man nicht etwa einen Schwächling haben wollte??

men; aber er ward mit Gewalt zur Krönung geführt (1699, 19. Jun.). Zum Glück dauerte die Reue, ihn gewählt zu haben, nicht lange; denn er starb schon 1673 (10. Nov.). Die Wahl seines Nachfolgers geschah fast ganz auf die nämliche Art, wie die seinige. Man nahm den tapfern Großfeldherrn Johann Sobiesky dazu (1674, 20. Mai), der durch Muth und Klugheit besonders den Türken sehr gefährlich ward, aber dennoch nicht die Liebe seiner Nation erlangen konnte, weil diese in ihrem unsinnigen Freiheitsschwindel kaum wußte, was sie alles von einem Könige verlangen sollte. Er starb 1696, 17. Jun., und sein Nachfolger war, wie wir schon wissen, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der als König von Polen den Namen August II. geführt hat. Die Eitelkeit, mit einem Königstitel zu prangen, ward wohl nirgends härter als in Polen gebüßt, und dies unglückliche Reich scheint uns recht zum Exempel aufgestellt zu seyn, wohin die Aristokratie endlich führe.

Von dem Herzogthume Preußen ist in diesem Jahrhunderte wenig zu sagen. Gustav Adolfs Freundschaft mit dem Hause Brandenburg war dem Ländchen ein großer Schirm, und die 48jährige kluge Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640 — 1688) gereichte demselben nicht minder zum Segen. In dem Trak-

tate zu Welau erklärte Polen das Herzogthum Preußen für unabhängig, und der Friede zu Oliva bestätigte dieselbe. Kurfürst Friedrich III., sein Nachfolger, liebte Preußen vorzüglich, auch war er es ja, wie bekannt, der dasselbe im Anfange des folgenden Jahrhunderts zum Königreich erhob. Doch davon im nächsten Bande.

8.

Ungern und Türken.

Auch Ungarn war, wie Polen, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch ein Wahlreich, auf welches jedoch die östreichischen Regenten seit Ferdinand I. einen solchen Einfluß behielten, daß man nicht von ihnen abzugehen wagte, so schlecht auch der wackern Nation damit geholfen war. Denn auch ihr stand noch die heilsame Revolution bevor, kraft welcher die Macht des Adels gebrochen, und die gesammte, gesetzgebende und vollziehende Gewalt in eine Hand vereinigt werden mußte. Zu dieser Souverainität hatten nun die östreichischen Regenten allerdings den Willen, allein da sie die Ausführung desselben ihren Ministern und Generalen überlassen mußten, so hatten sie mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als

ein anderer kühn durchgreifender König, der aus der Mitte seines Volks gewesen wäre, würde gehabt haben; sie beleidigten nothwendig, da sie mit teutschen Soldaten das Werk durchsetzen wollten, nicht allein die Verfassung, sondern vorzüglich die Nationalität. Da überdem auch die Partei der Protestanten sowohl unter dem Adel als besonders in den freien Städten mächtig war, die östreichischen Regenten aber, von den Jesuiten geleitet, glaubten, die wahrhafte Souverainität sey nur mit dem Daseyn der katholischen Religion möglich; so mußten ihre Bestrebungen nothwendig auch von dieser Seite bedeutende Hindernisse finden. Ferdinand II., dem nichts über den katholischen Glauben ging, drückte die ungrischen Protestanten unbarmherzig, und auch unter Ferdinands III. Regierung übten die Jesuiten gegen sie eine wahre Inquisition. Unter Leopold I. (1655 — 1705) mußte das Land besonders viel leiden. Doch das ist oben S. 251 bereits erzählt. Eben daher wissen wir auch, welch ein Glück dieser Kaiser hatte, indem die trefflichsten Feldherren für ihn stritten, und ihm nicht nur seine Hauptstadt retteten, sondern auch die abgematteten Ungern dahin brachten, eine erbliche Herrschaft des Hauses Oestreich über sich anzuerkennen (1682). Aber die fortwährende liebloſe und räuberische Behandlung dieses Landes, das das Wiener Ministerium nun

ganz zur deutschen Provinz machen wollte, erzeugte auch fortwährend vielerlei Aufstände.

Die Türkei, als ein bloß militärischer Staat, ward nur durch Kriege und kriegerische Regenten zusammengehalten. Ein furchtbarer Despot auf dem Throne war durch seine stehende Macht, die Janitscharen, allmächtig, so wie vormals ein römischer Imperator durch seine Prätorianer; aber ein feiger Schwächling lief Gefahr, von ihnen selbst überwältigt zu werden. So wurden in den 5 Jahren von 1618 — 1623 drei Sultane von ihren eigenen Soldaten entthront, ja die beiden letzten erdrosselt. Waren die Janitscharen mit einem Sultan unzufrieden, so durfte ihnen nur einer von seinen Brüdern oder Verwandten glänzende Versprechungen machen, und die Empörung war da. Dies bewegte manchen grausamen Sultan, wie ehemals manchen griechischen Kaiser, bei seiner Thronbesteigung alle seine Verwandte ermorden zu lassen, und mancher Großwessir, der seinem Herrn ein Mißtrauen einflößte, ward von ein Paar Stummen mit einer seidenen Schnur erdrosselt. Oft lag hingegen in dem gefährlichen Kampfe auch der Sultan unter, und erfuhr alsdann das nämliche Schicksal. So Sultan Ibrahim (1648, 17. Aug.). Zuweilen war jedoch auch unter den Großwessirn ein Richelieu. Als einen solchen Kopf rühmt man den Achmet Kluprili, der die Verwaltung des

Reichs von 1661 bis 1675 führte, und Kiuprili Mustapha (1689 — 1691), der die von den Oestreichern fast ganz zernichtete Armee wieder herstellte, durch sein freudiges Beispiel die allgemeine Muthlosigkeit aufhob, siegte, sobald er ins Feld rückte, und den ganz erschöpften Finanzen wunderbar wieder aufhalf. Und nur 2 Jahre wirkte dieser große Mann! Er blieb schon 1691, 19. Aug., in der Schlacht bei Salankemen. Seitdem dauerten die Kriege mit Oestreich und Rußland fast immer fort, aber meistens zum Nachtheil der Türken. In dem Carlowitzer Frieden (1699) mußten sie dem Kaiser Sklavonien, Siebenbürgen und das ganze Land zwischen der Donau und Theis abtreten. Auch erhielt Venedig den ganzen Peloponnes. Für Polen war dieser Frieden oder vielmehr Waffenstillstand, denn er wurde nur auf 25 Jahre geschlossen, nicht minder vortheilhaft. Von merklich fortschreitender Kultur findet sich bei diesem, durch seine Religion von dem übrigen Europa isolirten, Volke in dem vorliegenden Zeitraume keine Spur.

9.

Italiäner und Schweizer.

In Italien hat sich im siebzehnten Jahrhundert wenig verändert, verbessert gar nichts, Mailand und Neapel blieben spanische Provinzen, trotz den Versuchen einzelner Verwegenen, das drückende

Joch abzuschütteln. Aus der Regierung in Florenz war der Geist der alten Mediceer so sehr gewichen, daß das schöne Land unter den beiden Großherzogen Ferdinand II. (1621 — 70) und Cosmus III. (1670 — 1723) mit dem eben so schlecht regierten Kirchenstaat in einerlei traurigem Verfalle seufzte. Seitdem die Herzogthümer Mantua und Montferrat in die Hände eines französischen Prinzen gekommen waren (1628, s. oben S. 292), hörte Spaniens Einfluß auf die italiänischen Angelegenheiten auf, und Frankreich bekam dafür in Italien ein desto größeres Uebergewicht. Wie herrisch besonders Ludwig XIV. den Papst und die Republik Genua behandelt habe, ist aus dem Obigen bekannt. Nur die beiden Herzoge von Savoyen, Victor Amadeus I. (1630 — 1675) und Victor Amadeus II. (1675 — 1730) wußten durch ein kluges Betragen gegen Frankreich und Spanien ihr Gebiet, selbst unter dem gewaltsam reünirenden Ludwig XIV. nicht nur zu erhalten, sondern zu vergrößern. Die Republik Venedig zeigte fast unter allen jetzt so tief gesunkenen italiänischen Staaten noch die meiste Selbstständigkeit, indem sie drei heftige Kriege mit den Türken führte, die ihr die Inseln Kandia und Korfu entreißen wollten, und die erstere auch wirklich entrissen. Auch die Epoche der großen Genies schien jetzt in Italien vorüber zu seyn, wiewohl man sich noch häufig mit den Wissenschaften beschäftigte, auch einige Künstler aufstanden, die als würdige Schüler der großen Meister des sechszehnten Jahrhunderts aufgezeichnet zu werden verdienen. Ich nenne hier nur unter den Malern die fünf vorzüglichsten: Guido Reni (geb. zu Bologna 1575, † 1642), Dominichino (geb. zu Bologna 1581, † 1641), Salvator Rosa (geboren im Neapolitanischen

1615, † zu Rom 1673), Franz Solimeno (auch ein Neapolitaner, geb. 1657, † 1747), Lucas Giordano (geb. zu Neapel 1632, † 1705). Alle diese hatten schon in ihrer frühesten Kindheit einen lebendigen Trieb zur Kunst empfunden, der unstreitig durch den Anblick so vieler herrlichen, überall, besonders in den Kirchen aufgestellten Gemälde, und durch die ungemeine Ehre, in welcher damals große Künstler standen, erweckt worden war. Auch erwarben sie selbst sich durch ihre Werke glänzende Ehrenstellen und Reichthümer. Lucas Giordano war ein so frühzeitiges Genie, daß er schon im achten Jahre heimlich ein Kiechengemälde al fresco vollendete, mit dem sein Vater sich nicht fertig zu werden getrauet hatte.

Die Schweizer litten während des dreißigjährigen Krieges mancherlei Bedrückungen; ihr Handel und ihre Fabriken stockten, viel armes Volk aus dem geplünderten Deutschland flüchtete zu ihnen, an ihren Gränzen schlugen sich Spanier und Franzosen um das Ländchen Veltlin herum, und innerlich schäumten unaufhörliche Gährungen zwischen den reformirten und katholischen Kantonen. Im westphälischen Frieden setzten es die Franzosen, Oestreich zum Trotze, durch, daß die Schweiz, so wie die vereinigten Niederlande, eine freie Republik, und vom deutschen Reiche ganz unabhängig seyn sollte. Seitdem haben sich die Schweizer fast immer an Frankreich angeschlossen, ja sogar sich größtentheils dessen Sprache und Sitten angeeignet, besonders seit der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), die auch ihnen eine beträchtliche Anzahl kunstreicher Kolonisten zuführte.

Register.

Aachen, Friede zu, 389.
Akademien, französische, 377.
Akte, Schiffahrts-, 531.
Alexander VII. gedemüthigt, 382.
Allerei, 643.
Algier, bombardirt, 412.
Anhalt, Christian von, 18.
Aniello, Thomas, 597.
Anneſe, Gennaro, 598.
Anſpach, Johann Ernſt von, 16.
Arnim, General, 118, 161.
Augsburg erobert, 127.
— Bündniß, 481.
Auguſt II. König von Polen, 664.
d'Avour, franzöſiſcher Geſandter, 205.

Baden, Georg Friedrich von, 25.
Bank zu London errichtet, 582.
Banner, General, ſt. 193, 286.
Bärwalde, Vertrag zu, 89.
Baudiſſin, 156.
Bayle, Peter, 445.
Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, 13, 32.
Bibliothek, heidelbergiſche, nach Rom gebracht, 28.
— zu Frauenburg nach Upſala gebracht, 78.
— zu Würzburg nach Schweden gebracht, 780.
Bierkönig, der, 106.
Blake, engl. Admiral, 541.
Blenau, Treffen bei, 354.
Blutgericht, 257.
Bogislav, Herz. von Pommern, ſt. 188.
— beſtraft, 21.
Böhmen rebellirt, 9.
Boileau, 451.
Boſſuet, Benig., 445.
Boucquoi, General, 10.
Bouillon, Herzog von, tritt ſ. Herrſchaft ab, 324.
Bourdaloue, P., 445.
Braſilien kommt wieder an Portugal, 594.
Braunſchweig, Chriſtian von, 26; ſt. 45.
Breda, Friede zu, 566.
Breiſach, erobert, 189.
Brömſebro, Friede zu, 616.
Buckingham, 459; erſchoſſen 465.
Butler, engliſcher Dichter, 591.
Buttler, Obriſt, 173.

Cabal, 565.
Carlowitz, Friede zu, 668.
Cassini, Dominicus, 444.
Catalonien rebellirt, 597.
Catinat, franz. Feldherr, 436.
Cayenne, Kolonien zu, 376.
Chaise, Pater la, 418.
Christian IV. König von Dännemark, 34, 615.
Christian V., 629.
Christine von Schweden, 630; legt die Regierung nieder, 634.
Cingmars, Herr von, 315.
Clarendon, Graf, 561.
Colbert, 375; st. 412.
Commission, hohe, ihre Errichtung, 573.
Condé, Prinz von, geht zu den Spaniern, 362.
Conti Torquato, 83.
Corneille, Peter, 441.
Covenant, der, 474; wieder aufgehoben, 563.
Cromwel, Olivier, 471, 495; lehnt die Krone ab, 546; geschmeichelt von Mazarin, 548. Seine Gemüthsunruhe, 549; stirbt, 550.
Cromwel, Richard, 551.

Descartes, René, 444.
Dessauer Brücke, Schlacht bei der, 44.
Döwitz, Schlacht bei, 286.
Dominichino, 669.
Dragonaden, 422.
Dunbar, Schlacht bei, 524.
Dünkirchen gekauft, 376.
Dünkirchen, Schlacht bei, 368.
Dyk, van, 612.

Edgehill, Schlacht bei, 493.
Englische Schiffe zuerst wieder im mittländischen Meere, 542.
Ensisheim, Schlacht bei, 236.
Episcopalkirche wieder eingeführt, 569.
Etampes, Treffen bei, 355.

Fairfax, Thomas, 494, 516.
Fehrbellin, Treffen bei, 238.
Fenelon, Franz, 446.
Feodor III. 643.
Ferdinand II. kommt zur Regierung, 10.
Ferdinand III. stirbt, 217.
Flechier, S. 445.
Fleurus, Schlacht, 266.
Fontaine, la, 451.
Fouquet, Finanzminister, 374.
Frankreich verbindet sich mit Schweden, 84.
Französische Sitten in Deutschland eingeführt, 221.
Franzosen in Schottland geschlagen, 582.
Freimaurer, die, 586.
Friede, westphälischer, 203.
Friedrich III. 617.
Friedrich V. 17.
Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 199.
Fronde, die, 337.

Gallas, General, 197.
Galliczin, russischer Fürst, 645.
Gassendi, Peter, 445.
Genua, gedemüthigt, 414.
Georg Wilhelm von Brandenburg, 52.
Giordano, Lucas, 670.
Gondi, Paul von, 334.

Guebriant, Feldmarschall, 193.
Gustav Adolph. Handel in Deutschland, 80.

Hamburg, wird reichsfrei, 617.
Harvey entdeckt den Blutumlauf, 589.
Heilbronn, Versammlung zu, 154.
Hessen-Cassel, die Landgräfin von, 189, 209.
Höchst, Treffen bei, 27.
Holzapfel, Melander von, 202.
Horn, 156.
Huygens, Christian, 445.

Jakob II., 598; läßt den Grafen Monmouth hinrichten, 570; will den Katholismus einführen, 572; entflieht, 580.
Janitscharen, ihr Verhältniß, 667.
Jankowitz, Schlacht bei, 196.
Ibrahim, Sultan, 667.
Illo, Feldmarschall, 166.
Independenten, 497; geben sich wunderliche Namen, 537.
Johann IV. st. 594.
Johann Georg von Sachsen II., 15; vereinigt sich mit Schweden, 103.
Johann Kasimir von Polen, 661.
Joseph, Kapuziner, 315.

Kanal, der königliche, 376.
Karl I. geht zu den Schotten über, 500; hingerichtet, 515;
Karl II. wunderbare Rettung, 526; seine Erhebung, 559; will den Katholicismus einführen, 566.
Karl IV. von Lothr. verliert sein Land, 308, 392.
Karl V. von Lothr. 253.
Karl X. wird König, 635; stirbt, 625.
Karl XI. 641.
Kippen und Wippen, 30.
Kiuprili Achmet, 667.
— Mustapha, 668.
Kopenhagen belagert, 625.
— Friede zu, 629.
Kosaken rebelliren, 661.
Kur, die achte, errichtet, 209.

Laud, Bischof, 467; hingerichtet, 498.
Lauenburg, Franz Albrecht, 143, 160, 179; st. 195.
Lausitz kommt an Sachsen, 30, 182.
Leipzig, Schlacht bei, 105, 195.
Leipziger Convent, 94.
Lesley, General, 522.
Leopold I., Kaiser, 228.
Levellers, die, 506.
Ligue, 8.
Lit de Justice, 331.
Logau, deutscher Dichter, 225.
Louvois, franz. Minister, 430, st. 433.
Ludwig XIV. geboren, 312; mündig, 351,
Lübecker Friede, 60.
Lützen, Schlacht bei, 142.
Lutter am Barenberge, Schlacht bei, 45.
Lurenburg, Marschall von, 266.

Magdeburg belagert, 64; zum zweitenmal, 95.
Maintenon, Frau von, 423.
Mansfeld, Ernst von, 9, 22; stirbt, 46.
Mantua, Herzoge von, sterben aus, 292.
Marstonmoor, Schlacht bei, 495.
Mazarin, Kardinal, 326.
Mathias, stirbt, 9.
Maximilian, Herzog von Baiern, 13; erhält die Kur, 20.
Mazarin, Kadinal, 200; entflieht, 361, 347; kommt zurück, 353, 363; st. 373.
Medici, Maria von, 274.
Milton, engl. Dichter, 590.
Mohacz, Sieg bei, über die Türken, 257.
Moliere, 447.
Monkassel, Schlacht bei, 407.
Montecuculi, Feldherr, 230.
Montmorenci, Herzog, hingerichtet, 307.
Montrose, Marquis, 519.
München erobert, 129.
Münster, Congreß zu, 200.

Nantes, Edict von, wiederrufen, 421.
Navier, 587.
Naseby, Schlacht bei, 499.
Neerwinden, Schlacht bei, 437.
Newburn, Treffen bei, 479.
Newbury, Treffen bei, 498.
Newton, 587.
Nimwegen, Friede zu, 243, 408.
Nördlingen, Schlacht bei, 181.
Nürnberg, Kampf bei, 134.

Oberhaus des engl. Parlaments aufgehoben, 517; wieder hergestellt, 547.
Oliva, Friede zu, 662.
Olivarez, sp. Minister, 592.
Opitz, Martin, 225.
Oranien, Wilhelm III. von, 394.
Orleans, Herzog von, besiegt, 304, 324.
Osnabrück, Kongreß zu, 200.
Oxenstierna, 630.

Pascal, 447.
Pappenheim, Graf von, 140, 149.
Parlament, das lange, 480.
— das Rumpf-, 531, 552.
— das Barebone-, 536.
Pedro, Don, 594.
Petition of right, 463.
Peter II. 595.
Peter, russischer Zaar, 643.
Pfalz erobert, 24; verheert, 241, 260.
Pfundgeld, das, 464.
Philip IV. 596.
Piccolomini, 167; wird geschlagen, 195.
Pommern, Absichten auf, 51.
Pontons, die ersten, 393.
Portugiesen werden frei, 593.
Poussin, 451.
Prag, Friede zu, 183.
— erobert von den Sachsen, 113; von Wallenstein, 123.
— Schlacht bei, 19.
Preußen, unabhängig, 665.
Protektorat in England, 539.
Pyrenäischer Friede, 369.

Quäker, ihr Ursprung, 584.
Quinault, 451.

Racine, 447.
Rathenau, Ueberfall, 238.
Regensburg, permanenter Reichstag zu, 230.
Rembrand, 669.
Reni, Guido, 669.
Restitutionsedikt, publicirt, 60.
Rethel, Schlacht bei, 346.
Retz, Kardinal von, 334, 354.
Reunionskammern, 246.
Richelieu, Kardinal, 64, 275; triumphirt, 301, 318; stirbt, 326.
Riesenburg, Raschin von, Unterhandler, 116.
Rights, Bill of, 581.
Rochelle, belagert, 288.
Roeskild, Friede zu, 621.
Rosenkreuzer, 585.
Rosrädbücher, 643.
Roundwaydown, Schlacht bei, 493.
Rubens, Paul, 609.
Ruyter, Admiral, 393; stirbt, 401.
Ryswik, Friede zu, 269, 439.

Sachsen, Kurfürst von, wird katholisch, 271.
Saumaise, 444.
Scarron, Dichter, 424.
Schleuderer, 337.
Schwarzenberg, Graf, Brandenb. Minister, 112.
Sct. Germain en Laye, Friede zu, 245.
Sct. Gotthard, Schlacht bei, 230.
Scultetus, pfälzischer Hofprediger, 12.
Schweidnitz, belagert, 161.
Senef, Schlacht bei, 235, 401.
Seni, Wallensteins Astrolog, 71, 115.
Sicherheitsausschuß, 563.
Sigismund von Polen, 75.
Silberflotte, spanische, von den Engländern genommen, 542.
Sinzheim, Gefecht bei, 236.
Sobiesky, Johann, Krongroßfeldherr, 663; wird König, 664.
Soldatenunfug, 65, 69, 83.
Sophie, russische Prinzessin, 644.
Souches, Graf, kaiserlicher Feldherr, 235, 401.
Souverainität, in Dännemark eingeführt, 627.
Spinola, 14.
Strafford, Graf, 467; hingerichtet, 484.
Stralsund, belagert, 56.
Strasburg, weggenommen, 248.
Strelzi, 642.
Stadtloo, Schlacht bei, 31.
Steenkerken, Schlacht bei, 437.
Stolbowa, Frieden zu, 630.
Susmarshausen, Schlacht bei, 203.

Tellier, le, Staatssekretair, 372.
Testakte, die, 587.
Tilly, General, 23; stirbt, 124.
Tökely, Emmerich von, 252.
Tonnengeld, das, 464.
Torstenson, Leonhard, 194.
Torys, die, 568.
Trautmannsdorf, Graf, 211.
Trczka, General, 166.
Tripelallianz, 387.
Tromp, berühmter Admiral, stirbt, 540.
Türenne, Vicomte von, 103, 199, 240; stirbt, 404.

Ulfeld, Korfitz, 617.
Ungarn wird erblich, 258, 666.
Uniformen eingeführt, 386.
Union, 8.

Vauban, 391.
Vollmar, Doktor, 211.
Vossem, Friede zu, 233, 399.

Waldeck, Fürst von, 437.
Wallenstein, Albrecht von, 36; erhält Mecklenburg, 55; entsezt, 79; wieder eingesezt, 114; ermordet, 178.
Wasaburg, Grafen von, ihr Ursprung, 147.
Weimar, Bernhard, 156, 180, 185; stirbt, 190.
Weimar, Johann Ernst von, 44; stirbt, 47.
Werth, Johann von, 182.
Whigs, die, 568.
Wien, belagert, 258.
Wilhelm III. von Holland landet in England, 577.
Wimpfen, Schlacht bei, 25.
Wit, Johann, und Cornelius van, 395, 396.
Wittstock, Schlacht bei, 286.
Wladislaus IV., 661.
Wrangel, Gustav, 201.

Zitterer, die, 584.

Verbesserungen.

Seite	6,	Zeile 15	von oben,	statt Klabinet lies Kabinet
—	219,	— 7	—	statt anderer lies andere
—	229,	— 2	—	statt G. Th. IV. lies S. Th. VI.
—	345,	— 11	—	statt Kadinalshuth lies Kardinalshuth
—	406,	— 11	—	statt Guesne lies Quesne
—	568,	— 5	— unten,	statt Humden lies Hämden

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
20
B39
1804
T.8

Becker, Karl Friedrich
Die Weltgeschichte für die Jugend

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 10 006 1